

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

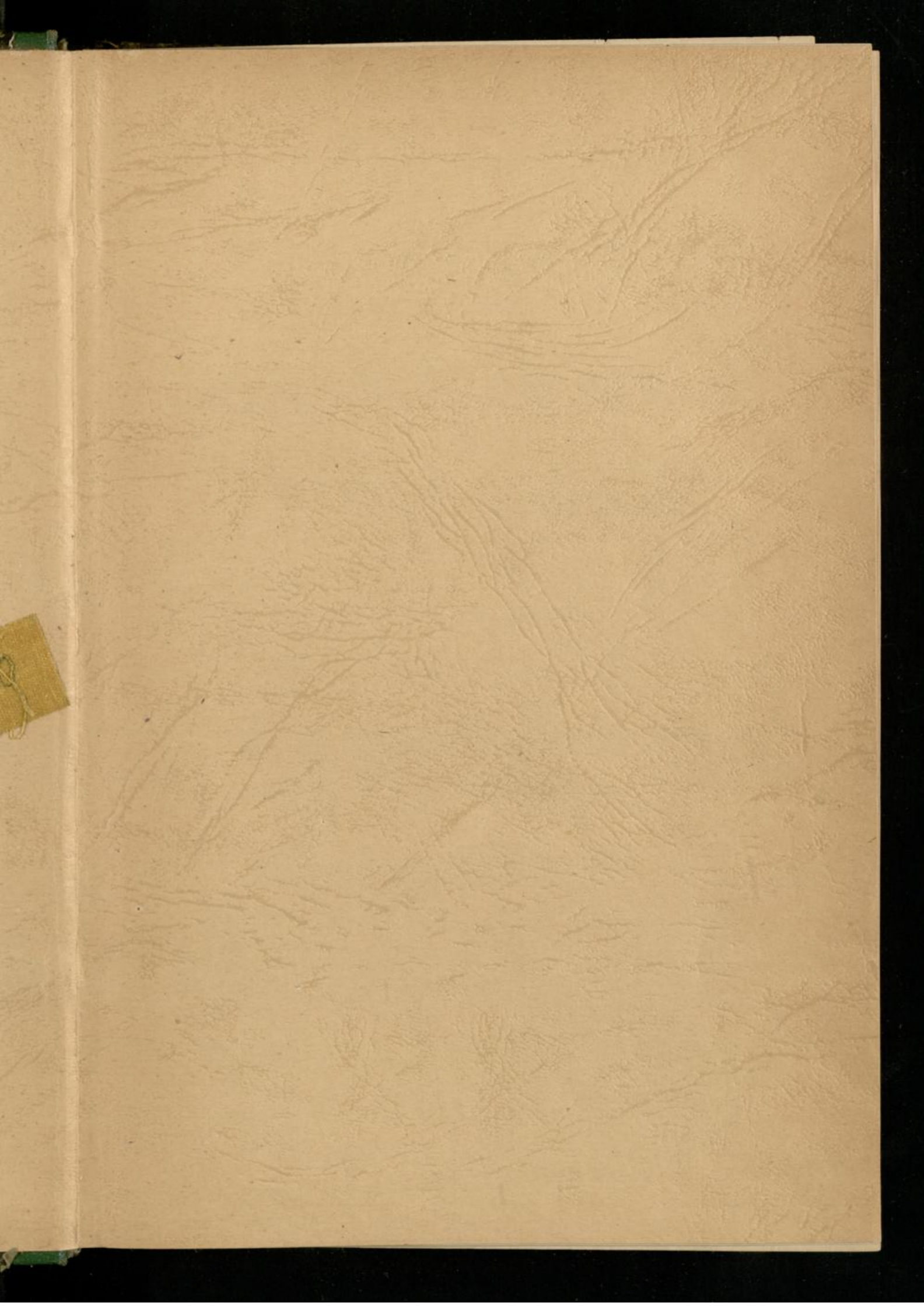
**Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und
Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin
1893**

1921-
文
學

2

0

D120



SCHE AKAD

L
C

„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.

II. Jahrgang, 1893/94.

Berlin, 1894.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

„Brandenburgische“

MONATSBLATT

DES

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

NO

XXXIII

Verlag des Vereins für die Geschichte und Heimatkunde der Provinz Brandenburg

in Berlin

Verlag des Vereins für die Geschichte und Heimatkunde der Provinz Brandenburg

1901

Preis

1 Mark

Verlag des Vereins für die Geschichte und Heimatkunde der Provinz Brandenburg

Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

1. Die Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz hat an Stelle des verstorbenen Geheimen Medizinalrats Professor Dr. Schaafhausen zu Bonn den II. Vorsitzenden unserer Gesellschaft Stadtrat Friedel in den auswärtigen Vorstand gewählt. Dieser auswärtige Ausschuss, der als Ehren-Vorstand neben den in und bei Mainz wohnhaften ordentlichen Vorstands-Mitgliedern fungiert, besteht ausser dem Genannten z. Z. aus dem Konservator Oberst von Cohausen-Wiesbaden, Professor Dr. Paulus, Landeskonservator zu Stuttgart, Universitäts-Professor Dr. Johannes Ranke-München, Geh. Med. Rat Professor Dr. R. Virchow-Berlin, Geheimrat Dr. Wagner, Direktor der Grossh. Altertumssammlungen zu Karlsruhe und unserm Mitglied Geheimrat Professor Dr. Wattenbach-Berlin.
 2. Se. Excellenz der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Dr. Bosse hat unserem Mitgliede, Herrn Oberlehrer Dr. Müllenhoff den Titel „Professor“ verliehen.
 3. Als Mitglieder werden aufgenommen: Frau Kfm. Beisiegel und Herr Touchy.
 4. Wohnungsveränderungen: Dr. Georg Galland, SO, 14; Sebastianstr. 29.
-

Bericht über die 15. (6. ausserordentliche) Versammlung des I. Vereinsjahres

Mittwoch, den 8. März 1893, mittags 12 Uhr
im grossen Festsaale des Rathauses.

Infolge einer Einladung der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums hatten sich die Mitglieder mit ihren Damen und vielen Gästen mittags im grossen Festsaale des Berliner Rathauses versammelt,

um die daselbst sowie im Märchen- und Bibliotheks-Saale aufgestellten 76 Entwürfe für den Neubau des genannten Museums in Augenschein zu nehmen.

Die Erschienenen wurden vom I. Vorsitzenden Oberbürgermeister Zelle und von der Direktion des Museums begrüsst, wonächst der Vorsitzende der letztern und II. Vorsitzende unserer Gesellschaft E. Friedel nach einer kurzen Ansprache auf die drei preisgekrönten und die drei zum Ankauf empfohlenen Entwürfe aufmerksam machte. Der mit dem I. Preis (4000 M.) bedachte Entwurf (Kernspruch: „Joachim Hektor“) rührt von dem im Städtischen Dienst beschäftigten Regierungsbaumeister Möller her, zeigt einen imposanten Rohziegelbau, welcher Motive im Übergangsstil vom Romanischen zum Gothischen äusserlich erkennen lässt, innerlich aber die altertümliche Gestaltung mit dem modernen Glas-Eisenbau, namentlich in der grossen Oberlichthalle, verschmilzt. Diese Halle imponierte durch ihre prächtigen Verhältnisse; es wurde jedoch die Befürchtung laut, dass diese Pracht mit den meist unscheinbaren Ausstellungsgegenständen kontrastieren, abgesehen hiervon aber sich wohl recht teuer herausstellen würde. Die Baustelle im Kölnischen Park am Vorplatz zur neuen Waisenbrücke ist keilförmig, nach der Wallstrasse zu mit einer durch den Winkel der letzten bedingten Ausbuchtung. Dies Gelände hat Wilhelm Möller geschickt auszunutzen verstanden.

Den II. Preis (2500 M.) hat der Entwurf mit dem Kernspruch „Roland“, Urheber Regierungs- und Baurat Eggert in Wiesbaden erhalten; auch dieser hat den mittelalterlichen Backsteinbau bevorzugt und den äussersten Vorsprung des erwähnten Keils, der nur 14 m Breite hat, zur Ausführung eines markigen Turmes benutzt, der mit seinem durchbrochenen Giebel an märkische und altmärkische Thorthürme erinnert.

Der III. Preis (1500 M.) entfällt auf die Arbeit der hiesigen Bau-firma Zaar & Vahl (Kernspruch: „Brandenburg's Adler“), wiederum gotisch stilisiert, mit einer offenen Untertrittshalle an der vielleicht zu kirchenartig konstruierten, mit einem schlanken Dachreiter ausgestatteten Hauptfassade.

Die Preisrichter (Oberbaudirektor Spieker, Oberbaudirektor von Siebert-München, Geheimer Oberbaurat Professor Adler [Ehrenmitglied der „Brandenburgia“], Baurat Schmieden, Regierungs- und Baurat Hossfeld und Stadtrat Friedel) haben den Städtischen Behörden noch drei weitere Entwürfe: No. 48, Kernspruch: „Märkisch“; No. 51, Kernspruch: „Aus märkischer Erde auf märkischer Erde“ und No. 67, Kernspruch: „1640“ [Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten] mit je 1000 M. zum Ankauf auf Grund einer guten Anordnung des Grundrisses und eines entsprechend tüchtigen Aus- und Aufbaus empfohlen.

No. 67 („1640“) ist im Stile der Zeit, aber den Anforderungen der Gegenwart angepasst, entworfen für Hausteinbau oder Putzbau je nach Zulänglichkeit der Mittel, geeignet. No. 51 ist ein fast zu imposanter Bau, gotisch, mit teilweise sehr hohem Steildach und 2 Türmen; No. 48 in der etwas düstern normannischen Gotik gedacht, mit sehr breiten Pfeilern an den Längsseiten und einer glücklichen Lösung der Raumeinteilung in den drei Stockwerken.

Auch in der heutigen Versammlung regte sich der Wunsch, dass die Städtischen Behörden diese drei trefflichen Entwürfe zur Benutzung bei der praktischen Ausführung des Baus erwerben möchten.

Für die Preisrichter, welche fünf Tage mühseliger Arbeit gebraucht haben, um bisher noch bei keiner Berliner baulichen Wettbewerfung annähernd in solcher Zahl und Fülle eingegangenes Material zu bewältigen, waren leitend folgende vier Gesichtspunkte:

1. praktische Brauchbarkeit [das eigentliche Museumsbedürfnis: Raum; Licht; Akustik; Sicherheit; bequemer Verkehr];
2. Anpassung an die schwierige Baustelle unter möglicher Schonung des Parks;
3. thunlichste Anlehnung des Äußern an die baugeschichtliche Vergangenheit der Mark Brandenburg sowohl den Stil wie das Material anlangend;
4. Ansehnlichkeit und Schönheit des Baus mit besonderer Berücksichtigung der hervorragenden Lage der Baustelle, jedoch unter Vermeidung eines übertriebenen Luxus.

Der Kostenpunkt ist den Bewerbern nicht speziell im Programm vorgeschrieben worden; es lässt sich daher darüber Genaueres augenblicklich nicht sagen. In der Hauptsache hängt er von der Freigebigkeit des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung ab. Unter 1 000 000 M. ist nicht viel anzufangen.

Nach einer Betrachtung der übrigen Entwürfe nahmen die Mitglieder mit nicht minderem Interesse die neuen Wandgemälde auf dem Vorflur des Magistrats-Sitzungssaals, desgl. diesen letzteren und den Stadtverordneten-Sitzungssaal in Augenschein.

Die geschichtlichen Wandbilder stellen vor: 1. Verurteilung des Thile Wardenberg (1373); 2. Niederwerfung der Quitzows (1414); 3. Der Rat von Berlin nimmt das Abendmahl nach lutherischer Art (1539); 4. Der Grosse Kurfürst empfängt die Huguenotten (1685); 5. Friedrich Wilhelm I. unterstützt die Bauthätigkeit der Berliner; 6. Friedrich der Grosse reitet Unter den Linden. (Die Figuren Lessing's, Nicolai's, Mendelssohns etc.); 7. Einzug der Königin Luise und Friedrich Wilhelm III.;

8. Die Berliner pflegen die Verwundeten von Gross-Beeren (August 1813); 9. Friedrich Wilhelm IV. und die Enthüllung der Rauchschen Bildsäule Friedrichs des Grossen (31. Mai 1851.

Bericht über die Feier des ersten Stiftungsfestes „der Brandenburgia“.

am 22. März 1893,

im „Norddeutschen Hof“. (Mohrenstrasse 20.)

Erstattet von Ferdinand Meyer.

Über Einhundert Festteilnehmer, einschliesslich des reichen Damenflors, begaben sich nach 8 Uhr aus den Empfang-Salons in den Speisesaal. Die Reihe der Tischreden wurden in Stellvertretung des verhinderten I. Vorsitzenden von dem II. Vorsitzenden, Stadtrat Friedel, mit folgender Ansprache eröffnet:

„Hochverehrte Festteilnehmer,
Meine Damen, meine Herren!

Bei der heutigen festlichen Versammlung, der I. Stiftungsfestfeier unserer „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“, geziemt es sich, einen Rückblick auf das verflossene Vereinsjahr zu thun, wenn derselbe auch mit Rücksicht auf die jetzige, der fröhlichen Geselligkeit gewidmete Tafelrunde nur ein ganz kurzer sein kann.

Am 20. März 1892 trat eine grössere Anzahl von Freunden der Wissenschaft zusammen, um in Erkenntnis des Mangels einer Vereinigung zur Pflege der Landes-, Altertums- und Geschichts-Kunde unserer Provinz Brandenburg einen Mittelpunkt für diese vaterländischen Bestrebungen zu begründen.

Was unsere „Brandenburgia“ in der kurzen Zeit ihres Bestehens angestrebt und was sie geleistet hat, muss Gegenstand des Hauptberichts in der I. Arbeitssitzung des neuen Vereinsjahres im nächstfolgenden Monat sein.

Das Programm unserer Gesellschaft ist bei der I. Hauptversammlung in den gastlichen Räumen des Ständehauses am 6. April 1892 beifällig aufgenommen, auch von billigenden und ermutigenden Zustimmungen seitens des Königlichen Ministeriums der geistlichen etc. Angelegenheiten und des Königlichen Oberpräsidiums der Provinz Brandenburg begleitet worden, wie wir es nicht minder begrüsst haben, dass wir an die Spitze unserer „Brandenburgia“ den

Landesdirektor der Provinz als Ehrenpräsidenten und den Oberbürgermeister von Berlin als I. Vorsitzenden stellen durften.

In wie weit unsere Vereinigung die von ihr gehegten Erwartungen einigermaßen erfüllt hat, das zu beurteilen, kommt uns nicht zu. Nur das Eine dürfen wir vielleicht behaupten, dass es uns an redlichem Streben nicht gefehlt hat und dass wir mit allen Verbänden ähnlicher Richtung in Frieden und Eintracht gewirkt haben.

Doch möchte ich rühmend hervorheben, dass es uns gelungen ist, die Frauenwelt für unsere Bestrebungen zu gewinnen, nicht bloß durch die in unseren Satzungen vorgesehene Mitaufnahme von Damen, sondern auch durch deren geschätzte Mitarbeiterschaft.

M. D. u. H.! unsere Satzungen datieren vom 22. März und als Tag unserer Stiftungsfeste wollen wir auch künftig thunlichst das gleiche Datum wählen. Wir haben dasselbe als einen wichtigen geschichtlichen Tag, als den Geburtstag unseres ehrwürdigen Heldenkaisers Wilhelm I. bevorzugt, indem wir uns als Pfleger brandenburgischer Heimatkunde alle Zeit vor Augen halten wollen, wie Vieles wir dem Erhabenen Hause der Hohenzollern verdanken, welche unsere Provinz zum Krystallisationspunkt der preussischen Vormacht, unser Berlin schliesslich sogar zur Reichshauptstadt erhoben haben.

Unser jetzt regierender Kaiser und König hat bei seinem Regierungsantritt betont, wie er sich den Stifter des Deutschen Reichs zum Vorbild nehmen wolle. Zur Bekräftigung dessen hat er den Herrschernamen Wilhelm II. angenommen und nach seines unvergesslichen Grossvaters Vorbild sein Volk in Wehrhaftigkeit, in Wohlfahrt und Gesittung, so viel an ihm gelegen, überall und zu jeder Zeit erhalten und gefördert.

Uns Berlinern und Märkern aber thut es besonders wohl, so oft zu hören, wie unser Kaiser und König sich als Brandenburger unter Brandenburgern fühlt.

So lassen Sie uns jetzt, m. D. u. H.! beim ersten Stiftungsfest der „Brandenburgia“ unsere loyalen Gesinnungen mit dem dreimal schallenden Ruf bethätigen: Se. Maj. unser Allergnädigster Kaiser und König lebe Hoch! und nochmals Hoch! und immer Hoch!“

Als die brausenden Rufe verhallt, stimmte die Gesellschaft das von dem Geh. Rechnungsrat Professor W. Liebenow zur Festfeier gedichtete „Kaiser-Lied“ an, nach der Melodie:

„Strömt herbei, ihr Völkerschaaren“

Singt dem Herrscher auf dem Throne
Unserm Kaiser, hell ein Lied!
Mög' es schlicht und wahr bekunden,
Was durch uns're Herzen zieht:

Dass wir stolz zu ihm aufschauen,
Zu ihm fest in Treue steh'n,
∴ In dem Walten grosser Ahnen
Seines Strebens Ziel erspäh'n. ∴

Er wird nationale Ehre
 Wahren stets mit starker Hand,
 Und in stets getreuer Wehre
 Schützen unser deutsches Land.
 Kunst und Wissen will Er fördern,
 Auch der Arbeit Recht verleih'n,
 ∴ Und es soll des Volkes Wohlstand
 Unter Seinem Schutz gedeih'n. ∴

Er will auch gerecht und milde
 Üben stets Sein Herrscheramt;
 Unbeirrt durch Tagesmeinung,
 Freier Forschung zugewandt.
 Weil das Beste nur im Frieden
 Kann als schöne Frucht gedeih'n,
 ∴ So wird Er — Selbst kühnen Sinnes —
 Doch des Friedens Hüter sein ∴

Mög' auch „uns'rer Heimatkunde“
 Zugewandt sein Kaisers Huld!
 In der Pflege alter Treue
 Üben wir die Dankesschuld:
 Patriot'schen Sinnes forschend,
 Was einst war, und wie's geschah;
 ∴ Wie sich Fürst und Volk verbunden,
 Zeigt auch „Brandenburgia“. ∴

Und so segne Gott den Kaiser,
 Sein Haus und Sein ganzes Thun;
 Möge Glück und Friedensseggen
 Lang' auf unserm Lande ruh'n!
 Gottesfurcht in weitem Kreisen,
 Menschenliebe all' zu Teil:
 ∴ Hohenzollernhaus, blüh' weiter!
 Heil dem Deutschen Kaiser, Heil! ∴

Als zweiter Redner ergriff von den anwesenden Gästen und namens derselben Herr Buchhändler Müller das Wort. Wir entnehmen seiner Rede folgende Kernpunkte:

„Jahresfeste sind Meilensteine, und ein deutscher Dichter sagt:

Ein Meilenstein ist eine Bank zur Rast.
 Komm, müder Wand'rer, ruhe dich ein wenig!

So hat auch „Brandenburgia“ heute Platz genommen an einem Meilenstein, dem ersten, seit sie ihre Wanderung angetreten. Sie sitzt an diesem Ruhepunkte nicht allein; ihre Gastfreundschaft hat manche Gäste hierher gezogen, die aufrichtigen Anteil nehmen an dieser Freudenfeier. Als einem derselben gereicht es mir zur Ehre, hier das Wort ergreifen zu dürfen. Ich thue es, um im Namen der Gäste unsern verbindlichsten Dank für die uns erwiesene Gastfreundschaft abzustatten.

„Brandenburgia!“ heimatlicher Klang, nicht nur für jeden Sohn und jede Tochter der Mark, nein: für jedes echte Preussenherz, für jeden wahren Deutschen! Sie will die Heimatkunde pflegen, den Sinn für dieselbe beleben; nicht nur im abgeschlossenen Kreise berufener Vertreter der Wissenschaft, sondern auch allgemein. Und diese Aufgabe ist eine der schönsten, der edelsten, — dieses Streben ein reich gesegnetes. Allen, deren Wiege nicht in Brandenburg gestanden, und die vielleicht in der Rückerinnerung froh verlebter Jugendjahre mit dem Dichter seufzen möchten;

„Heimat, die ich längst verlassen,
 Meiner Kindheit schönstes Glück:
 Nie wird mir dein Bild erblassen,
 Kehr' ich nimmer auch zurück!
 Dein gedenk' ich oft mit Thränen,
 Süsse, traute Heimat Du!
 Darum geht des Herzens Sehnen
 Dir beständig wieder zu!“

müssen solche Klänge verstummen, in „Brandenburgia's“ Pflege. Denn Brandenburg, als die Heimat unseres weiteren Vaterlandes, birgt auch für die Zugezogenen der heimischen Schätze so viele, dass sie — uns lieb und wert gemacht — zu dem Bekenntnis drängen:

„Heimat, die ich hier gefunden,
Brandenburg, der Väter Hort,
Du bist mir zu allen Stunden
Nun der allerliebste Ort!“

Darum Dank, Anerkennung und Ehre den Männern, die als Begründer der „Gesellschaft“ unvergängliche Verdienste sich erworben! Fahren Sie fort, meine hochverehrten Damen und Herren, in Ihrem edlen Thun! Sie alle aber, die heute als Gäste hier verweilen, welche Verpflichtung haben wir „Brandenburgia“ gegenüber? Nun, treten wir nach Möglichkeit in ihre Reihe, unterstützen wir diese Vereinigung nach besten Kräften in den kommenden Jahren! Für heute aber bringen wir ihr unsern Dank, unsere Ehrerbietung in dem vereinten Rufe dar: „Brandenburgia, die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg,“ sie lebe Hoch!“

Den mannigfachen Eindrücken, welche die Wanderfahrten der Gesellschaft bei allen Beteiligten zurückgelassen, hatte der Berichterstatter dieses in nicht weniger als siebenzehn, gemeinsam gesungenen Strophen Ausdruck zu geben versucht, weshalb er nachträglich noch den verehrten Festteilnehmern und -Nehmerinnen seinen Dank für die bewiesene Langmut auszusprechen sich verpflichtet fühlt.

Der Vollständigkeit halber gelangt das Lied hierunter zum Abdruck.

„Brandenburgia“ auf der Wanderfahrt.

Mel.: Am grünen Strand der Spree.

1.

Frau Brandenburgia lobesam,
Um die wir uns geschaart,
Die Führung sie auch übernahm
Auf mancher Wanderfahrt:
Zu Schöpfungen entschwund'ner Zeit,
Nach Stätten, still und „scharf“;
∴ Die Nebel der Vergangenheit
Zu lichten — nach Bedarf. ∴

Als erstes Wanderziel erkor
Die Kurstadt sie im Land:
Alt-Brandanbur — nicht Brennabor,
Wie jüngst so eklatant
Herr Dr. Bahrfeldt uns erklärt,
Als märk'scher Münzwardein
∴ Dort zogen ein wir, hochgeehrt,
Besungen hinterdrein. ∴

Herr Roland salutirt' noch forsch —
Das altbemooste Haupt, —
Obwol vom langen Steh'n halb morsch;
Sein „Stoff“ es ihm erlaubt.
Wie mancher Lehmann fand den Schlaf
Seitdem in Grabesnacht,
∴ Weil, wie dort lehrt ein Epitaph:
Aus Lehm der Mann gemacht. ∴

Was noch wir sah'n, und was uns ward
Von Forschern Brandanbur's
Am selben Tage offenbart,
Galt meist dem „ält'sten“ Kurs:
Ehrwürd'ger Kirchen hehre Pracht;
Dann — wo sich Mancher stiess —
∴ Der Steinhorthurm, den man ge-
macht
Zum Altertums-Verliess. ∴

Marienbergs, so wonniglich,
 Von dessen Denkmalsspitze
 Dem weiten Ausblick zeigt sich
 Pribislaw's einst'ger Sitz:
 Das alles, und noch and'res hat
 Eingehend referiert
 ∴ Herr Dr. Zache im „Monatsblatt“ —
 Von ihm auch redigiert. ∴

2.

Auf Kremsern ging's nach „Scharfen-
 berg“
 Mit thymianreichem Hang,
 „Wo kauend könnten wohnen Zwerg“
 „Bei des Piroles Sang;
 „Wo leise nur ein Schnauben noch
 „Aus Otters Nüstern steigt,
 ∴ Der zahlreich, eh' hier Menschen, doch
 Nur einzeln jetzt sich zeigt. ∴

„Wo in die fichtenschweren Brau'n —
 Die Chronik sagt's führwahr:
 „Das Landvolk floh mit Kind und Frau'n
 „Vor feindlicher Gefahr.
 Verwittern nun der Pfahlbau muss
 Im „Hechtloch“ tief und weit;
 ∴ Doch die prähistorische Wasser-
 nuss
 Gar prächtig noch gedeiht. ∴

Bevor dem Eiland wir genah't
 Und seiner scharfen Höh',
 Ging's dampfwärts auf dem „Schwanen-
 pfad“

Durch den Siebenhügel-See;
 Die Oberhavel dann hinauf —
 Gleichwie im Traumesflug.
 ∴ Aus duft'ger Ferne dämmert auf
 Des Grunewalds Hügelzug. ∴

Viel Reize bot der Uferkranz;
 Reizvolleres kaum je,
 Als dort im milden Sonnenglanz,
 Das Dorf Heiligensee.
 O „Interlaken — Brandenburg“,
 Wie bist du hier so schön!
 ∴ Du märk'sche Heimat, sag', wodurch?
 Durch See und Wald und Höh'n! ∴

Beim Wanderziel gelangt an,
 Durch kühlen Trunk erquickt,
 Ging es den „scharfen“ Berg hinan,

Wo Fernsicht uns entzückt;
 Wo auf dem Gipfel, den einst glatt
 Die Hexen karessiert,
 ∴ Herr Dr. Bolle bestiegen hatt'
 'nen Stein, ganz couragiert. ∴

Er schilderte voll Poesie,
 Der lagernd wir gelauscht,
 Den Flügelschlag der Zeit, der hie
 Vorüber ist gerauscht.
 Wer hier gehaust seit „Friedrichszeit“,
 Gepflanzt hat, okuliert:
 ∴ So auch die Humboldt's, die unweit
 In Tegel residiert. ∴

Noch steht der alte Apfelbaum,
 Unter dem Alexander sass,
 Und schon im früh'sten Knabentraum
 Von „Erkenntnisfrüchten“ ass.
 Jetzt prangt, verpflanzt aus fernem Land,
 Das Humboldt's Ruhm erfüllt,
 ∴ Gehegt von Dr. Bolle's Hand:
 Rings der Flora zaub'risch' Bild. ∴

Die Sonne sank — von Flur und Berg
 Ein Scheidegruss folgt ihr;
 „Klein-Eldorado“ Scharfenberg,
 Unser Abschiedsgruss galt dir!
 Zum näch'tgen Mahle ging es hin
 Nach Martens Park am See,
 ∴ Und heimwärts dann zu dir, Berlin —
 Am grünen Strand der Spree. ∴

3.

Die letzte Fahrt galt jenem Schloss,
 Zum „grünen Wald“ genannt;
 Aus dem manch' düst're Mähr entspross,
 Wie männiglich bekannt.
 Da lag's am weiten dunklen See —
 Ein still verklingend' Stück
 ∴ Von Waidmannssag' voll Lust und
 Weh —
 Vor unser aller Blick. ∴

Im Vorraum das Sandstein-Relief,
 Noch stetig ventiliert:
 Ob Kurfürst oder Kellerchef
 Den Humpen präsentiert,
 Wohl schwerlich mag, so glaube ich,
 Dies je zu klären sein;
 ∴ So dass am Ende sicherlich
 Zu Essig wird der Wein. ∴

Und nun die Hintertreppe gar,
 Vermauert, überdeckt;
 In deren Raum — s'ist sonnenklar —
 Der „Giessrin“ Gerippe steckt!
 Und doch hat einen andern Platz
 Die Forschung offenbart:
 ∴ Den „Juliusthurm“, der manchen Schatz
 So sicher aufbewahrt. ∴

Im Schlussreim sei nunmehr gedacht
 Der lieben Freund' und Gäst',
 Die uns gefolgt bei Tag und Nacht,
 Auch zu dem heut'gen Fest.
 Geöffnet ist Euch unser Bund —
 „Brandenburgia“ ladet ein;
 ∴ Folgt ihrem Ruf, zu jeder Stund'
 Sollt Ihr willkommen sein!“

Ein dreifaches Hoch ertönte auf die Gäste.

Im weiteren Verlaufe toastete Regierungsrat Dr. Schubart, als Obmann des Ausschusses, auf das Wohl des Vorstandes. „Wenn das Kind“, so etwa liess sich der Redner aus, „das noch vor Jahresfrist erst ein hoffnungsvoller Säugling gewesen, zu einem Jung-Siegfried sich entwickelt hat, so ist dies der Umsicht und Fürsorge des Vorstandes zu verdanken.“ In launiger Weise beleuchtete er sodann die „missliche“ Stellung des Ausschusses, der bei einer so vorzüglichen Leitung des Vereins keine Gelegenheit zur Entfaltung gefunden habe; gleichwohl könne er nur wünschen, dass dies immer so bleiben möge!

Sofort erhob sich Schulrat Professor Dr. Euler, um als II. Beisitzer des Vorstandes zu erwidern, dass eine Anzahl von Männern beratend, unterstützend und treu dem Vorstande der „Brandenburgia“ zur Seite stehe. Der Name dieser Männer sei auch über den engeren Kreis der Vereinigung hinaus von allerbestem Klange, und mit ihnen arbeiten zu dürfen für uns eine hohe Ehre. Den Ausschussmitgliedern galt sein Hoch!

Mittlerweile war der „Eisgang“ herangenah, dem das dritte der gemeinsam angestimmten Tafellieder folgte:

— — — — —
 Mel.: O Tannenbaum etc.

Wir rufen laut: „Es leben die“
 Man rate selbst den Namen!
 Die einst zur Erden-Harmonie
 Und uns'res Daseins Poesie
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Zu uns in's Leben kamen.

Die, senken sie uns auch in's Herz
 Der Liebe spitz'gen Hamen,
 Sei es im Ernst, sei es im Scherz,
 Rasch heilen uns'rer Wunden Schmerz
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Mit kräftigen Balsamen.

Die, wenn dem Mann Vertrau'n und Lust
 Des Schicksals Stürme nahmen,
 Voll Sanftmut, fein und wohlbewusst,
 Auf's neue streu'n in seine Brust
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Der Hoffnung reichen Samen.

Die Stirnen zaubern glatt und mild,
 Den brummigsten Griesgramen,
 Und Bären wandeln, rauh und wild,
 Durch ihrer Liebe Zauberbild
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Zu Lämmern, schmeidig-zahmen.

Ohn' die das Leben öd' und leer,
 Wie ohne Bild der Rahmen;
 Ja, ohne die, bei meiner Ehr',
 Kein Lebenstag ein Lustspiel wär' —
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Nein, trüb wie Schauer-Dramen.

Die, deren Stimme, ob sie grollt,
 Wohlklingend, gleich Makamen;
 Aus deren Blick uns leuchten hold,
 So rein und lauter stets wie Gold,
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Die schönsten Panoramen.

Die vor dem Titel „Junggesell“
 Uns retten, dem kalamen*);
 Nach deren Pfeife süß und hell,
 Wie Windeseile fast so schnell,
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Gern tanzen selbst die Lahmen.

Sie, die mit schaffensfreud'ger Hand
 Manch' Schriftstück uns verkramen;
 Wohl auch des öftern mit Verstand,
 Wenn spät der Mann nach Hause fand,
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Ihn nahmen in's Examen;

Besiegeln stes, was wir erforscht,
 Mit ihrem „Ja“ und „Amen“!
 Und als es ging nach Brandenburg,
 Und durch den Grunewald hindurch,
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 Uns in das Schlepptau nahmen.

Ja, ihnen sei ein Hoch gebracht
 Zu diesen Lob-Reklamen!
 Wir haben's längst uns klar gemacht,
 Wer hier gemeint; und nun gieb Acht,
 (O Tannenbaum, o Tannenbaum!)
 „Hoch, dreimal hoch die Damen!“

Rasch und heiter war die mehrstündige Dauer des Festmahles verfließen, nachdem Geheimrat Liebenow noch mit weithin tönender Stimme ein Schlusswort an die „Festgenossen“ gerichtet hatte, das hier in gedrängter Kürze ebenfalls seine Stelle finden möge.

„Wir feiern heute den Geburtstag unseres Kindes, das auf den Namen „Verein für Heimatkunde“ getauft ist, und auf den Kosenamen „Brandenburgia“ hört. Sie, meine Damen, wissen, wie das Finden des rechten Namens für einen neuen Ankömmling oftmals nicht so leicht ist; es reden dabei zuweilen gar Viele mit, die „dem Hause anverwandt und zugethan“ sind. Auch in unserer ersten konstituierenden Versammlung, als über den Namen und den Taufakt Beschluss gefasst wurde, kam Verschiedenes in Vorschlag; wir einigten uns aber bald auf den nun angenommenen Namen, weil der Begriff „Heimat“ dem allgemein menschlichen Empfinden sympathisch ist und seine zündende Kraft nie verlieren wird. Unser Bodenstedt, der viel gewanderte und scharf beobachtende Dichter — erst kürzlich in das Land zur ewigen Heimat gerufen — wird Recht behalten, wenn er sagt:

Wohl fand ich oft, was Aug' und Herz ergötzte,
 Doch nie was meine Heimat mir ersetzte!

Diese unsere Heimat wollen wir mit vereinten Kräften zu erforschen und den Sinn und die Liebe für sie in weitere Kreise zu tragen bestrebt sein, dass man dereinst auch von uns sagen möge:

Sie waren Alle, und alle Zeit bereit
 Zu der Heimat Herrlichkeit!

Und schliesslich noch möchte ich dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck geben, dass wir uns zur nächsten Feier gleich zahlreich und wohlgenut wieder zusammenfinden!“

Nunmehr begab die Gesellschaft sich in die Nebensäle, wo im „Orakelspiel“ Jedermänniglich „eine Frage freistand an das Schicksal“, die ihre prompte, oft stürmische Heiterkeit hervorrufende Beantwortung fand. Zu einer demnächst veranstalteten Verloosung hatte Stadt-

*) Neubildung aus Kalamität.

verordneter Diersch eine Anzahl von Exemplaren der reichillustrierten „Schützen-Festschrift“, und Buchhändler Müller gegen 50 Abbildungen des Domes im Lustgarten, auf eleganten Kartons, „zur Erinnerung“ gespendet.

In den Festsaal zurückgekehrt, erfolgte dort zunächst der Vortrag des von dem Vorstandsmitgliede Dr. Carl Bolle zur Feier des Abends eingesandten und mit vielem Beifall aufgenommenen Poems:

Festgruss an unsere Vaterstadt.

Was lang' entschwund'ner Zeiten Grau verschloss —
 Ob sie der Mensch gepflanzt mit will'gen Händen,
 Ob ihren Keim, vom Zweig gerissen los,
 Der Sturm gesä't, den Äols Schläuche senden.
 Ob heimlich diesen Keim in Gras und Moos
 Ein Häher barg, satt von des Waldes Spenden:
 Genug, die Eiche ragt voll Pracht und Kühne,
 Dass ein Jahrtausend lang sie leb' und grüne.

So hüll'st auch Du den Ursprung, mein Berlin,
 Du edle Stadt, zu Ruhm und Glanz erkoren,
 In tiefes Dunkel für der Deinen Sinn.
 Wer weiss, wie Du entstand'st und ward'st geboren?
 In heil'ge Finsternisse schwand dahin
 Dess' Ruf, der Dich zuerst verschloss mit Thoren.
 Geheimnisvoll, wie alles Grossen Wiege,
 Erscheinen Deiner Kindheit blasse Züge.

Urplötzlich zählt der Städte eine mehr
 Germania in ihren weiten Grenzen,
 Zur Zeit, als Staufen wahrten Deutschlands Ehr'.
 Wohl hat, fern in Siciliens wonn'gen Lenzen,
 Den Klang des Namens uns'rer Stadt vom Bär
 Am Spreestrom, welchen Fichten grün umkränzen,
 Der gute Kaiser Friedrich schon vernommen,
 Die jüngst im Sandland war emporgekommen.

Die Feldsteinmauer hegt' sie damals ein;
 Colonen bauten auf noch fremder Erde,
 Aus Sachsen, Niederland, weither vom Rhein,
 Froh, dass ein Jeder frei und Bürger werde!
 Um diese Städtegründung floss ein Schein
 Von stillem Glück am selbstgeschaff'nen Heerde. —
 Lasst ihrer uns gedenken, Festgenossen!
 Aus Kleinem ist Gewaltiges entsprossen!

Warum hieran Erinn'ung heut' uns kam?
 Nun, weil sie setzen woll'n Albrecht den Bären
 Auf unsern neugebauten Mühlendamm,
 Wo trock'nen Fusses einstmals, ohne Fahren,
 Den Weg der Wilz zum Nachbar Sorben nahm.
 Wer möht' nicht gerne diesen Markgraf ehren,
 Der, als Bezwinger auch des letzten Wenden,
 Den Kampf um märk'sches Land wusst' gut zu enden!

Es hiess so lang': der hat die Stadt erbaut,
 Der tapfre, grimme alte Anhaltiner;
 Ein Recke, rauh' wie jenes Raubtiers Haut,
 Nach dem genannt er ward vom Herrn und Diener.
 Jetzt aber künden früh're Mähren laut:
 Sein Anteil an dem Aufbau der Berliner
 Sei, statt histor'scher Wahrheit, mehr Legende
 Und unverbürgt, wenn's auch im Buche stände.

Wir nun, in dieses Tages ros'gem Licht,
 Die das Geschick stets aufwärts sehen steigen
 Des Ort's, an den uns fesseln Lieb' und Pflicht,
 Der Stadtgemeinde, die uns nennt ihr Eigen,
 Woll'n ihr ergeben bleiben treu und schlicht,
 Uns solcher Mutter würd'ge Söhne zeigen!
 Sei's unser Stolz, dass wachsend sonder Gleichen,
 Sie and'rer Sterne Glänzen seh' erleichen!

Wohlan denn! Wer Berlin in Ehren hält,
 Dess' Freunde woll'n wir sein mit Seel' und Leibe!
 Zu allem Schönsten, das umschliesst die Welt,
 So weit ihr strahlt des Sonnenrades Scheibe,
 Gieb Du, o Herr, dass diese Stadt stets zählt!
 Von uns sorg' Jeder, wie er's in ihr treibe.
 Wem ziemt's heut' mehr, bei brandenburg'schen Dingen,
 Auf Alt-Berlin ein helles Hoch zu bringen?!

Mit Schwung und Feuer sang Frau Tilly Fickert, die Gattin unseres Mitgliedes, eine Anzahl elegischer, temperamentvoller und naiv-fröhlicher Lieder, die bei den Zuhörern stürmischen Ausdruck der Begeisterung erweckten. Die vorletzte Nummer des Festprogramms: Aus dem Gebiete der Magie und des Spiritismus, sah man von einem der Gäste mit redlichem Bemühen und überraschendem Gelingen zur Darstellung gebracht. Dann spendete die vorgenannte Dame, welche sich um die Verschönerung des Festes so verdient gemacht, noch einige mit hinreissender Anmut gesungene Lieder, die den Abschluss der offiziellen Feier bildeten. Im Festsale vergnügte die leichtbeschwingte Jugend sich nun beim Tanze, während die Andern, denen nach stillerer Freude beim traulichen Geplauder verlangte, sich in die Nebengemächer zurückzogen. Erst mit Beginn der vierten Morgenstunde rüsteten die letzten der Festteilnehmer sich zum Aufbruch.

Benachrichtigung.

In der Angelegenheit, betreffend die Errichtung eines Denkmals für Kurfürst Friedrich I. bei Friesack, hatte der Ausschuss zum Zweck

der Erlangung eines möglichst geeigneten Entwurfs einen öffentlichen Wettbewerb ausgeschrieben. Bei der unter Zuziehung eines Vertreters des Kgl. Ministeriums der geistlichen etc. Angelegenheiten erfolgten engeren Auswahl unter den eingegangenen Entwürfen vereinigten sich sämtliche Stimmen des Ausschusses auf die der Bildhauer Boese und Calandrelli.

Der Ausschuss hat alsdann, in Ausführung eines bereits im Jahre 1891 gefassten Beschlusses, die Entscheidung darüber, welche von diesen zwei Entwürfen für die Ausführung zu wählen sei, unter Überreichung eines ausführlichen Gutachtens, dem Ermessen Sr. Majestät des Kaisers und Königs anheimgestellt. Allerhöchstdieselben haben Sich darauf für den Calandrelli'schen Entwurf entschieden, welcher nunmehr ausgeführt werden soll.

Von dem Denkmal, wie es der Künstler auf der Höhe vor Friesack zu gestalten gedenkt, werden Lichtdruck-Abbildungen gefertigt und denjenigen, welche zu dem vaterländischen Unternehmen beisteuern, zugänglich gemacht werden.

Beiträge nehmen die Kreis-Kommunal-Kasse zu Rathenow, sowie Herr Bankier Alexander Meyer Cohn, Berlin, Unter den Linden 11 entgegen.

Berlin, den 1. März 1893.

Der Denkmals-Ausschuss.

(gez.) von Levetzow.

Friedel.

von Loebell.

Professor Dr. K. A. Lossen, Kgl. Landesgeolog, einer der gründlichsten Kenner (Stratigraph) unsers Bodens ist am 24. Februar 1893 gestorben und am 27. auf dem katholischen Mathias-Kirchhof bei Südenbe beerdigt worden. Sein im Auftrage des Magistrats von Berlin geschriebenes Werk: „Der Boden der Stadt Berlin nach seiner Zugehörigkeit zum norddeutschen Tieflande, seiner geologischen Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben, unter Benutzung der Vorarbeiten des Dr. A. Kunth.“ Berlin 1879 wird noch lange für die Heimatkunde höchst wertvoll bleiben, mag auch der Standpunkt der dynamischen Betrachtung durch die jetzt zu ihrer vollen Ausbildung und Berechtigung Hypothese von der Vergletscherung unserer norddeutschen Tiefebene inzwischen ein wesentlich veränderter geworden sein. F.

Über Fastnachtsgebräuche unter Berücksichtigung der Provinz

von Dr. E. Gasner.

Meine hochverehrten Damen und Herren, wenn ich es wage, von der hinter uns liegenden Fastnacht zu reden, so geschieht es nicht, um Ihnen eine möglichst detaillierte Schilderung der Maskeraden zu geben, die ja auch bei uns dieser Zeit noch das eigentliche Gepräge aufdrücken; noch möchte ich Ihnen eine Aufzählung der nicht minder alten, aber volkstümlicheren Fastnachtsgebräuche aufnötigen, wie sie sich in unserer Mark erhalten haben. Ich liefere dabei doch nur Gefahr, den meisten der hochverehrten Anwesenden alte Bekannte vorzustellen. Vielleicht gelingt es mir aber, Ihr Interesse zu fesseln, wenn ich versuche, über den Ursprung derselben einiges Licht zu verbreiten. Zwar auf absolute Gewissheiten wollen Sie sich nicht immer gefasst machen. Die Hypothese, die Annahme, der immer nur ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit inne wohnt, tritt häufig genug in ihr Recht, um zeitlich und örtlich Getrenntes systematisch zu verbinden; und gerade jetzt, wo die mythologische Forschung so sehr im Flusse ist, fehlt es nicht an Erklärungen, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus unternommen sind, und die sich nicht stets kurzer Hand abweisen lassen.

Das Knochengerüst, an welches sich die Fastnachtsgebräuche ansetzen, welchen Ursprungs sie auch sein mögen, bilde naturgemäss die kirchliche Einrichtung der österlichen Fasten. Sie sind schon ein Bestandteil der frühchristlichen Kirche, aber erst im XI. Jahrhundert werden sie für die römisch-katholische Welt auf 40 Tage gesetzmässig erweitert. Da nun des Sonntags nicht gefastet wurde, so begann man später bereits mit dem Mittwoch der voraufgehenden Woche, dem Aschermittwoch. Die Kirche ist von diesem Termin in der Folgezeit nicht wieder abgegangen, aber alle Reste der alten Übung hat sie nicht ausmerzen können, so sollen auch in der Mark noch jetzt in einigen Orten am ersten Fastensonntage, dem früheren Ende des Faschings, Volksbelustigungen stattfinden.

Vor dem Eintritt der Fasten durchlebt die Welt noch einmal eine Zeit der ausgelassensten Freude, um sich, wie die hausbackene Philosophie weiss, für die nun folgende entbehrungsvolle Zeit zu entschädigen. Wenn eine solche Argumentation auch nicht ganz des Hintergrundes entbehrt, so wäre aber damit kaum der mehr als tausendjährige Bestand der Karnevalslust zu erklären, wenn nicht noch andere, zwingendere Gründe hinzukämen, die eine innere Notwendigkeit einschliessen.

Es ist oft ausgesprochen und leidet auch keinen Zweifel, dass sich im Karneval Gewohnheiten antiker Feste erhielten, deren Grundzug die Freude über den wiederkehrenden Frühling und die damit erwachende Liebes- und Lebenslust ist, die den Menschen naturgemäss zu ausgelassenem Treiben zwingt. Es sind Feste, die sich selbst bei Christen hartnäckig bis ins V. Jahrhundert erhielten, so dass man wohl den grossen Gregor versteht, der den Kanon aufstellt, dass die heidnischen Feste allmählig in christliche umgewandelt werden müssten, indem man sie nachahme.

Zu den antiken Festen, denen die Umzüge, Vermummungen und Spöttereien unseres Karnevals entnommen sind, gehören zunächst die Saturnalien. Sie wurden im Dezember zu Ehren Saturns, des Einführers des Ackerbaus, gefeiert. Es war eine Zeit des allgemeinen Vergnügens, die Sklaven rückten in die Reihen der Freien, sie durften der Gebrechen ihrer Herren spotten und Vermummungen waren an der Tagesordnung. Dem Wald- und Feldgott Lupercus oder Faunus galten die am 15. Februar gefeierten Lupercalien. Nach dem Bocksopfer und dem Opfermahle liefen die 24 dabei Beteiligten, Luperci genannt, nur mit den Fellen der getöteten Tiere bekleidet, um die palatinische Altstadt und berührten mit Riemen aus einem Teil der zerschnittenen Felle die ihnen entgegenkommenden Frauen, denen dadurch gewünschter Ehe-segen werden sollte, und die auch Reinigung und Fruchtbarkeit durch die Stadt selbst weitertragen sollten. Im April folgten die Hilarien zu Ehren der mater deum; das Bild der Göttin ward durch die Stadt geführt und Mummereien fanden dabei statt. Die Liberalien waren den liber pater, dem altitalischen Gotte, geweiht, sie hielten sich im Charakter der Bacchanalien, die aus Griechenland über Etrurien kommend sich eine zeitlang mit ihnen verbanden und zeitweilig zu den wildesten Orgien Anlass gaben. Im März oder April wurden sie gefeiert.

Um diese heidnischen Gebräuche mit der christlichen Fastnacht so leicht zu verbinden, kam hinzu, dass an den Vorabenden der grossen Kirchenfeste, den Vigilien, beim nächtlichen Putzen des Altares und der Kirche selbst unter den Augen der Priester unzüchtige Tänze gehalten und Lieder gesungen wurden, so dass den Frauen 305 konzil-mässig der Zutritt zu den Vigilien untersagt wurde.

Wenn es auf den ersten Blick verwunderlich erscheint, dass sich mit der Fastnacht Gewohnheiten alter Feste verbinden, die einer Zeit vom Dezember bis April angehörten, so muss man bedenken, dass die Freude vor den Fasten im terminus a quo nicht festlag und auch nicht festgelegt wurde. Die Karnevalslust ist eigentlich nur ein Teil einer Vergnügensreihe, die viel früher beginnt, und die nur in den letzten 8 oder 3 Tagen oder besonders am letzten Tag vor den Fasten einen Höhepunkt erhält. So beginnt beispielsweise der Mummenschanz

in Italien schon teils am 20. Dezember, teils am 7. und 17. Januar und in diesem Sinne heisst es im bekannten Roman des XVII. Jahrhunderts, im *Simplicissimus*: „um dieselbige Zeit fällt Martini ein, da fängt bei uns Teutschen das Fressen und Saufen an und währet teils bis in die Fasznacht.“

Die auf antiker Basis ruhenden Fastnachtsgebräuche sind in erster Linie natürlich in Italien zu Hause, doch mögen sie früh schon nach Deutschland vorbildlich hinüber gewirkt haben. Genau lässt sich dieses aber nicht verfolgen, da auch hier ältere Feiern mit ähnlichen Gepflogenheiten bestanden. Grösseren Einfluss gewinnt der südliche Fasching mit seinem antiken Untergrunde erst seit der Renaissance, seit die prachtliebenden Fürsten Italiens den volkstümlichen Fasching durch Kunst und Glanz adelten. Da begannen die Höfe des übrigen Europas, indem vielfach Frankreich das Zwischenglied bildete, ihn in Redouten und Maskeraden nachzuahmen.

Auch hier in Berlin haben die Hohenzollern versucht eine Redoute zu schaffen. Friedrich I. begann damit, seine beiden Nachfolger waren dem Unternehmen jedoch nicht günstig, und die erneuerten Versuche Friedrich Wilhelm II. mit Maskenbällen in der Oper, an denen Jeder auf königliche Kosten teilnehmen konnte, scheiterten, da das Publikum weder im Anzug noch im Gebahren des königlichen Wirts sich würdig zu machen wusste. Unser Mitglied Herr Ferdinand Meyer hat im XV. Bd. des „Bären“ an der Hand zeitgenössischer Memoiren Mitteilungen über diese Feste gegeben; ich will sie mit den oft rohen Spässen nicht unterhalten, vielleicht nimmt der eine oder andere Veranlassung diese sonst nicht uninteressanten Berichte anzusehen, zumal auch einige Maskenanzüge nach Chodowieckischen Kupfern aus der Sammlung des Herrn Meyer dort veröffentlicht worden sind.

Dagegen werden die Fastnachtsbelustigungen der gewöhnlichen Leute, die im XVII. Jahrhundert hier in Berlin verschiedentlich vom Verbote betroffen wurden, wohl auf uralten heimischen Brauch zurückgehen. Welcher Art sie waren, lässt die Verordnung Friedrich Wilhelms von 1659 erraten, die sich namentlich gegen die Handwerker richtet, welche, wie es heisst, „mit allerhand Musik über die Gassen gingen, viel Aefferey und Mutwillen verübten, der Bürgerschaft und anderen Einwohnern mit Plackerey und Abforderung von Geldern zu nicht geringem Beschwer gewesen, nochmals in ihren Herbergen wohl acht und mehrere Tage mit einander geschmauset, sich dabei geschlagen, und wohl gar ermordet, dagegen ihre Arbeit versäumt, gross Aergerniss gegeben und mit ihrem epikurischen Leben und sündlichem Wesen Gottes Zorn nicht wenig gereizt.“

Wir sind damit zum anderen Urquell unserer Fastnachtsgebräuche gekommen, der auf heimischem Boden fliesst. Auch hier sind mehrere

wenn auch nur zwei Feste vorbildlich gewesen. Das Mittwinternachtsfest, bekannter als das nordische Julfest, ist das eine, es ward in Norddeutschland im Anfang Januar gefeiert und galt bisher meist als das Fest der wiederkehrenden Sonne. Neuere Forscher haben mit Recht wohl dagegen eingewandt, dass es eine wenig gut gewählte Zeit sei, eine solche Feier abzuhalten, wenn rings noch die Natur völlig abgestorben sei, sie erklären es als ein grosses germanisches Totenfest. Geopfert sei den Geistern der Abgeschiedenen besonders um der Fruchtbarkeit willen, denn die Seelen der Toten üben eine Macht darüber aus, nach und nach wurden die Opfer auch auf die Götter, denen man eine Einwirkung auf die Ernte zuschrieb, ausgedehnt und schliesslich auch auf die anderen Himmelsgewaltigen übertragen. Einen Monat später, etwa im Februar, wenn die Einwirkung der Sonne merklich wurde, einen festen Zeitpunkt gab es nicht, feierten die Germanen ein zweites Fest, das Fest des beginnenden Frühlings.

Die Gebräuche dieser germanischen Feste, auch die des Sommers und Herbstes, ähneln einander alle bis zu einem gewissen Grade, wenn wir ihre Reste im heutigen Volksleben, die wir noch zu erkennen glauben, prüfen. Die Erscheinungen, die wir in einzelnen Gegenden im Frühling beobachten, bieten uns andere Gegenden in ähnlicher Weise im Sommer oder Winter. Zumeist beruhen diese ähnlichen Bräuche offenbar darauf, dass die alten germanischen Feste einen mehr oder minder gleichen Charakter trugen, was bei einem Volke mit einfachen Daseinsbedingungen wohl natürlich ist. Selbst die Vermummungen, die uns so charakteristisch für den Karneval gelten, finden sich in anderen Gegenden beispielsweise im Herbst.

Die Gebräuche des Mittwinternachtsfestes haben sich zum Teil im Weihnachtsfest, zum Teil in den Gebräuchen der zwölf Nächte, zum Teil in den Fastnachtsgewohnheiten erhalten; und in den verschiedenen Gegenden ist diese Aufteilung nicht völlig gleichmässig vollzogen. Über den Hergang bei dieser Feier sind wir bei den Westgermanen in älteren Quellen nicht unterrichtet. Bei den Ostgermanen, den Skandinaviern, leitete ein feierliches Opfer das dreitägige Fest ein. Dann fanden auf den Höften Gelage statt, zu denen die Teilnehmer einen Satz beisteuerten, keiner ward ausgeschlossen. Im Freien wurden manche Freudenbezeugungen abgegeben, man lief, man zündete Feuer an und pflanzte immergrüne Fichten auf. In der Halle brannte ein mächtiger Klotz, da gab es Rätsellieder, Festspiele, — die Gerichte waren Hafergrütze und Heringe, auch der Juleber ward gegessen, und der Julkuchen gebacken. Es war eine Zeit der Gesichte, man konnte die Zukunft erfahren. Ähnlich müssen auch auf dem Kontingente die Verhältnisse gewesen sein, obgleich es im Allgemeinen ja unstatthaft ist ost- und westgermanische Mythologie zu mischen. Das Frühlingsfest spielte sich ähnlich ab. Aus

den heutigen Gebräuchen will man auf Opfer von Rindern, Pferden, Hunden und Korngaben für Wodan schliessen, auf Opfer von Schweinen, Katzen, Flachs und Speisen für die grosse weibliche Gottheit, wie sie als Fria, Berchta, Holda in Deutschland erscheint, auf Opfer von Gänsen und Böcken, die dem Donar gebracht wurden. Auch trank man die Erinnerung, die Minne der Götter, und dem Opferfeuer schrieb man die reinigende, den Kohlen schützende Kraft zu. Ans dem Zuge des Rauches wurde die Zukunft geweissagt.

Meine hochverehrten Anwesenden damit haben wir uns vollkommen in das Reich der Hypothese begeben. Aus heutigen und älteren Gebräuchen ist mit Hilfe des Vergleichs ein Bild des einstigen Frühlingsfestes hergestellt. Im Grossen und Ganzen wird die Restauration ja wohl richtig sein; in Einzelheiten wird die Wirklichkeit dem nicht entsprechen haben. Ob wir künftig noch zu klarerer Erkenntnis dieser alten Feste kommen, steht wohl zu erwarten, doch allzu sanguinische Hoffnungen darf man von der empfohlenen Kritik über das Alter derartiger Volksbräuche nicht hegen, da eben die Fundamente meist fehlen, auf denen eine solche sich aufbauen könnte. Ich werde Sie selbstverständlich nicht mit den Fastnachtsgebräuchen der einzelnen Gegenden ermüden, aus denen durch Vergleich das mitgeteilte Resultat gewonnen wurde. Ich werde Ihnen nur die Bräuche der Mark mitteilen und dabei angeben, welche Reste alten Wesens man darin zu sehen glaubt.

Eine der verbreitetsten Übungen sind die Fastnachtsumzüge, sie fanden an vielen Orten der Mark statt, auch in der Umgegend von Berlin wurden sie in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts noch ausgeführt. In Fürstenberg a. O. halten jetzt noch die Gewerbe der Fleischer und Bäcker mit ihren Emblemen einen Umzug. In den Schifferorten der Mark, in Friedrichsthal und Aalz bei Oranienburg und in Kappe bei Zehdenick ziehen die Schiffer an einem Sonntage der Fastenzeit durchs Dorf, wobei zwei junge Schiffer, die in dem Jahre die erste Fahrt mitmachen, einen besonders dazu gefertigten Kahn tragen. Die Mitglieder, des Zuges bringen den Wohlhabenderen ein Hoch aus und erhalten dafür eine Gabe. In Kappe jedoch wird nichts gegeben. Im Krüge, vor dem zwei mit Tannenreiser geschmückte Masten aufgepflanzt sind, wird nachher getanzt. Ob dieser Sonntag an die Zeit erinnert, wo noch des Sonntags die Fasten aussetzten, muss fraglich bleiben, da erst am folgenden Montag die gesammelten Gaben oder das gemeinsam Beigesteuerte gemeinschaftlich verzehrt werden. Auch in Braunsberg bei Fürstenwalde führen die Schiffer ein Schiff bei ihrem Umzuge mit.

In der Gegend von Köpenick bis Fürstenwalde und weiter südlich nach Teupitz, Buchholz und Storkow ziehen die Knechte und Jungen zum Gabensammeln umher; an einer anderen Stelle erweitert Kuhn, der bekannte Mythologe, diesen Brauch auf die ganze Mittelmark. Er ist

entschieden noch allgemeiner gewesen, denn auch in Fürstenberg a. O. zimpern oder zampern, wie es heisst, die Kinder mit Holzspiessen, und in der Umgegend der Stadt schliessen sich die Erwachsenen ihnen an, die nur dann das Gesammelte nachher gemeinsam verspeisen. Recht dramatisch geht es in der Niederlausitz zu. In einem Dorfe in der Nähe von Guben, der Name ist nicht weiter genannt, gehen die jungen Burschen am Fastnachtsdienstag, der ja überhaupt die Zeit der Fastnacht ist, zu den Bauern, die sie aufsuchen wollen, und sagen in dem ihnen unbequemen Hochdeutsch: „Guten Tag Herr Soundso“, worauf der Bauer erwidert: „Guten Tag meine Herren, was wünschen Sie?“ Wir sind die Feuerlöschkommission und sind gekommen nachzusehen, ob alle Löschgeräte sich in Ordnung befinden“. Der Bauer entgegnet: „Ist alles in Ordnung meine Herren!“ „Sind die Feuereimer, Feuerhaken und Leitern gut im Stande?“ „Sehr wohl, belieben Sie gefälligst nachzusehen?“ „Na, wir glauben ihm, er hält ja sonst alles in Ordnung! Doch wir sind beauftragt, namentlich die Feueressen (wo nämlich die Würste hängen) persönlich genau nachzusehen und dieser Mühe wollen wir uns jetzt unterziehen.“ Jetzt erscheint die Wirtin und händigt den Burschen Speck, Würste und Eier aus. Das Gesammelte wird wieder im Krüge angerichtet und verzehrt.

Das Gemeinsame dieser Bräuche besteht in dem festlichen Umzuge, in dem Gabensammeln, bei denen Eier, Wurst, Speck, Schinken erst später durch Geld verdrängt werden, und in dem gemeinsamen Festmahle. Man will darin den festlichen Auszug zum Opfer sehen, das Einfordern der Beiträge zum gemeinsamen Opfer mit nachfolgendem Opfermahle. Zwar ist dieses alles in etwas niedrige Kreise gerückt, und die Idee eines Mahles, an dem alle teilzunehmen berechtigt sind, ist oftmals nur durch die Armen wach erhalten, die jetzt für sich allein sammeln. Die Kirche leistete diesem Gange der Dinge durch ihre Anmahnung, die Fasten durch reichliches Almosengeben zu unterstützen, bedeutend Vorschub.

Man ist dann weiter gegangen und hat aus zahlreichen sprechenderen Gewohnheiten anderer Gegenden auf ein Sauopfer geschlossen und hat daher auch die gewöhnlich geforderten und gereichten Würste, die Schinken- und Speckstücke als Reste eines alten Schweineopfers angesprochen. So erklärt es sich auch, wenn in Stendal und anderswo sich für die Fastnacht Sauerkohl und Knackwurst als ständiges Gericht halten konnte. Auch die charakteristischen Gebäcke, hier in Berlin der Pfannkuchen, in Stendal, Pommern und Mecklenburg und weiter verbreitet: die Heetireggen, die heissen Wecken, werden als Nachkommen altgermanischer Opferbrote angesehen, welche der Indiculus superstitionis des VIII. Jahrhunderts erwähnt. Wenn daher Metzger und Bäcker in der Fastnacht besonders hervortreten, so erklärt sich das aus der Be-

deutung des Opferfleisches und Brotes von selbst. Diese Opferspeisen hatten reinigende und stärkende Wirkung, nach dem Volksglauben konnte sich niemand in ihnen überessen, aber die Enthaltung von ihnen zog Schaden und Krankheit nach, denn hierdurch drückte man Verachtung der Götter aus.

Aber auch andere Tiere als Schweine wurden bei dem Frühlingsfest den Göttern dargebracht: so vor allem noch das Rind. In der Mark findet sich ein Brauch, der darauf hindeutet. Kuhn lokalisiert ihn in der Mittelmark. Ein oder mehrere Burschen ver mummen sich als Ochse, zum Teil indem sie die natürliche Haut des Ochsen benutzen. Den Kopf des Tieres bildet ein grosser Topf. Das Tier, welches sich möglichst wild stellt, wird durch das Dorf geführt und schliesslich durch einen Schlag auf den Topf getötet. Das Vermummen im Tierfelle ist bereits im VI. Jahrhundert auf fränkischem Boden bezeugt, die Predigten, die dagegen eifern, sind höchst interessant. Allem Anschein nach hat man es hier mit germanischen Gewohnheiten zu thun.

Wenn es bei dem letztgenannten Beispiel kaum zweifelhaft ist, dass wir es mit dem Überrest eines Rindopfers zu thun haben, so liegt es doch anders mit einer ganz ähnlichen Vermummung, die unter dem Namen des Schimmelreiters geht. Auch hier wird die Mittelmark von Kuhn als Heimat angegeben, leider aber nicht das Dorf weiter bezeichnet. In dem Umzuge ahmt einer der Burschen einen Reiter auf einem Schimmel nach, indem er vor die Brust und auf dem Rücken grosse Gefässe bindet und darüber ein weisses Laken hängt, vorn befestigt man einen Pferdekopf. Den Burschen wird anderswo auch wohl ein grosser Hut gegeben. Eine Autorität wie Kuhn hat diese Vermummung auf Wodan beziehen wollen, dessen Abbild in einer allerdings wenig majestätischen Weise festgehalten wäre; neuere Forscher haben hier in kühlerer Weise nur eine Reminiscenz an die alten Rossopfer gesehen. Ich will dabei nochmals wiederholen, dass der Schimmelreiter an anderen Orten auch zu Herbst und Weihnachten erscheint, die Erklärungsgründe brauche ich ja nicht zu wiederholen.

Das Zampern, Hänseln oder Gabensammeln aber spielt immer die grösste Rolle; ich kann diesen Brauch noch für den Oderbruch belegen, wo ihn die Burschen üben, von denen seltsamer Weise einer sich als Bär ver mummt und im Dorfe umhergeführt wird, wobei der Bärenführer die Gaben entgegennimmt. In Landsberg an der Warthe sammeln die Kinder für sich mit sog. Spiessen, viereckige Holzstäbe, durch welche zugespitzte Querhölzer gesteckt sind, um daran Wurst, Speck und Backwerk aufzuhängen.

Im Anfange des Frühjahres müssen aber auch die Geister des Winters, die schädlich und hindernd sind, ausgetrieben werden, in Westfalen treibt der Bauer durch Klopfen den winterlichen Geist aus seinem

Hause aus. Bei uns hat sich das Austreiben der winterlichen Dämonen nur noch in engster Beziehung auf den Menschen erhalten. In der Gegend von Mellin in der Altmark, in Arnswalde und Friedberg dringen die Knechte am Fastnachtsdienstag in die Kammer der Mägde und schlagen sie mit Ruten, stiepen sie, die Kinder thun es bei ihren Eltern und Verwandten. Die Gestiepten geben dem Schlagenden zum Dank dafür eine Gabe, sehr häufig das Fastnachtsbrot, also die Krapfen oder Hectetroggen. Auch in Berlin muss dieser Brauch noch teilweise geübt werden, denn vor wenigen Jahren noch bemerkte Herr Stadtrat Friedel auf dem hiesigen Waarenmarkte Ruten aus ersten Frühjahrsschösslingen und Tannengrün, die offenbar dieser Sache dienten. Verstanden ist sie in der heutigen Zeit nicht mehr, man bringt sie mit den kirchlichen Fasten in Verbindung und erklärt sie als eine Vorbereitung des sündigen Fleisches auf die Fasten. (Schluss folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Eine neue vorgeschichtliche Fundstätte innerhalb Berlins mitgeteilt von Ernst Friedel. Auf der Judenwiese am rechten Spreeufer ungefähr da, wo vom linken Spreeufer her jetzt die neue Brücke im Zuge der Altonaer Strasse hinübergeführt wird, entdeckte ich heute bei einer strassenbaulichen Besichtigung eine wendische Ansiedlungsstelle, markiert durch Heerdstellen mit im Feuer geplatzten Feldsteinen, gespaltenen Tierknochen, Holz- und Kohlenstücken sowie Gefässresten. Die letzteren sind besonders interessant, nicht bloß, weil wendische Reste überhaupt seltener als germanische im Weichbild Berlins bisher beobachtet worden sind, sondern weil die Scherben eine einigermaßen chronologische Feststellung zulassen. Es sind nämlich durchaus von derselben Stelle

- a) ausgesprochen wendische (wilzische) Scherben von auf der Drehscheibe hergestellten Gefässen und mit den charakteristischen sogenannten Burgwall-Verzierungen.
- b) Scherben im Übergangsstil, der Thon noch mit Steinchen gemischt, wie bei der echt vorgeschichtlichen Töpferwaare, aber dünnchalig und viel härter als die Scherben zu No. a gebrannt.
- c) Scherben der harten, graublauen Art, welche für das bei uns frühchristliche Mittelalter (etwa 13. Jahrh.) charakteristisch sind.

Die Funde mögen danach etwa der Zeit um die Wende der heidnisch-slavischen zur christlich-deutschen Herrschaft angehören.

Alle diese Stücke sind leicht vom Wasser ausgelaugt, ein Beweis, dass die Stelle öfteren und anhaltenden Überschwemmungen ausgesetzt sein muss. Dies gilt übrigens zum grössten Teil noch jetzt von der Judenwiese, auf der man nicht selten Schlittschuh läuft, weil sie im Winter von der Spree über-

flutet wird. Dabei besteht ein grosser Teil der Judenwiese zweifellos aus einem festen guten Baugrund gewährenden, diluvialen Kern. Dies haben Grundbohrungen ergeben, auch spricht schon äusserlich der gewaltige Bogen dafür, mit welchem der Spreestrom, seine gerade Richtung verlassend, sich um die Judenwiese herumzieht.

Dies Gelände mag von wendischen Fischern vielfach benutzt worden sein, im Hornung um den hier auf die Wiesen gehenden Hecht, daher im Fischermunde „Hornhecht“ genannt zu fangen, in der trocknen Jahreszeit, um hier zu rasten und die Netze zu trocknen.

Berlin, Oktober 1892.

Naturgeschichtliches.

Steinreich.

Dr. Eduard Zache: Geognostische Skizze des Berliner Untergrundes. Wiss. Beilage zum Programm der IX. Realschule zu Berlin. Ostern 1893. — Unser II. Schriftwart giebt auf Grund der neusten Anschauungen, unter Aufgabe der Lossenschen Drifttheorie von 1879, in Anlehnung an Berendt und auf Grund fleissiger eigener Forschungen eine gedrängte und klare Übersicht der geologischen Topographie und der Geognosie unserer Reichshauptstadt bis in die Tertiärgebilde. Fr.

Pflanzenreich.

P. Hennings: Die Algenflora des Müggelsee. (Naturwiss. Wochenschrift VIII. 26. Febr. 1893.) Mehre ganz neue bzw. für die Gegend neuer Arten des an Algen überreichen Nachbarsees. Fr.

Arthur Krause: Thorea ramosissima Borg bei Berlin. (Abhandlungen des Botan. Vereins der Provinz Brandenburg XXXIV. 1893.) Seltene Alge am Ausfluss der Spree aus dem Müggelsee von unserm Mitglied gefunden. Fr.

Tierreich.

A. Collin: Über die Regenwürmer der Umgegend von Berlin (Sitz. Berichte der Ges. naturf. Freunde, Jahrg. 1892 No. 7.) 13 Arten und 2 in Warmhäusern eingeschleppte Arten. Fr.

Matzdorff: In Berlin aufgefundene leuchtende Regenwürmer. (Sitz. Berichte der Ges. naturf. Freunde Jahrg. 1893 No. 1.) Unser Ausschussmitglied beschreibt die freilebend in einem Garten an der nördlichen Weichbildsgrenze aufgefundene merkwürdige phosphoreszierende Art, *Microscolex modestus* Rosa, die in Argentinien heimisch, bei uns wie in Italien (Genua, Turin) eingeschleppt erscheint. Fr.

Kunstgeschichte.

Königin Luise in der plastischen Kunst von Paul Schmidt-Neuhaus. Mit 2 Abbildungen, Berlin 1893. Sonder-Abdruck aus dem „Bär“. Unser Bibliothekar bringt in dem Aufsätze eine kurze chronologische Zusammenstellung der über die Königin Luise vorhandenen plastischen Darstellungen und zugleich die auf dieselben bezüglichen geschichtlichen Daten sowie den Ort ihrer Aufstellung. Die eine Abbildung zeigt das Porträt-

Medaillon der Königin von Bettkober aus dem Jahre 1798 und die andere die Apotheose der die Königin Luise von Preussen in der Kirche zu Paretz. Z.

Fall der Königserle im Spreewald. Je mehr die Zahl noch erhaltener Urwaldriesen auf unserem Boden zusammenschmilzt, um desto kostbarer erscheinen die überlebenden, um desto beklagenswerter jeder Verlust, welcher ihre bereits dünn genug gewordene Reihe noch mehr lichtet. Augenblicklich ist der Spreewald um einen der bewundernswertesten Zeugen seiner einstmaligen Urwaldherrlichkeit ärmer geworden. Die am Saume der Mühlspree unweit Burg prangende Königserle (*Alnus glutinosa*, L.), wohl der zur Zeit höchste und gewaltigste Stamm dieser Baumart auf märkischer Erde, ist nicht mehr. Wo sie Jahrhunderte lang gestanden, klappt nun mit weiter, rotgelber Wunde eine schwer auszufüllende Lücke im Kranze des Ufergrüns; auch im Volksgemüt, sowie in der Erinnerung vieler Besucher muss dies Verschwinden eine gewisse unerfreuliche Leere zurücklassen, welche nur dadurch tröstliche Milderung erfährt, dass diesmal nicht menschliche Laune oder menschlicher Eigennutz es war, der die Vernichtung herbeiführte, sondern der herrliche Baum vielmehr dem unwandelbaren Naturgesetz des Alterns und Vergehens erlegen ist.

Schon vor länger als einem Decenium kränkelte diese Erle, der Willibald von Schulenburg im „Deutschen Garten“ einen ausgiebig interessanten Artikel nebst Abbildung gewidmet hat. Im langsam vermorschenden Holze nagte der Wurmfrass und aufsteigender Frühlingssaft vermochte zuletzt nur noch spärlichen Laubschmuck am Geäst der weithin schirmenden Krone hervorzubringen. So hat denn im Laufe des jüngst verflossenen Wintermonats die Axt ihr trauriges Werk auch an diesem Baum gethan.

Es hatte sich auch um diesen Koloss der Vegetation ein allerdings bescheidener und sehr moderner Mythenkreis gebildet, dem gewohnter Weise eine Alles zersetzende Kritik ihr Veto entgegenzuwerfen beeilt war. Uns, die wir die poetische Wahrheit der streng historischen weit vorziehen, mag es gleichgültig erscheinen inwiefern königliche Gnade und königlicher Natursinn Zollernscher Überlieferung gemäss, auch an diesem erdgeborenen Wendenbaum sich bethätigt habe. Auf einer Wallfahrt durch den Spreewald im Jahr 1845, lebhafter noch als andere, angeweht von dem Märchenzauber des damals noch wenig angetasteten Sumpf- und Wasserreviers, hat das Auge des Monarchen jedenfalls teilnehmend auf dem Gegenstande dieser Betrachtung geruht. Allgemein angenommen wird auch, dass der hohe Herr es gewesen sei, der den schon zum Fällen bestimmten Stamm gerettet und durch sein eingelegtes Fürwort dessen Fortbestehen gesichert habe. Der nun verstorbene Kantor Post hat diese Thatsache stets lebendig zu erhalten gesucht. Man kennt auch den Namen des Baumbesitzers, Wehr-Schorradt, welchem nachzurühmen ist, dass er sein dem Könige gegebenes Versprechen der Schonung unwandelbar heilig gehalten habe.

Andererseits mag zugestanden werden, dass die Trivialität eines damaligen königlichen Frühstückes, von dem Führer gefabelt haben mögen, ihren Schauplatz, statt unter der Erle, thatsächlich unter den drei alten Eichen vor dem gräflich Zyaarschen Forsthause Eiche gehabt habe.

Seitdem hiess der Baum Königserle, wendisch Kralowa Wolscha und war eins der Wahrzeichen jener überaus reizvollen Gegend geworden, gewissermassen offiziell in die Reihe der Spreewalddenkwürdigkeiten eingetreten. Als ein solches werden ihn viele unserer Berliner Mitbürger und Mitbürgerinnen kennen gelernt und gern im Gedächtnis bewahrt haben.

Ob, wie behauptet worden ist, diese Königserle die grösste ihres Geschlechts in Deutschland gewesen sei — ignorabimus; sicherlich eine der allergrössten. Da die vorwaltende Masse dieses unseres Wasserbaums selten von regelmässig stattfindendem Umtriebe verschont bleibt und daher meist vielstämmig und niedrigen Wuchses sich entwickelt, so sind ganz frei aufgeschossene, besonders hohe Erlen — wir brauchen dafür gewöhnlich das Wort Else — überhaupt Seltenheiten. Möge, wo sie vorhanden, ihre Erhaltung desto nachdrücklicher empfohlen sein.

Auch unsere Königserle, obgleich sicher spontan erzeugt, scheint kein ganz primitiver Sämling gewesen zu sein; vielmehr ~~man~~ es der Umfang ihres sockelgleichen, enormen Wurzelhalses glaubhaft, dass auch hier, ob zwar unter vorzugsweis günstigen Umständen, ursprünglich Stockausschlag mit im Werke gewesen sei, etwas das für ein noch höheres Alter des Baums als sonst anzunehmen schliessen lassen dürfte.

Gemeinsam mit Herrn von Schulenburg habe ich vor elf Jahren eine Messung des Umfanges der Königserle angestellt. Dieselbe ergab in Brusthöhe eine Stammpерipherie von 5,83 m. Der mit einer gewissen, fast zu wenig pittoresken Regelmässigkeit aufsteigende, beinah zylindrische Stamm war von uns auf 90 Fuss Höhe geschätzt worden; wohl etwas zu hoch, da die neueste Angabe darüber nur von 75 m Elevation redet.

Um wenig mehr als ein Vierteljahrhundert hat also die Königserle die Abholzung des Spreewaldes und seine Umwandlung in Wiesenflächen, nur einzeln noch von Baumgruppen unterbrochen, überlebt. Möchte doch unser märkischer Boden, auch unter aufs Höchste gesteigerten Kulturbedingungen, seine alte, unerschöpfliche Triebkraft bewahren, um auch kommenden Generationen noch gleiche Wunder der Vegetation wie die jetzt gefallene Königserle vor's Auge zu führen. Sicher kann das geschehen, wenn der Mensch, statt sich den schädlichsten der Waldesverwüster anzureihen, künftig eine weise Schonung, anstatt zerstörungslustige Instinkte walten lassen will.

Carl Bolle.

Berichtigung.

Unter den eingegangenen Geschenken befindet sich in No. 12. S. 240 des „Monatsblattes“ (ad 5. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins) aufgeführt: Brose, Christophs Benj. Wackenrode's Corpus Bonorum d. Königl. Residentzien, Berlin 1771. — Der Verfasser hiess aber nicht Wackenrode, sondern Wackenroder. In dem vom Buchbinder scharf beschnittenen Manuskript war das r dem Messer zum Opfer gefallen, und so hatte der Heransgeber (Brose) den verstümmelten Namen des Magistrats-Syndici gebracht.

F. Meyer.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 2. (I. Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. April 1893, abends 7¹/₂ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnete die Sitzung um 7³/₄ Uhr und erteilte den Vorstandsmitgliedern das Wort zu den Berichten über den Stand und die Thätigkeit des Vereins während des I. Vereinsjahres 1892/93.

1. Bericht des Ersten Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Zu den 12 Herren, welche als die ersten eigentlichen Stifter der „Brandenburgia“ zu betrachten sind, traten in der konstituierenden Sitzung am 20. März pr. fernere 12, und bis zur ersten, am 6. April im „Ständehause“ abgehaltenen öffentlichen (Haupt-) Versammlung 112 neue Mitglieder bei. Seitdem hat sich die Zahl derselben um 29 erhöht. Durch den Tod wurden uns entrissen: das Ehrenmitglied, Herr Oberbürgermeister von Forckenbeck, und der Vereins-Archivar, Herr Magistrats-Bür.-Vorst. Weber, so dass die „Gesellschaft“ gegenwärtig aus 163 Mitgliedern — 10 Damen und 153 Herren — besteht.

B. Sitzungen etc.

Es fanden statt 3 Arbeits- und 6 öffentliche Sitzungen (4 im „Ständehause“, 4 im Bürgersaale des Rathauses) sowie 16 ausserordentliche Versammlungen:

- am 26. Juni 1892 Wanderfahrt nach Brandenburg a. H.,
- „ 17. August 1892 Wanderfahrt nach Scharfenberg,
- „ 14. September 1892 Wanderfahrt nach Jagdschloss Grunewald,
- „ 4. October 1892 im Dom am Lustgarten,
- „ 15. November 1892 Besichtigung der Wasserbauten am Mühlendamm,
- „ 8. März 1893 im Festsale des Rathauses: Besichtigung der Entwürfe zum Neubau des Märkischen Provinzial-Museums.

C. Vorträge und grössere Ansprachen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 29.

Es sprachen: 4 mal Herr Stadtrat Friedel; 3 mal Herr Dr. C. Bolle; 2 mal die Herren Altrichter, Dr. Bahrfeldt, und F. Meyer; je einmal: die Herren Landes-Director und Präsident des Deutschen Reichstages, von Levetzow-Gossow Excellenz, und Oberbürgermeister Zelle, Frl. Lemke, die Herren L. Alfieri, Kustos Buchholz, Dr. Galland, Dr. Gasner, Zeichenlehrer Mielke, Dr. Müllenhoff, Bau-Inspektor Pinkenburg und Dr. Zache. Als Nichtmitglieder sprachen je einmal: die Herren Hof- und Domprediger Faber, Dr. Grupp, Bürgermeister Hammer, Baurat Krzyzagórski und Kaufmann Riedel.

2. Bericht des
Haushalt-Etat

Einnahmen

für die Gesellschaft für Heimatkunde

1893/94							
April	1.	Titel I. Bestand					
		Barbestand			ℳ	532	55
	—	Titel II. Mitgliederbeiträge					
		pr. I. Sem. zahlten 150 Mitglieder à 6 ℳ	ℳ	900	—		
		pr. II. Sem. zahlten 150 Mitglieder à 6 ℳ		900	—		
					ℳ	1800	—
	—	Titel III. Aussergewöhnliche					
		a. Zuschuss des Magistrats Berlin	ℳ	500	—		
		b. Ueberschuss v. Wanderversamml. etc.		17	45		
					ℳ	517	45
		Summe der Einnahmen			ℳ	2850	—

D. Vereinsschriften.

Das Monatsblatt „Brandenburgia“ erschien als Organ der Gesellschaft in 12, zum Teil mit wertvollen Abbildungen ausgestatteten Heften, unter der Redaktion des Herrn Dr. Zache. Druck und Verlag von P. Stankiewicz.

E. Schriftenaustausch.

Die Anzahl der Vereine und Gesellschaften, mit denen wir in Schriftenaustausch stehen, beläuft sich auf 22.

So kann die „Brandenburgia“, unter Berücksichtigung auch der übrigen Resultate und eingedenk des ihr zu teil gewordenen Wohlwollens von Behörden, Freunden und Gönnern, mit Befriedigung die Schwelle ihres ersten Lebensjahres überschreiten und vertrauensvoll der Zukunft entgegensehen!

Ferdinand Meyer.

Schatzmeisters.

pro 1893-1894

der Provinz Brandenburg zu Berlin

Ausgaben

1893/94					
März	31.	Titel I. Local			
		Vacat	—	—	—
	—	Titel II. Drucksachen			
		a. Monatshefte Nr. 1—12	ℳ 1275	—	
		b. Einladungen etc.	85	—	
				ℳ 1360	—
	—	Titel III. Porti u. Depeschen			
		Porti und Depeschen		70	—
	—	Titel IV. Bureau- u. Schreib-			
		Materialien			
		Couverts, Papier etc.		100	—
	—	Titel V. Remuneration für gel.			
		Arbeiten			
		Kopialien etc.		120	—
	—	Titel VI. Bibliothek			
		Anschaffung von Büchern,			
		Buchbinder		100	—
	—	Titel VII. Sonstige Ausgaben			
		div. Anschaffungen		50	—
	—	Titel VIII. Aussergewöhnliche			
		Wanderversammlungen etc.		50	—
	—	Titel IX. Reservefonds			
		Kapitalisirter Bestand	ℳ 500	—	
		Bestand Vortrag in Bar	500	—	
				ℳ 1000	—
				ℳ 2850	—

Kassen-Status

Einnahmen

für die Gesellschaft für Heimatkunde

1893/94						
März	31.	Titel I. Bestand				
		Bar			—	—
	—	Titel II. Mitgliederbeiträge				
		pro I. Sem. gezahlt 136 Mitglieder à 6 M	M 816	—		
		pro II. Sem. gezahlt 138 Mitglieder à 6 M	828	—	M 1644	—
	—	Titel III. Aussergewöhnliche				
		a. Einmaliger Zuschuss der Brand. L.-Kasse	M 500	—		
		b. Ueberschuss von Wander- versammlungen und Stif- tungsfest	77	80	M 577	80
			<hr/>			
			Summe der Einnahmen		M 2221	80

Den nebenstehenden Abschluss habe ich heute auf Grund der mir vorgelegten Beläge eingehend geprüft und nichts zu erinnern gefunden.

Schubart,

Regierungsrat, als Obmann des Ausschusses.

Berlin, 17. März 1893.

Auf Grund weiterer Prüfung habe ich das Saldo von 532 Mk. 55 Pf. als richtig erkannt.

14. April 1893.

Schubart.

pro 1892-93
der Provinz Brandenburg zu Berlin

Ausgaben

1892/93							
März	31	Titel I. Local				—	—
		Vacat					
	—	Titel II. Drucksachen					
		a. Monatshefte, Heft 1—12,	ℳ 1322	68			
		b. Einladungen etc.	84	50			
			<hr/>		ℳ 1407	18	
	—	Titel III. Porti und Spesen					
		Portoauslagen			71	27	
	—	Titel IV. Bureau- u. Schreib- Materialien					
		Couverts, Papier, Federn etc.			100	50	
	—	Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten					
		Kopialien etc.			101	—	
	—	Titel VI. Bibliothek					
		div. Auslagen			9	30	
	—	Titel VII. Sonstige Auslagen					
		Vacat			—	—	
	—	Titel VIII. Aussergewöhnliche					
		Vacat			—	—	
	—	Titel IX. Reservefonds					
		Vacat			—	—	
			<hr/>				
		Summe der Ausgaben			ℳ 1689	25	
		Summe der Einnahmen	ℳ 2221	80			
		Summe der Ausgaben	1689	25			
			<hr/>				
		Rest pro 1893/94			ℳ 532	55	

Berlin, den 1. April 1893.

Wilhelm Ritter

3. Bericht des Archivars.

Meine Thätigkeit in dem verflossenen ersten Jahre seit Gründung der Gesellschaft ist nur wenig in Anspruch genommen worden, denn es wurde mir, wie dies auch bereits in der Nr. 12 des Monatsblattes pro März 1893 angegeben ist, bisher nur übergeben:

a. als Geschenk von Herrn J. A. Stargardt

23 Urkunden (Ernennungen zum Ehrenmitgliede auswärtiger Vereine von Aerzten und Naturforschern, Patente über die Verleihung von in- und ausländischen Orden etc.), betreffend den verstorbenen Geh. Medicinal-Rat Professor Dr. Albrecht von Graefe, aus den Jahren 1858 bis 1869;

b. desgleichen von Herrn Franz Günzel

eine Gipsbüste sowie Bleistift und Federn von Alexander von Humboldt.

Die zu a. und b. bezeichneten Gegenstände befinden sich im Märkischen Provinzial-Museum und können dort zu den üblichen Besuchsstunden in Augenschein genommen werden.

Podratz.

4. Bericht der Bibliotheks-Verwaltung pro 1892/93.

Für die Bibliothek sind an Geschenken von Mitgliedern, Vereinen, Behörden u. s. w. eingegangen 158 Nummern mit 196 Bänden, darunter das vom Berliner Magistrat überwiesene Prachtwerk: „Borrmann, Die Bau- und Kunst-Denkmäler von Berlin“.

Die Bilder-, Karten- und Flugblätter-Sammlung erhielt als Geschenk 74 Nummern.

19 Vereine haben ihre Publikationen übersandt.

Die Benutzung der Bibliothek ist durch provisorische Aufstellung derselben in den Räumen des Märkischen Provinzial-Museums nunmehr ermöglicht.

Bei Anlegung der Sammlung beteiligten sich mehrere Vereinsmitglieder durch Übersendung ihrer eigenen Schriften. Eine grosse Zahl schriftstellerisch hervorgetretener Mitglieder steht damit jedoch noch aus und würde durch nachträgliche Überweisung ihrer Schriften die Zwecke des Vereins wesentlich fördern helfen. —

Schmidt-Neuhaus.

2. Der II. Vorsitzende verteilte alsdann einen Aufruf zum Beitritt in den Verein für deutsche Landeskunde, welcher von dem Geographen Penck in Wien in's Leben gerufen werden soll; der Zweck dieses Vereins wird es sein, die Kunde des deutschen Landes und Volkes zu fördern. Das ganze Gebiet ist deshalb in eine Anzahl Gaue geteilt, jeder unter einem Obmann, für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin ist unser II. Vorsitzender, Stadtrat Friedel, gewählt worden.

3. Der II. Vorsitzende brachte hierauf eine Mitteilung unseres Ausschussmitgliedes Alfieri zur Kenntniss, wonach der alte hölzerne Aussichtsturm auf dem Havelberge im südlichen Teile des Grunewaldes gegenwärtig beseitigt werde. Der Havelberg, 309 Fuss über dem Meere und 213 Fuss über der Havel, sei der höchste Punkt der ganzen Gegend und böte eine allgemeine Rundschau, insbesondere auch nach Berlin hin, wenn ihn ein die Bäume überragender Aussichtsturm krönen würde; es sei aber wenig Aussicht vorhanden bei der Forstbehörde Unterstützung zu finden, ganz abgesehen von anderen Schwierigkeiten, deshalb könne ein positiver Beschluss nicht gefasst werden.
4. Bei der Besprechung der Schmidt-Neuhaus'schen Schrift: „Königin Luise in der plastischen Kunst“, kam der II. Vorsitzende auf die bekannte Darstellung der Königin mit der Halsbinde zurück, die nach Schadow's Angabe zur Verdeckung eines Kropfes dienen sollte und bei den Damen damals in Mode kam. Diese Angabe sei jedoch zu bezweifeln, weil die Binde nicht auf allen Bildnissen erscheint und daher wohl als eine Nachahmung französischer Modeeinführung angesehen werden kann. Es wäre das wohl ein geeigneter Gegenstand des Nachforschens für unsere Damen.
5. Es folgte der Vortrag des Herrn W. von Schulenburg: „Die Lutschen in der Lausitz“. Wir bringen den Vortrag, welcher mit grossem Beifall aufgenommen wurde, weiter unten in seinem ganzen Umfange zum Abdruck. Dieser Vortrag gab zu einigen weiteren Ausführungen unseres Mitgliedes, Fräulein Weyergang, welche mehrere Jahre in der Niederlausitz gelebt hat, und des II. Vorsitzenden Veranlassung. Letzterer knüpft an den Zwergaberglauben an, der auch in der Umgegend von Berlin sich noch findet, z. B. will der Wächter auf den Wasserwerken des Tegeler Sees Zwerge gesehen haben, welche blaue Röcke und rote Kappen trugen; ferner berichtet er, dass unser I. Beisitzer, Dr. Carl Bolle, ihm erzählt habe, wie die Maurer ihm bei der Errichtung eines Backofens auf seiner Insel gesagt hätten, ein solcher müsse so hoch sein, dass die Zwerge darin dreschen können.
6. Zum Schluss verbreitete Herr Techniker Pütz sich über die Modelle vorgeschichtlicher Grabstätten aus der Alt- und Neumark, Hannover und von der Insel Sylt unter Vorlegung der von ihm gemachten Abbildungen. Die Modelle selbst, vom Bildhauer Herrn Koch nach den Rekonstruktionen des Herrn Konservators Eduard Krause angefertigt, sind zur Weltausstellung nach Chicago gesandt worden. Sie vergegenwärtigen aus der Steinzeit die

„Dolmen“, viereckige oder runde, aus aufrechtstehenden Steinblöcken gebildete und mit einer Steinplatte überdeckte Kammern, die theils als Einzel-, theils als Massen- (Familien-) Gräber dienten. In ihnen fanden sich die Gerippe in hockender Stellung vor. Die Erhöhungen bei den oberirdischen oder Hügelgräbern sind entweder rund oder lang gestreckt, wie ein solcher „Rundhügel“ mit einem Zugang zum „Steinkistengrab“ sich auf Sylt vorfindet. In den Langgräbern (wie dasjenige bei Stendal) lagen dagegen die Skelette ausgestreckt und an den Schmalseiten des Grabes erhoben sich zwei Riesenblöcke oder sogenannte Wächter. Vielfach waren den Verstorbenen, wohl als Zeichen der Pietät, Urnen als Grabgeschenke beigegeben. Aus der dann folgenden Bronzezeit, in der die Bestattung durch den neuen Kultus des Leichenbrandes verdrängt wurde, finden sich unter den Modellen drei Terrassen von Brandstellen und ein vollständiges Steinhügelgrab aus der Mark. Während der neueren Bronze- oder Hallstätter Zeit, in der bis zur la Tène oder Eisenzeit ein gleichzeitiges Verbrennen und Begraben der Leichen stattfand, ist ein Skelettgrab mit sandüberschüttetem Steinhügel ebenfalls auf Sylt noch erhalten geblieben. So stellen, wie der Redner schloss, die vorgeschichtlichen Grabstätten den Urbeginn der Kunst eines Naturvolkes nach dem Zustande der Kindheit dar, bis es, um den Tod eines grossen Mannes oder um gewaltige Ereignisse für spätere Zeiten zu kennzeichnen, zur Errichtung von Denkmälern (Steinsäulen) überging. Menschenartige Gebilde, den Todten zur Ehrung, haben sich bei den Gräbern derselben vorgefunden.

7. Nach der Beendigung der Sitzung um 9¹/₂ Uhr fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Über Fastnachtsgebräuche unter Berücksichtigung der Provinz

von Dr. E. Gasner.

(Schluss.)

Diese Sitte ist in den höheren Ständen heute abgekommen. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert muss sie noch allgemein im Schwange gewesen sein, ja der Brauch hat, was wohl angemerkt zu werden verdient, in den höheren Ständen eine feinere Umprägung und weitere Ausbildung erhalten, während sonst diese alte Gewohnheiten nur in

niedrigen Kreisen bewahrt und den Bedürfnissen der Zeit entsprechend umgemodelt werden. Man fertigte damals aus Silberdraht kleine Ruten, an denen allerlei Säckelchen, wie schnäbelnde Tauben und dergleichen, angebunden wurden. Diese schenkte man einander, indem man sich die Hände damit stiepte. Auch die Liebenden schenkten einander die Ruten. Des „Leneoleon: Galamelité oder allerhand keusche Lust- und Liebeslieder“, Frankfurt 1671, entnehme ich einige Reime. Die Rute, die „der Doris das Fastnachtsrecht thun soll“, wird also apostrophiert:

Liebe zarte Reiser gehet,
wo ihr die Doris sehet,
ja gehet, doch nur leiser,
o leis, ihr zarten Reiser!

Ihr müsset heimlich lauschen,
nicht in die Kammer rauschen,
sie möchte sonst erwachen
und sich dann fest vermachen.

Kupido, der mit Rute an die Galamelité abgeschickt wird, wird folgendermassen gebeten:

Ei mein, so mach dich auf, ei mein thu mir zu gute
den Riegel leise weg, wenn Galamelité
noch in den Federn liegt, dass sie dir nicht entgeh,
und steupe, bis ihr Herz vor Gegenliebe blute.

Ohne weiteres nach dem Vorausgeschickten verständlich ist die Übung, die in der Altmark gang und gebe sein soll, dass die Knechte am Fastnachtsdienstag mit Musik von Hof zu Hof ziehen, um erst die Frauen und dann die Töchter und Mägde mit Birkenreisern zu stäupen. Die Hausfrauen geben den Knechten Schnaps, Eier und Mettwurst, die Mädchen Sträusse von Buchsbaum oder anderem Grün mit Bändern verziert, die an den Hut gesteckt werden. Die Würste werden auf grosse Gabeln gesteckt und jubelnd durchs Dorf getragen, um zu zeigen, welche Wirtin die längste gegeben hat, wie Kuhn meint. Ein gemeinsames Mahl aus dem Gesammelten folgt.

Dunkel ist die Herkunft eines Brauches, der im Kalbe'schen Werke in der Altmark sich findet, wo die jungen Burschen Rossmarienstengel, diese Blume, die beim Bauern oft eine Rolle spielt, auf einen Teller legen, Branntwein darauf giessen und damit von Haus zu Haus gehen, um den Frauen die Füsse zu waschen. In Neumark und Hohengehren a. Elbe wird diese Ehre den Mädchen von den Knechten angethan.

Dass bei dem Frühlingsfeste einst auch um ein gutes Flachsjaar gebeten wurde, ist sicher aus den zahlreichen Belegen anderer Gegenden; bei uns hat sich nur ein Hinweis darauf erhalten, der aber nicht ganz klar ist; nämlich im Hans Jochen-Winkel, ein Stück Landes bei Salzwedel in der Altmark, darf auf Fastnacht nicht gesponnen werden, da das an diesem Tage gesponnene Garn wieder verschwinden würde.

Ich habe schliesslich noch des Umzuges der Fischer des Kiezes in Köpenick zu erwähnen, sie gehen unter Auführung von zwei Männern in die Häuser, zwei tragen einen Fischketscher, um die gesammelten Gaben

darin aufzunehmen. In einem Hause angekommen, setzen die Anführer die Eishaken in die Decke und singen:

Wollt ihr wissen, wer wir sind?
Wir sind das neue Wetterkind
Drei Peezen wohl vor den Wind.

Die übrigen stimmen nun ein:

Sie werden sich wohl bedenken
und uns einen Fastelabend schenken.

Worauf die Anführer fortfahren:

Hohlee, wieder hohlee
Grosse Hechte, Kuhlbarse!

Die Uebrigen singen nun:

Sie werden sich wohl bedenken
und uns einen Fastelabend schenken!
Sie schenken uns einen Gulden,
darnach wohl vier und zwanzig,
sie schenken uns einen Schweinskopf,
ist besser als eine Bratwurst,
sie schenken uns eine Lange
und lassen die Kurze hängen.

Die Anführer rufen wieder:

Hohlee, wieder hohlee
grosse Hechte, Kuhlbarse.
Die Frau Wirtin und die Jungfer Töchter haben sich so eng geschnürt,
Sie werden auch heut Abend zum Tanze geführt.

Dann werden die Gaben gesammelt und darauf singen alle:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben
Fürs ganze Jahr,
Jahr ein Jahr aus,
All Unglück fahre zum Fester hinaus.

In Stralau bei Berlin ziehen die Knechte am Montag vor Fasten, von denen einer ein Schiffchen an einer Stange trägt — dieses aber erst eine Neuerung aus dem Jahre 1805 — umher und sammeln unter Absingung eines ganz ähnlichen Wechselliedes Gaben ein. Nur der Schluss des Liedes ist hier anders, er lautet:

Wir wünschen dem Herrn Wirt einen goldenen Tisch,
auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch
und in der Mitte eine Kanne Wein,
das soll dem Herrn sein Fastelabend sein.
Wir wünschen der Frau Wirtin
einen jungen Sohn mit schwarzbraunem Haar.

Die gesammelten Gaben werden im Krüge verzehrt.

Es ist in beiden Liedern klar ausgedrückt, dass mit der Gabe alles Unglück, offenbar das wirkliche, abgethan ist, und dass nun ein gutes Jahr folgt. Man hat nicht ohne Grund darin das Reziproke des Opfers und des dadurch erlangten Segens gesehen. Auch ist die Bezeichnung „wir sind das neue Wetterkind“, für den Frühling nicht misszuverstehen.

In dem Segenswunsch für ein gutes Jahr hat Kuhn noch einen wendischen Rest zu erblicken geglaubt, da die Slaven um diese Zeit das neue Jahr begannen. Die Beweisführung ist aber nicht gerade überzeugend.

Eigentümlich ist das Hervortreten der Fischer zu Fastnacht in der Mark. Fische waren aber ein altes Opferessen, sie waren wie am Mitwinternachtsfest auch ein beliebtes Fastengericht. In der Mark vermag ich zwar Reste nicht zu belegen, nur der hervortretende Stand der Fischer und Schiffer, beide einst kaum so genau geschieden, mag eine ähnliche Reminiszenz an das alte Fischopfer sein, wie der Stand der Bäcker und Metzger, die ja auch hervortreten, auf die ehemaligen Brot- und Fleischopfer hinzuweisen scheint.

Schliesslich sei noch eines Umzuges erwähnt, der zu Müggelheim bei Köpenick stattfand, einer im XVIII. Jahrhundert gegründeten Pfälzerkolonie. Man trug am Fastnachtsabend einen Marder oder Iltis, der auf ein Brett genagelt war, umher und sang dabei:

Hahn, Appel Hahn!

Die Fassnacht geht an.

Der Kuchen will nicht ritschen,

Gebt mir euren Speck —

Ich stell die Leiter an die Wand

Und schneid mir ein Stück Speck drei

Ellen lang.

Die kleinen lass ich hangen,

Ei Mütterchen, ei!

Gebt mir zweier oder wohl drei

Dass mein Körbchen voll sei!

Eier raus!

Oder schick den Fuchs ins Hinkelhaus

(Hühnerhaus).

Von den langen,

In mehreren deutschen Gegenden werden den Feinden der Hühner und Heerden, dem Fuchse also insbesondere, wie auch dem Wolfe, mancherlei Gaben geopfert, man sah in den Tieren dämonische Wesen und glaubte sich durch freiwillige Spenden vor ihnen schützen zu können. Wenn hier also unter Vorzeigung der Hühnerfeinde Eier verlangt werden, so ist das auch nur ein verschleiertes Opfer und das Unterlassen desselben wird mit dem Schaden im Hühnerhause bezahlt. Auch das Aufgehen des heiligen Kuchens, dessen Genuss ja Segen bringt, an dem man sich nach alter Anschauung nicht überessen kann, wird gleichfalls durch eine Opfergabe an Speck bewirkt.

Hochverehrte Anwesende, ich bin zu Ende, — ich habe Ihnen selbstverständlich die alten Beziehungen nur cursorisch darlegen können, manches konnte nur angedeutet werden. Die geschlossene Phalanx gelehrter Beweise, soweit sie überhaupt existiren, konnte ich selbstverständlich nicht aufmarschieren lassen. Vielleicht ist es mir aber doch gelungen, Ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Maasse auf diese alten Reste deutscher heidnischer Anschauungen zu lenken. Es ist am Ende nicht ausgeschlossen, dass auch einer oder der andere von Ihnen noch Gebräuche der Mark kennt, die ich nicht nannte, und die bisher nicht aufgezeichnet sind. Die Mitteilung und die Kodifizierung derselben wird die Wissenschaft immer dankbar anerkennen.

Tierleben der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums. Fortsetzung von S. 132 und 241 des I. Jahrg.)

IV. Schnecken.

1. Bei der Exkursion des Märkischen Museums nach Senftenberg, Kreis Kalau, am 22./23. Mai 1887 wurden folgende Weichtiere beobachtet:

Wasserschnecken, in der Umgebung des Schlosses gesammelt im Schlossgraben und auf den Wiesen an der Elster:

<i>Limnaea stagnalis</i> L. <i>ovata</i> Dr. <i>palustris</i> M. <i>fusca</i> C. Pfr. <i>Physa fontinalis</i> L. <i>Planorbis corneus</i> L. <i>marginatus</i> Dr. <i>vortex</i> L.	<i>contortus</i> L. <i>albus</i> Müll. <i>nitidus</i> Müll. <i>Paludina vivipara</i> Müll. <i>Bithynia tentaculata</i> L. <i>Valvata cristata</i> Müll. <i>Sphaerium corneum</i> L. <i>Pisidium</i> sp.
--	--

Landschnecken.

Gipfel des Koschenberges:

<i>Limax</i> sp. <i>Vitrina pellucida</i> Müll. <i>Helix pygmaea</i> Dr.	<i>Helix pulchella</i> Müll. <i>Cionella lubrica</i> Müll.
--	---

Am Schloss

(sowohl an den Wallabhängen, als auch in den feuchten Gebüsch an Fusse derselben).

<i>Vitrina pellucida</i> M. <i>Hyalina radiatula</i> Ald. <i>Zonitoides nitidus</i> Müll. <i>Conulus praticola</i> Reinh. <i>Arion Bourguignati</i> Mab. <i>Helix pomatia</i> L.	<i>Cionella lubrica</i> Müll. <i>Vertigo antivertigo</i> Drap. <i>Succinea putris</i> L. „ <i>oblonga</i> Drap. <i>Carychium minimum</i> Müll.
---	--

Weinberge bei Senftenberg.

Gebüsch von Flieder, Dornen, Buchengestrüpp, Haseln, Fichten u. s. f.

<i>Vitrina pellucida</i> M. <i>Hyalina radiatula</i> Ald. <i>Patula pygmaea</i> Dr. <i>Helix pulchella</i> Müll. <i>costata</i> Müll.	<i>Helix hortensis</i> Müll. (Bänderung: 1. 2. 3. 4. 5.) <i>pomatia</i> L. <i>Cionella lubrica</i> Müll. <i>Pupa minutissima</i> Hartm. <i>pusilla</i> Müll.
---	---

Garten des Guts Victoriahof bei Senftenberg.

<i>Limax laevis</i> Müll.	<i>Arion subfuscus</i> Dr.
---------------------------	----------------------------

Dem Märk. Museum mitgeteilt von Prof. Dr. Otto Reinhardt.

2. *Lithoglyphus naticoides* Férussac. Diese merkwürdige, anscheinend erst seit dem Beginn der achtziger Jahre dieses Jahrhunderts nach der Provinz Brandenburg zu in der Einwanderung begriffene gedeckelte Wasserschnecke ist von mir im Sommer 1891 vielfach im Spandauer Schifffahrtskanal nahe der Maeckernitzwiese und der Ausmündung in den Tegeler See gefunden worden. Im Nachrichtenblatt der deutschen Malakozoologischen Gesellschaft XV. 1883 teilte ich in dem Aufsatz „Kleine conchyliologische Notizen“ S. 184 ff. mit, dass Oswald Schulze L. n. am 27. Juni 1883 in dem genannten Kanal bei Plötzensee fand und dass Otto Reinhardt, Jetschin, Schacko und ich sie nicht weit davon am 6. Oktober 1883 fischten. Am 8. August 1882 fand ich sie bei Thorn in der Weichsel. In meinem Aufsatz „Neue Fundstellen von *Lithoglyphus naticoides* Fér.“ in derselben Zeitschrift XXII 1890 teilte ich S. 198 mit, dass ich zwei Exemplare bei Schulau an der Elbe unterhalb Blankenese und ein Exemplar am 20. Mai 1882 in der Wulwe Lanke innerhalb Berlins nahe der Moabiter Brücke gefunden habe. Die dauernde Ansiedelung der niedlichen Schnecke kann nunmehr in unserem Gebiet als gesichert gelten. — Inzwischen ist L. n. auch in grosser Tiefe beim Brunnenabteufen in der Brauerei Tivoli auf dem Kreuzberg innerhalb Berlins fossil entdeckt worden und zwar im unteren Diluvium mit der für letzteres charakteristischen Leit-Conchylie, *Paludina diluviana* Kunth und mit *Tichogonia Chemnitzii* Rossmäessler (= *Dreysena polymorpha* Pallas) zusammen. Auch *Tichogonia Chemnitzii* ist, was eine interessante biologische Parallele gewährt, in unsere Gegenden erst wieder im Laufe dieses Jahrhunderts eingewandert, jetzt aber in unseren Seen und Strömen so verbreitet, dass sie zu den gemeinsten brandenburgischen Muscheln gehört. Die Wasserverhältnisse müssen doch etwas anders gewesen sein bei uns als jetzt zu den Zeiten, als die fossilen L. n. und T. Ch. in den Gewässern der Provinz Brandenburg mit *Paludina diluviana* zusammen lebten. Ich vermute, dass die mittlere Jahreswärme etwas grösser war.

Berlin, 1. April 1892.

Ernst Friedel.

3. Rüdersdorfer Schnecken. In von der Hagens Beschreibung der Kalkbrüche bey Rüdersdorf. Berlin, 1785 heisst es S. 23: „In dem grossen Steinbrüche sind an 40, in den kleineren aber an 20 Arbeiter. Man findet daselbst kleine lebendige Schnecken, 1 bis 1½ Linie lang, unmittelbar an den Kalksteinen, von welchen auch in dem Freyenwalder Bade einige drei Linien lang, doch nur die Schalen davon wahrgenommen werden. Diese Schnecken-Schalen sind braun. Man kann sie weder zu den Schrauben-Schnecken rechnen, noch für die eigentlich sogenannten Schnecken halten, weil sie zu jenen nicht spitzig und zu diesen nicht kurz genug sind. Sie sind fast wie ein Ey gestaltet, aber etwas schmal und walzenförmig und ihre sehr deutlich unterschiedenen Windungen sind einander fast gleich. Die Oeffnung derselben ist rund.“

Gemeint ist *Pupa muscorum* L., die ich mit *Patula* (*Helix*) *rotundata* zusammen oftmals und in Menge in feuchten Felsritzen der Brüche gefunden habe.

Was mit der Freyenwalder Schnecke gemeint sei, bleibt zweifelhaft. Vielleicht sind fossile Schnecken des diluvialen Valvaten-Mergels gemeint.

Als neu für die Brandenburgische Fauna wurden von mir und einigen zoologischen Freunden in den Rüdersdorfer Kalkbergen vorgefunden 1887 *Helix ericetorum* Müller in Menge; und 1890 anscheinend nur auf einer Stelle nahe dem Pulvermagazin beschränkt *Buliminus* (*Bulimus*) *radiatus* Draparnaud (= *detritus* Müller). Vgl. Naturwissenschaftl. Wochenschrift. VII. Berlin 1892 S. 16 ff.

4. Schnecken-Aussetzungen. Im Viktoria-Park zu Berlin habe ich am 10. August 1892 etwa 150 lebende Exemplare von *Helix hortensis* Müller ausgesetzt, selbige stammen vom Hinrichsschen Eiskeller in Greifswald. An dieser Stelle kam, wie ich von 1875 bis 1890 beobachtete, nur die rotgelippte Spielart, früher als *Helix hybrida* Poiret bezeichnet, vor, seit zwei Jahren fängt die Stammform mit weissem Mundsaum an, wieder mehr aufzutreten. Unter den Viktoria-Park-Exemplaren sind viele mit rotem Mundsaum. — Desgleichen habe ich dort ausgesetzt am selben Tage Exemplare von *Patula rotundata* Linné von den Ruinen des Cisterzienserklosters Eldena bei Greifswald und *Helix lapicida* Linné vom Schlossgarten zu Neuchâtel. Im vorigen Jahre habe ich im Viktoria-Park *Helix ericetorum* M. von Rüdersdorf und vom Kalkberg in Lüneburg, *Helix candicans* Ziegler aus der Umgegend von Potsdam, *Buliminus radiatus* Drap. von Rüdersdorf, ebenso *Helix nemoralis* Linné in den verschiedensten Farbenspielen vom Schlossgarten zu Charlottenburg und den Parks der Umgegend von Potsdam angesiedelt. Es wird um Schonung dieser Tiere, welche der Pflanzenwelt keinen nennenswerten Schaden zufügen, hierdurch gebeten.

Ernst Friedel.

V. Muscheln.

1. *Unio batavus* Lamarck. Reinhardt: Verzeichniss der Weichtiere der Provinz Brandenburg, Berlin 1886 sagt S. 21: „Bisher nur aus dem Odergebiet bekannt.“ — Sie kommt aber auch im Elbgebiet vor; 1 Exemplar abgestorben, jedoch frisch, bei Baumgartenbrück am l. Hafelufer am 21. Juli 1892 von mir gefunden. Alluvial und subfossil häufig im hiesigen Grunde der Spree innerhalb des ganzen Weichbildes von Berlin, z. B. an der Weidendammer Brücke, Marschalls-Brücke, Moltke Brücke, Luther Brücke, an der Einmündung der Wulwelanke in die Spree bei der Moabiter Brücke, an der Lessing-Brücke und so weiterfort bis zur Einmündung der Spree in die Havel bei Spandau. Was das Aussterben dieser und anderer edelerer Muscheln, als *Unio crassus* Retz, *Sphaerium rivicola* Leach und *S. solidum* Normand bewirkt hat, bleibt noch zu überlegen. Vgl. auch die folgende Nummer und S. 14 meiner Schrift: Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Berlin, 1880, Seite 14. — E. Friedel.

2. Ernst Friedel: Der Bronzefahlbau in Spandau. (Mit 1 Tafel.) Archiv für Anthropologie. XIV. Bd. Braunschweig 1883. S. 380 fig. werden folgende subfossile Weichtier-Arten angeführt, die im ehemaligen Spree- und Havel-Grunde bei der Fundirung eines Kriegs-Pulvermagazins und Ausgrabung eines Pfahlbaus der reinen Bronzezeit in Spandau von mir gefunden

wurden, einer berühmten Fundstelle, deren archäologische Schätze im Kgl. Museum zu Berlin verwahrt werden. Es sind durch mich von dort festgestellt:

a. Muscheln.

- | | |
|------------------------------------|--------------------------------------|
| 1. <i>Anodonta anatina</i> Linné. | 6. <i>C. cornea</i> Linné. |
| 2. <i>Unio tumidus</i> Retz. | 7. <i>C. solida</i> Normand. |
| 3. <i>U. pictorum</i> Linné. | 8. <i>Pisidium annicum</i> Müller. |
| 4. <i>U. batavus</i> Linné. | 9. <i>P. fontinale</i> Draparnaud. |
| 5. <i>Cyclas rivicola</i> Lamarck. | 10. <i>P. henslowianum</i> Sheppard. |

Desgleichen sind wahrscheinlich noch andere Species dieser kleinen, zierlichen, sehr zerbrechlichen Muschelgattung in der Schicht vorhanden.

Die Muschelschalen sind meist geschlossen, nichts deutet darauf, dass sie als Nahrung für Mensch oder Vieh hier verwendet wären. Die Leimsubstanz ist verschwunden, die Schalmasse selbst kreidig und äusserst zerbrechlich.

b. Wasserschnecken.

- | | |
|---|--|
| 1. <i>Hydrobia Steinii</i> von Martens. | 7. <i>V. contorta</i> Menke. |
| 2. <i>Ancylus lacustris</i> Linné. | 8. <i>V. cristata</i> Menke. |
| 3. <i>Bythinia tentaculata</i> Linné (unter den Schnecken am gemeinsten.) | 9. <i>Planorbis corneus</i> Linné, gemein. |
| 4. <i>Paludina vera</i> von Frauenfeld (vivipara Autorum). | 10. <i>Pl. complanatus</i> Linné. |
| 5. <i>P. fasciata</i> Müller. | 11. <i>Pl. vortex</i> Linné. |
| 6. <i>Valvata piscinalis</i> Müller, gemein. | 12. <i>Pl. nautilus</i> Linné. |
| | 13. <i>Pl. contortus</i> Linné. |

Die Artreihe der Gattung *Planorbis* des Pfahlbaus dürfte hiermit nicht erschöpft sein.

- | | |
|--|---|
| 14. <i>Limnaea auricularia</i> Linné. | 17. <i>L. fragilis</i> Linné, nicht selten. |
| 15. <i>L. ovata</i> Draparnaud. | 18. <i>Physa fontinalis</i> Linné. |
| 16. <i>L. stagnalis</i> Linné, gemein. | |

Die mehr hornigen Schnecken zeichnen sich vor den Muscheln durch bessere Erhaltung aus. *Neritina fluviatilis* Lister, welche in den fliessenden, klareren, steinigten Stellen der Havel und Spree nicht selten ist, fehlt hier; es spricht dies Fehlen für die weiche, verschlammte Beschaffenheit des Gewässers zwischen den Pfahlbaureihen.

3. *Calyculina* (*Cyclas*) *Ryckholtii* Normand ist von Professor Dr. Otto Reinhardt und von mir am rechten Spreeufer in Berlin gegenüber Bellevue und nahe der Ausmündung der Wulwelanke hart am Spreebord im seichten Wasser auf weichem Grunde lebend in Menge von 1886 ab bis 1890 gefunden worden. Ein heisser Sommer mit niedrigem Wasserstande tödtete die seltenen Muschelthiere zu Tausenden. Die Austiefung der kanalisirten Spree und die Aufhöhung des Helgoländer Ufers, da wo die Calvinstrasse in dasselbe einmündet, scheint die Muscheln leider ausgerottet zu haben. Reinhardt a. a. O. erwähnt *C. Ryckholtii* S. 20: „Im Schlamm stehender Gewässer, selten. Finkenkrug bei Berlin, Adlerhorst bei Coepenick, hier die var. *danica* Clessin.“

4. *Bulimus obscurus* Müller. Eine ausgiebige Fundstelle dieser nur sehr vereinzelt vorkommenden, zierlichen Laubschnecke wurde von uns am linken Havelufer nahe Potsdam aufgefunden zwischen dem Krughorn bei der Moorlake und der Glienicker Brücke auf der Wasserseite der Chaussee ungefähr, da wo die Teufelbrücke über derselben im Glienicker Park sichtbar ist. Im Oktober 1892 sah ich hier Weiden-, Erlen-, Rüstern- und andere Baumstämme stellenweise wie bedeckt mit *Bulimus obscurus*. Die jungen Tiere, welche unausgewachsen kleinen Pyramiden oder Kegeln gleichen, hatten sich in gewohnter Art mit Kot beschmiert, so dass sie wie kleine Unebenheiten in der Borke der Bäume aussahen. Diese Art von Naturnachahmung (Mimicry im Darwinschen Sinne) schützte sie vor dem Sammeleifer meiner mit dieser Thatsache nicht vertrauten Begleiter so lange, bis ich darauf aufmerksam machte.

E. Friedel.

5. Burgwallschnecken. Auf dem schönen Wendischen Burgwall von Klistow bei Trebbin, Kreis Teltow, fand ich mit den Herren Busse, H. Maurer und E. Schenk zusammen bei Nachgrabungen in dem Erdaufwurf dieser nur mitten schwer zugänglicher Wiesen und Moore aufgeführten Anlage zwischen den mit den charakteristischen Verzierungen unserer Wenden in der Zeit um 1000 bis 1100 n. Chr. versehenen Gefässresten, gespaltenen Wildtierknochen und im Feuer geplatzen Geschiebesteinen an Schnecken *Helix fruticum* Müller, *Helix arbustorum* Linné und *Helix hortensis* Müller. Diese kamen auch lebend in dem dicken Dornestrüpp und sonstigem Gesträuch der Wallanlagen vor. Dagegen fehlten *Helix nemoralis* Linné und *Helix pomatia* Linné, welche übrigens bisher in keinem unserer wendischen oder gar vorwendischen Verwallungen susfossil gefunden sind, vielmehr als später eingewandert, *H. nemoralis* als zufällig eingeschleppt, *H. pomatia* als absichtlich (Fastenspeise) eingeführt gelten können.

Ernst Friedel.

6. *Limax variegatus* Draparnand. Unser Mitglied Herr E. Schenk machte mich auf das Vorkommen einer Art von bunt gedupften Nacktschnecken in seinem Keller Berlin, Reichenberger Strasse Nr. 49 im Jahre 1887 aufmerksam. Bei einer Nachforschung fand ich, dass dort die bunte *Limax*-Schnecke massenhaft vorkommt.

Ernst Friedel.

7. *Limax variegatus* Dr., *Limax agrestis* L. und *Helix Draparnaldii* Beck kommen zu Berlin im Garten und in den halbunterirdischen Gewächshäusern sowie Blumenkellern unsers Mitgliedes Dr. Carl Bolle auf seinem nach der Vosstrasse herausgehenden Grundstück Leipziger Platz Nr. 14 vor. Dort von mir wiederholt seit 1887 gefunden, Exemplare dem Märkischen Museum mitgetheilt.

Ernst Friedel.

9. *Limax tenellus* Nilsson. Carl Kreglinger: System. Verzeichniss der in Deutschland lebenden Binnen-Mollusken, Wiesbaden 1870 schreibt S. 24: „ferner nach Heynemann Malak. Bl. IX. 1862 p. 50. Umgebung von Berlin

(im Grünwalde*).* Beide Zitate erwähnt Otto Reinhardt in seinem Verz. der Weichtiere der Prov.-Brdb. nicht; dagegen fand derselbe in meiner Gegenwart auf einer Exkursion des Märk. Museums nach dem Brieselang bei Spandau vor einigen Jahren ein Exemplar an feuchter Stelle.

Ernst Friedel.

Triton helveticus, *Triton alpestris*, *Lacerta viridis*, *Rana arvalis*, *Rana temporaria*. Mir ist ganz unklar, weshalb keine Verbindungspunkte bei den einzelnen Tritonen sind, so z. B. bei *helveticus*, hier bei mir und dann Harz und Rhein (Bonn). Von *Triton alpestris* keinen mir bekannten Fundort bis jetzt am rechten Weserufer, dagegen am linken mehrere. *Lacerta viridis* ist mir nicht von hier bekannt. *Rana arvalis* habe ich an einigen Fundorten; was ich inzwischen aber sah, war *Rana temporaria*.

An Herrn Stadtrat Ernst Friedel
in Berlin.

Veogesack a. d. Weser
am 1. November 1888.
E. Borchherding.

Schriftenschatz.

Neue Berliner Märchen von Gustav Heinrich Schneideck. Leipzig 1892. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler. — Die anregende und gewaltige Macht, welche das neue Gross-Berlin auf die Gemüter ausübt, äussert sich nicht allein im Berliner Roman, dessen weitschichtiges Gefilde Paul Lindau und andere Schriftsteller mit Sittenschilderungen angebaut haben, nicht allein im Berliner Schauspiel, wie es Sudermann in seiner „Ehre“ und „Sodoms Ende“ und die Dichter der freien Bühne uns vorführen, sondern auch in dem phantastischen Spiel märchenhafter Gestalten und Träume. Nachdem uns der leider jung verstorbene talentvolle Walter Gottheil vor wenigen Jahren mit einem Bändchen „Berliner Märchen“ beschenkt, erfreut Schneideck uns mit einem Angebinde, welches er „Neue Berliner Märchen“ betitelt. Das sind gerade wie die Gottheil'schen Vorgänge, nicht Märchen im Grimmschen Sinne d. h. nicht Ueberlieferungen aus dem Volksmunde gesammelt, sondern freiphantasirte Stoffe im Geschmacke Andersen's, der freilich ein unerreichbares Vorbild durch den Volkston, den er so glücklich trifft und durch den lebenswürdigen Humor, mit dem er uns unsere Schwachheiten und Thorheiten vorführt, alle Zeit vorn bleiben wird. Patriotisch sind die Märchen „Kaiser Wilhelms Tod“, „des Grossen Kurfürsten Umritt in der Neujahrsnacht“; einen Blick auf das alte Berlin bietet uns die gemüthvolle Schilderung „bei Haase“. Eine Zukunftsprospektive in das tolle Treiben einer neuen Gründerzeit eröffnet uns „der Architekt Heidebrink“, den der Teufel inmitten der geplanten

*) Soll unsern Grunewald bedeuten.

Umgestaltungen Berlins holt. Andere der Erzählungen begeben sich auf das Gebiet der Arbeiter- und der sonstigen brennenden sozialen Fragen. — So bietet der vielseitige berlinische Märchenstrauss für Alt und Jung des Anregenden und Anmutenden gar Manches.

E. Friedel.

Kleine Mitteilungen.

Noch ein Schildkrötenkapitel von Carl Bolle. Unsere Schildkröte — ich nenne sie am liebsten immer noch mit dem früh erlernten Linné'schen Namen *Emys europaea* — die *Nopawa* der Spreewaldwenden, von altersher eine fast alltägliche Belebung märkischer Wasserläufe, ist gegenwärtig als solche stark in Abnahme begriffen, ja in der Mittelmark bereits so selten geworden, dass man ein gelegentlich nachgewiesenes Vorkommen derselben schon als auffallenden Fund bezeichnen darf. Aus diesem Grunde will ich nicht mit Stillschweigen übergehen was mir Herr Hofgärtner Reuter von der Pfaueninsel, bekanntlich ein ebenso kenntnisreicher als liebevoller Belauscher heimischer Natur, heut brieflich über dieselbe mitteilt. Es wäre als ein Verlust anzusehen, wenn von seinen Beobachtungen oder Erinnerungen etwas der Kenntnis weiterer Kreise entzogen würde.

Die diesmalige Mitteilung, augenscheinlich auf eine verschiedentlich veröffentlichte Anregung des Herrn Stadtrat Friedel zurückzuführen, aber an mich gerichtet, weil der geehrte Briefsteller gerade mir ganz besonderes Interesse für „Alles, was innerhalb der Mark kreucht und fleucht“ gütigst zuschreibt, lautet:

„Leider sind die Schildkröten in hiesiger Gegend fast ausgestorben, während in früheren Jahren noch dann und wann einzelne von den Fischern im Netz gefangen wurden. Auch existierten bei Leest, Ütz und selbst bei Templin Überbleibsel davon.

Ich erinnere mich noch oft daran, wie vor etwa sechzig Jahren mein seliger Vater, auf der Langen Brücke zu Potsdam stehend, mir sagte; Hörst du wohl die pfeifenden Töne im Rohr? Das sind die Schildkröten, die da ihr Wesen treiben.

Ich darf wohl auch erwähnen, dass einer meiner Arbeiter aus Dorf Cladow noch jetzt die gleichen Laute am Kälberwerder zu hören glaubt.

Die interessanten Teiche in Charlottenhof, wo man die Goldfische und sich sonnende Schildkröten (ich meine vor dem befremdlichen Farbenanstrich) beobachten konnte, sind verschwunden.

Wie die Schildkröten aussterben und Ringelnattern, ja sogar Frösche im Vermindern begriffen sind, so wird auch der Fischfang von Jahr zu Jahr dürftiger und sind einzig und allein die Dampfschiffe Vertilger der Tier- und Pflanzenwelt an den Ufern der Havel.

Der hier zu Potsdam in der Yorkstrasse wohnende Hofphotograph Sello züchtete mit seinem alten, längst verstorbenen Vater, dem ehemaligen Böttchermeister Sello, in Hof und Garten einmal auch Schildkröten, indem er aus bei ihm gelegten Eiern junge Brut erzielte.“

Bis hieher unser Herr Hofgärtner.

Zu einer Zeit, die fast ebenso weit in die Anfänge des Jahrhunderts zurückreicht, wie die, welcher sich unser Freund Reuter erinnert, wurden in mein elterliches Haus in der Französischen Strasse zu Berlin zu vielfachem anderem auf weitläufigem Gehöft gepflegten Getier bisweilen auch Schildkröten gebracht, die man zu der Zeit als keine besondere Seltenheit ansah. Es galt der Glaube, eine solche Amphibie könne ohne Schaden für ihr leibliches Wohl einen starken Mann auf dem Rücken tragen, ja sogar einen Wagen über sich hinfahren lassen. Die Probe, allerdings unglücklich ablaufend, habe ich selbst machen sehen, indem ein stämmiger Knecht sich mit voller Wucht auf eine Schildkröte stellte. Wie voraussichtlich, quoll sofort Blut zwischen Ober- und Unterpanzer hervor und in kurzer Frist trat der Tod als Folge so gröblicher Misshandlung ein. Derselbe irrtümliche Glaube dauert noch heute fort; aber ein Glück für die Humanität wäre es, wenn die Beweisführung für oder dawider unterbliebe.

Nicht nur die grösseren Seen von Berlins Umgegend, auch die oft sehr kleinen Wasserbecken des Teltow und Barnim gelten als Wohnorte des in Rede stehenden Tieres. Ich meine jene überaus reizvollen Teiche, schwer auffindbar in ihren Gründen, wahrhafte Wasseroasen inmitten der Ackerwüste endloser Feldflur, die Wilibald Alexis gekannt hat und zu denen auch mein Gemüt melancholischer Erinnerung voll so gern wieder zurückkehrt. Wie entzückte einst den jugendlichen Pflanzenfreund, an ihnen herborisierend, neben dem idyllischen Reiz der Landschaft die Littoralflora ihres selten von anderem Menschenfuss als von dem meist schuhlosen eines Hütejungen betretenen Ufers. Ihre Tiefe sollte, so hiess es, die wahre und recht eigentliche Schildkrötenherberge sein. Ganz speziell, ob mit Recht oder mit Unrecht, wurde dies von dem mysteriösen Wasser der „blanken Hölle“ erzählt, die sich, halb Pfuhl, halb See, der Sage nach unergründlich, in einer tiefen Falte der Gemarkung zwischen Schöneberg und Tempelhof verbarg.

Jetzt liegen viele dieser Diluvialbecken, vielleicht in Folge meteorologischer Veränderungen, trocken, andere sind vermöge der Bebauung in Villengrundstücke, z. B. in solche von Südend und Steglitz, eingehegt und durch Bepflanzung ihrer Ränder unkenntlich geworden. Bis an den äussersten Wasserbord der noch frei vorhandenen aber pflügt jetzt der Bauer, so dass nichts mehr von jenen grünen Rasenbreiten übrig geblieben ist, auf denen sonst jeder Frühling gelbe Schlüsselblumen, die *Primula veris* in verschwenderischer Fülle aufspriessen liess. Doch wie Jensen sagen würde, alles dies sind Dinge „von jenseit des Wassers“.

Die blanke Hölle ist wohl noch da, ja sogar mit bis jetzt noch nicht parzellierten Ufern. Thöricht aber wäre es, an derselben nach dem schlank und klug aus der Flut auftauchenden Köpfchen der Schildkröte heut noch ausschauen zu wollen, wohl in gleichem Grade unnütz, als wenn man etwa dort nach den Relikten einer jener Nachbarschaft früher eigenen überaus

seltenen Wasserpflanze, des *Alisma parnassifolium*, von keinem der jetzt Lebenden mehr gesehen, Umschau hielte.

Am Tegeler See ist der Pfiff der Schildkröte noch nicht gänzlich verstummt, aber es bedarf häufiger Anwesenheit, eines feinen Ohrs und vor Allem einer glücklichen Stunde, um ihn ausnahmsweis einmal zu vernehmen. Meines Wissens ist in dortiger Gegend das letzte Stück dieser Amphibie im Spätherbst 1887 im Haderloch zwischen Scharfenberg und Baumwerder erbeutet worden.*) Nach jungen Tieren habe ich mich bis jetzt vergebens umgesehen; die wenigen Gefangenen, die ich sah, waren stets alte.

Wie weit sind wir doch von jener Epoche entfernt, wo man aus den Bruchdörfern um Wriezen die Schildkröten wagenweis wegfuhr, jedenfalls um sie als Speise zu benutzen. Alte Küchenrechnungen und Menus aus dem Hofhalt des grossen Kurfürsten thun ihrer noch kulinarisch Erwähnung. Dem Tisch des märkischen Landmanns sind sie wohl seit dem Wechsel der Konfession und seitdem es Fastenspeisen als obligatorisch nicht mehr gab, fremd geworden, so dass übermässiger Verbrauch als Grund des Verschwindens durchaus nicht anzunehmen ist,

Zur Stunde bekommen wir die zierlichen kleinen Wasserschildkröten, mit denen man die Aquarien zu bevölkern liebt, aus den venetianischen Gewässern. Und doch ist dies buchstäblich dieselbe *Emys europaea* wie die unsrige, aus eigenem Gebiet nicht mehr zu beschaffen.

Die Alten wissen vom Tode des grossen Tragikers Äschylos zu berichten, dass in Sicilien ein Adler ihn verursachte, indem er aus der Höhe eine Schildkröte auf das glattglänzende Haupt des im Freien eingeschlafenen Dichters, das er für einen Stein halten mochte, niederfallen liess. Adler und Schildkröte sind, hier zu Lande wenigstens, weitaus zu seltene Tiere geworden, um eine dachlos abgehaltene Siesta einem unserer Dichter, des geistiges Schaffen etwa den Haarwuchs gelichtet haben sollte, aus analogem Grunde gefahrbringend erscheinen zu lassen.⁴

Zum Schluss sagen wir von unserer Schildkröte:

Also auch solch ein Faunenglied, das sacht und sachter verschwindet; auch solch ein, trotz seiner Pachydermenschale, mit nervöser Empfindlichkeit so durchsättigtes Urwesen, das sich der nüchternen Helligkeit unserer Kulturhochflut abhold zeigt; auch solch ein Märchentier, das des goldigen Lichtschimmers der Romantik früherer Tage bedurfte, um hier zu leben und zu gedeihen.

In weiteren hundert Jahren wird der Frosch, den wir den grünen Jäger nennen, voraussichtlich zur hohen Jagd gehören. Die Schildkröte aber — nun die wird gänzlich verschollen sein und vielleicht mag es dann sogar Gelehrte geben, die an ihrem früheren Indigenat zweifeln werden.

Berlin, 19. Dezember 1892.

Unsere Wasserschildkröte. In den zahlreichen kleinen Seen des Kreises Königsberg (Neumark) fand sich noch in dem Jahre 1866 diese Schildkröte sehr häufig. Sie war dazumal ein beliebtes Kinderspielzeug,

*) Ein gleicher Fang hat sich 1892 in denselben Gewässern erneuert und ist durch Herrn Julius Kosewski, zu Tegelort wohnhaft, gemacht worden.

In der Freiheit fütterte man gern die sich sonnenden Tiere; gefangen gingen sie meist schnell zu Grunde. Im Jahre 1864 musste ich auf Wunsch meines Kandidatenfreundes Theodor Müllensieffen von meinem damaligen Wohnort Zellin aus zwei solche Schildkröten an einen Herrn v. Rougemont nach der Normandie schicken. In Weisskohlblätter verpackt, sind dieselben damals glücklich an ihren, mir nicht mehr erinnerlichen, Bestimmungsort gelangt. Diese beiden Exemplare waren im Auftrage meines Vaters in einem nicht weit von dem Städtchen Fürstenfelde gelegenen kleinen See (welchem? wahrscheinlich namenlos!) von Knaben gefangen und nach Zellin gebracht worden. Auch auf den Wiesenstücken „Moor“, „Langer-Ort“ nahe dem Kuritzbache östlich von Zellin und bei Dorf Clossow habe ich solche Schildkröten gesehen.

Der Schildkrötenteich und der ihm gegenüberliegende Goldfischteich in Charlottenhof bei Potsdam waren bis 1851 sehr geliebte Pflegeobjekte meines Grossvaters, Hofgärtners Handtmann. Er bezog den erforderlichen Ersatz meist aus Paretz, wo er vordem Gärtner gewesen war. (Zum Monatsblatt I. S. 131.)

Seedorf bei Lenzen a. E., 15. Oktober 1892.

E. Handtmann.

Brandenburgisches Postwesen im 17. Jahrhundert. Als ein für das Postwesen des 17. Jahrhunderts interessantes Dokument dürfte nachstehende Ordre des Grossen Kurfürsten anzusehen sein, welche in Folge einer Beschwerde der Stadt Lippehne*) an den Churfürstlichen Postmeister Ellinghausen dortselbst erging.

„Nachdem bey Seiner Churfürstlichen Durchläuchtigkeit zu Brandenburg pp. Unserm gnädigsten Herrn Bürger-Meister und Rath dero Stadt Lippehne sich unterthänigst beklaget, was gestalt dero Post Meister Ellinghausen durch seinen für der Stadt angestellten Wein, Brantwein und Bierschank der Bürgerschaft die Nahrung sehr schmälert, in dem er nicht allein keine Bürgerliche onera davon trüge und abstattete, sondern auch Sr. Churfürstl. Dchlt. pp. in dieser sache ergangene Verordnung und declaration zu wieder einem jeden ohne unterscheidt Bier und Wein verkauffte, und ein öffentliches Wirth- und Gasthauss anstellte, mit unterthänigster bitte, weill solches zu Ihrem und gemeiner Stadt merklichem abbruch und schade gereichete, auch ausstrücklich wieder vorgemelte declaration lieffe, Ihme dergleichen Nahrung zu inhibiren, Und vom Se. Churfürstl. Dchlt. pp. solchem unterthänigstem petito in gnaden deferiret, Alss wirdt hiermit dero Postmeister Ellinghausen gnädigst und ernstlich anbefohlen, sich des Bewirthens und Gastgebens, wie auch des Wein- Brandtwein- und Bierschanks hinführo nicht anders zu gebrauchen, alss wie es der bereits von Sr. Churfürstl. Dchlt. pp. ertheilten gnädigsten declaration vom 9ten Septembris 1666 gemaess ist, nemblich eintzig und allein für die commodität und zu bedarf der bey der Post reisenden, und bey Ihme etwan abtretenden leuthe, und kan er ferner von denen Weinen, Brandtwein und Bier, welches er solcher gestalt und auf

*) Im Original steht „Lippe“; die Kaiserliche Postverwaltung ist mit uns der Meinung, dass es sich um Lippehne in der Neumark handele.

diese weise verschenket, sich nicht entbrechen an accise und sonst dasjenige abzutragen, was andere Bürger in der Stadt davon zu geben schuldig sein. Wornach sich derselbe gehorsambst zu achten.

Signatum zu Potstamb den 2. Juny A^o 1668.

(gez.) Friderich Wilhelm. (L. S.)

Schmidt-Neuhaus.

Briefkasten.

(Anonyme Zuschriften bleiben unberücksichtigt.)

Frl. Fr. Die Klage über die holperige Übersetzung des bekannten Märkischen Chronisten ist nicht neu. Dr. Martin Luther sagt zur Beherzigung für Uebersetzer Folgendes: „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wenn man soll deutsch reden, wie die Esel thun, sondern muss die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen es die Leute und merken, dass man will deutsch zu ihnen reden.“ — Das ist z. B. die Art wie Hermann und Wilhelm Grimm aus dem Lateinischen übersetzt haben.

E. Fr.

M. M. Was Blie-Blau heisst? — Die Redensart ist in Berlin und der Mark sehr üblich und bedeutet ein grelles, nicht gerade angenehm in die Augen fallendes Blau. Das erste Wort ist vielleicht das französische „bleu“ und zur Verstärkung des folgenden deutschen Wortes gebraucht. Man müsste also wohl eigentlich „bleu-blau“ schreiben. Eine andere Erklärung ist „blüh-blau“ d. h. „blüthen-blau“ oder „blühendes-blau“.

F.

Herrn E. A. in Düsseldorf. Die Nr. 13. Das Bauamt in Frankfurt am Main hat verschiedenen an dasselbe gerichteten Wünschen von Hausbesitzern Folge gegeben und an den entsprechenden Häusern im Frühjahr 1893 die Nummer 13 nicht angebracht, weil geltend gemacht wurde, Miether, insbesondere Ladenbesitzer zögen nicht gern in Häuser, an denen die Nr. 13 prange. Die Häuser in der Stadt Goethe's werden also durch die „verhängnisvolle“ Nr. 13 gerade zu entwertet. In Berlin ist weder dem Polizei-Präsidium noch dem Magistrat bisher von diesem krassen Aberglauben etwas bekannt geworden, im Uebrigen gilt freilich auch bei uns, selbst in vielen gebildeten Kreisen, die Zahl 13 gesellschaftlich als ominös. Man sitzt bei uns ungern selbdreizehnter zu Tisch, und als, beispielsweise, Unterzeichneter am 13. März 1892 und dann zufällig wieder am 13. März 1893. Bekannte und Freunde zu sich einlud, ist ihm dies wenigstens von einer Familie verdacht worden.

Fr,

Berichtigung.

Im Heft Nr. 1 April 1893 S. 23 Zeile 1 von unten muss es heissen Lynar statt Zyaar.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 3. (i. öffentl.) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Mai 1893, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Bei der Abwesenheit des I. und II. Vorsitzenden eröffnete der I. Beisitzer, Dr. Carl Bolle, um 7 $\frac{3}{4}$ Uhr die Sitzung. Er erteilte dem I. Schriftwart, Ferdinand Meyer, das Wort zu seinem angekündigten Vortrage: „Rückblick auf die Berliner Berge vom Kreuzberg bis zum Moabiter Berg“. In seiner fesselnden Weise gab der Redner eine topographische und historische Darstellung der die Stadt am Barnim- und Teltowrande begleitenden Berge. Besonders bei den historischen Schilderungen wusste der Redner durch seine poetische Sprache bei den Hörern jene melancholische Stimmung hervorzurufen, die uns beschleicht, wenn wir hören, wie die harte Forderung der Zeit ein Stück Natur nach dem anderen hinwegräumt. Welchen Eindruck der Vortrag auf die Versammlung gemacht hatte, ergab sich deutlich aus dem lauten Beifall am Schlusse desselben. Der Vorsitzende sprach dem Redner alsdann den Dank der Hörer aus und forderte zu einer Diskussion auf. An derselben beteiligte sich Frl. Freytag und der Vorsitzende, welche beide aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen noch einige weitere Züge aus der näheren Umgebung des Weichbildes der Stadt hinzufügten. Zu dem Vortrage hatte der Redner eine grosse Anzahl alter Kupferstiche und Pläne aus seiner eigenen Sammlung ausgestellt. Wir hoffen, den Vortrag in extenso in einem der nächsten Hefte bringen zu können. Während des Vortrages circulierte der II. Bd. von Fontanes Führer durch die Umgebung von Berlin herausgegeben von Touristen-Club für die Mark Brandenburg und dessen 9. Jahresbericht. Dieser Band behandelt den Norden von Berlin. Auf der S. 63 des I. Jahrganges der Brandenburgia ist schon des I. Bandes dieses Führers rühmend gedacht worden, der soeben erschienene zweite schliesst sich jenem würdig

an. Die Touren derselben sind durch die 4 Bahnen im Norden von Berlin zu machen. Aus dem Jahresberichte des Clubs, welcher Mitglied unserer Gesellschaft ist, geht dessen rege Thätigkeit im Jahre 1892 hervor. Unter der Leitung geübter Führer wurden 25 Ausflüge unternommen, auf denen 29 Städte und 68 Dörfer besucht wurden. Der Club verwahrt sich ausdrücklich dagegen, nur Gelegenheit zum Marschieren bieten zu wollen, da er im Gegenteil sein Augenmerk darauf richtet, seinen Mitgliedern Gelegenheit zu geben, Land und Leute der Heimat kennen zu lernen.

Um 9 Uhr schloss der Vorsitzende die Sitzung, und die Teilnehmer vereinigten sich noch zu einem geselligen Teil im Ratskeller.

Die Lutchen der Niederlausitz.

W. v. Schulenburg.

Wenn ich hier im Folgenden über die Lutchen Mitteilungen mache, diese „Lieblinge“ der Niederlausitzer Bevölkerung, so stütze ich mich dabei ausschliesslich auf meine eigenen Nachforschungen und Sammlungen¹⁾, wie ich sie angestellt habe im Laufe längerer Jahre und im stäten Verkehr mit der serbisch-redenden Bevölkerung der Niederlausitz, zum Theil auch in der preussischen Oberlausitz, und übergehe andere Quellen, weil sie mir in den Grundzügen nicht volkstümlich genug erscheinen. Ich werde mich bei der Fülle des Stoffis auf gewisse Hauptpunkte beschränken.

Was nach der Überlieferung des Volkes die äussere Erscheinung der Lutchen anbetrifft, so waren sie von Gestalt klein, indessen doch stark und kräftig, und trugen, wie mehrfach berichtet wird, rote Kleidung, nämlich rote Jacken und rote Mützen. In ihrem Wesen waren sie gut, freundlich, teilnehmend und erkenntlich, doch leicht gereizt und verletzt, wenn ihnen Unrecht geschah. So habe ich selbst noch eine Frau im Oberspreewald gesehen, die klein von Gestalt war. Ihre Mutter hatte immer über die Lutchen gespottet, weil die klein sind, darum ist ihre Tochter nun so klein geblieben, sagte man. Die Lutchen lebten scheu und zurückgezogen für sich, vereinzelt, Mann und Frau, in Erdlöchern. Unter solchen Erdlöchern versteht das Volk aber nicht bloss Löcher in der Erde, sondern Gänge, Erdhöhlungen, Erdwohnungen, Erdbauten, sogenannte Erdbudiken, Budike vom slavischen budka, die

¹⁾ W. v. Schulenburg. Wendische Sagen. Leipzig 1880. Wendisches Volkstum. Berlin 1882.

Hütte. Derartige Erdbauten werden genauer beschrieben. Es führte ein Gang schräg in die Erde hinein, vorn mit Steinen verpackt. Dieser Gang führte in den eigentlichen Wohnraum, der nach oben, d. h. nach aussen mit Rasen eingedeckt war. Ein solcher eskimoartiger Bau soll gewesen sein in dem Dorfe Boblitz bei Lübbenau. Ich selbst habe noch Lutchenlöcher gesehen, serbisch genannt ludkowe doly oder ludkowe žery, in der an volkstümlichen Überlieferungen ausserordentlich reichen Gegend zwischen Spremberg, Muskau und Hoyerswerda. Es waren Gruben von etwa 10 Fuss Durchmesser und entsprechender Tiefe. Doch sah ich auch eine sehr viel grössere da, wie mehrere dort sind. Noch haben die Lutchen gewohnt in dem unterirdischen Gange, der hinabführt von der Georgenkapelle in die Stadt Spremberg und zwar in die „Langestrasse“. Die Georgenkapelle liegt auf dem durch seine natürliche Lage und Schönheit berühmten Kirchhof von Spremberg. Es heisst auch von den Lutchen: sie haben kein bleibend Quartier gehabt.

Bei Tage hielten sich die Lutchen meist in ihrer Behausung auf und kamen erst in der Dämmerung zum Vorschein. Sie verkehrten auch mit den Menschen, indessen immer nur mit einer einzelnen Familie in jedem Dorfe, was ich hervorhebe, und zogen sich vor andern gleich zurück und wichen ihnen aus. Eben solche Scheu hatten sie auch vor Hunden. Wo Hunde waren, kamen sie nicht heran. Diese nannten sie wošcerack. Das Wort malt das Zähnefletschen des wütenden Hundes. An dem, man kann sagen auf beiden Erdhälften berühmten, Schlossberge zu Burg im Oberspreewald wohnen noch heute Bauersleute, Namens Laschki. Zu deren Vorfahren kamen auch die Lutchen. Mal hatte Laschki ein neues Thor von Staketen. Wie die Lutchen dann kamen, blieben sie von fern stehen. Die Laschkis fragten, warum sie nicht näher kämen. Die Lutchen sagten: sie dürfen nicht, die weisen so mit den Zähnen auf sie, die werden sie beißen. Sie meinten die Zauspitzen; sie hielten sie also für Zähne. Es tritt uns in dieser Anschauung der Lutchen dieselbe Vorstellung entgegen wie in dem *ἔρκος ὀδόντων* des Homer, dem Gehäge der Zähne.

Über das häusliche Leben der Lutchen ist wenig bekannt. Man weiss nur, dass sie gekocht haben. In das Dorf Schmogrow kamen sie des Nachts und kochten sich Essen bei den Leuten ein. Auch Butter haben sie gemacht. In Musswerch stammen von ihnen noch die Worte butricka und standka. Butricka, gebildet von butra, Butter, hiess dort die Buttermilch, sonst in der Niederlausitz wendisch srowatka. Standka ist das deutsche Wort Staude oder Stamm mit slavischer Endung ka. Ebenso haben sie Brot gebacken, und haben auch Korn gehabt, denn noch heisst nach ihnen das ludkowe żyto, das Lutchenkorn, eine Grasart, deren Ähre dem Roggen oder der Gerste ähnelt. Es ist *Hordeum murinum*, nach Herrn Professor Urbans Bestimmung.

Die Lutschen borgten sich allerhand Hausgerät von den Leuten, so namentlich Backfässer, Backmulden, Backtröge, Butterstampfen, Schüsselchen und Näpfchen. Die Backfässer, die so vielfach mit den Lutschen erwähnt werden, sind nicht mehr allgemein gebräuchlich in der Niederlausitz, doch fand ich sie noch in Gebrauch in der schon erwähnten Gegend südlich von Spremberg. Das Backfass, niederlausitz-serbisch (wendisch) *žěza* genannt, ähnelt unserem Waschzuber und hat einen Deckel. Es wird darin der Brotteig eingesäuert und durchgeknetet. Dieses Backfass hat auch eine Bedeutung im Volksglauben bei Feuersgefahr. Wenn die Lutschen sich etwas geborgt hatten, so liessen sie aus Erkenntlichkeit ein Geschenk zurück, meist ein Brot oder Brötchen. Dieses Brötchen heisst *kolac* (zu Burg im Oberspreewald gesprochen *kowag*). Im *kol-* liegt der Begriff des Runden, es wäre demnach als Rundbrot zu übersetzen und so nennt es auch das Volk deutsch. *Kolac* wird noch hier und da in der Niederlausitz ein Brot genannt, das aber nicht rund sein braucht und hergestellt wird aus dem Teig, der übrig bleibt, wenn die grossen Leiber Brotes gebildet sind. Ebenso heisst *kolac* noch die längliche Christstolle, und *Kollatschen* anderwärts gewisse Gebäcke, aber nicht bloss in slavischen Gegenden, sondern auch am Rhein! Das Brot der Lutschen wird genau beschrieben. Es war grob, grau, rauh, kleiig; manche sagen: von Sand. Doch haben es die Menschen gegessen.

Die Lutschen hatten auch ihre eigne Sprache; sie sprachen das Wendische nicht richtig, sondern verkehrt. Wenn sie etwas haben wollten, sagten sie z. B. „*žězku nježězku, stampalku njestampalku, kolack njekolack*“, d. h. „Backfässchen Unbackfässchen, Stampfchen Unstampfchen, Brötchen Unbrötchen.“ Das Volk übersetzt „Brötchen Nichtbrötchen“ u. s. w. Die Lutschen bejahten also erst das Wort, und gleich darauf verneinten sie es. Sie sprachen also, vom Standpunkt unserer Auffassung, nicht vernunftgemäss, da nach den Gesetzen unsres Denkens a nicht a non sein kann. Das slavische *nje*, das sie vor das wiederholte Wort setzten, entspricht in Verbindung mit einem Zeitwort unsrem nicht, mit einem Haupt- oder Eigenschaftswort unsrem un- (wie z. B. Tiefe — Untiefe, gläubig — ungläubig). Während die Lutschen der Niederlausitz das wiederholte Wort verneinten, sagten die Lutschen der preussischen Oberlausitz, soweit ich erfahren habe, das Wort nur einmal und dann im verneinendem Sinne.

Wie die Lutschen sich selbst vor den Menschen zurückzogen, wünschten sie auch durch die Menschen nicht behelligt zu werden. Früher in Kriegszeiten flüchteten sich die Leute aus der Umgegend in den Oberspreewald, und so auch im 7jährigen Kriege Leute aus Stradow, und ein Mädchen aus Stradow hütete ihre Kühe auf „Noaksberg“. Diese Erhebung ist jetzt abgetragen, wie sovieler „Berge“ im Spreewald, weil

man die Erde benutzt hat, um durch Aufschüttung aus Wiesen und Sumpfstrecken Äcker herzustellen. In diesen „Noaksberg“ wohnten die Lutschen. Als sich das Mädchen eines Abends mit ihren Kühen verspätet hatte, wurden die Lutschen sehr böse und trieben sie mit Peitschenhieben vom Berge. Ebenso konnten sie Singen und Pfeifen nicht leiden. Kinder, die beim Dorfe Müschen Vieh auf dem Felde hüteten, baten sie, sie möchten das lassen, weil sie das durchaus nicht vertragen könnten. Noch weniger konnten sie die Glocken der Kirchen hören, das brauste ihnen so. Die Kirchenglocken nannten sie brumbaki. Brumbak nennt man noch heute in der Niederlausitz z. B. die summende Hummel, den brummenden Käfer und andere Brummer. Wie die Brumbaken kamen, da haben die Lutschen Vergang genommen; vor Schreck sind sie in ihr Geschirr gekrochen und darin auch gestorben. Und wie die Werbensehe Kirche kam, eine der älteren in der Niederlausitz, da liefen die Lutschen auf den Bergen hinterm Dorfe Burg zusammen und sagten: „Nět fort, nět musymy fort, nět přidu te brumbaki“, nu fort, jetzt müssen wir fort, jetzt kommen die Brumbaki, und die Lutschen auf dem altehrwürdigen Schlossberge sagten:

„Te brumbaki lagu do swěta,
My musymy něto ze swěta.“
Die Brumbaken kommen in die Welt,
Wir müssen jetzund aus der Welt.

So haben die Lutschen Vergang genommen, aber ganz verschwunden sind sie nicht, sie haben sich nur bei Seite gemacht. Es geht die Rede, es giebt noch welche, muss sein, wo keine Glocken sind.

Die Lutschen waren die ersten Menschen vor diesen, die Eingebornen, die Vorschen, die Vorherschen, te perejše. Sie waren keine christlichen Leute, sondern heidnische Leute.

Sie haben gelebt zu den Zeiten der ganz Alten, der Vater des Grossvaters hat sie noch gesehen und die Grossmutter noch mit ihnen gesprochen, und der Lutchenschulze am Lutschenberge in Friedland heisst noch nach ihnen. In den 70er Jahren noch haben sie auf den Bergen hinter Burg-Dorf sich gezeigt.

Mir ist mehrfach berichtet worden im Volke, dass, wenn ein Lutk gestorben war, die anderen den Toten verbrannten, seine Knochen und seine Asche in einen Topf thaten und diesen in der Erde vergruben, und dass die Nächsten aus der Freundschaft, wie man noch heute in der Niederlausitz im Volke, und auch anderwärts in Deutschland, für Verwandtschaft sagt, sich Näpfchen unter die Augen hielten und darin ihre Thränen auffingen, und die Thränennäpfchen dann um den grossen Topf herumsetzten, wie man denn thatsächlich auf den vorgeschichtlichen Friedhöfen mit Brandgräbern um die grosse Toturne kleine Beigefässe herumgestellt findet. So oft ich Augenzeuge im Volke war,

verstand man unter diesen Thränennäpfchen jene flachen Trinkschalen mit grossem Henkel aus vorgeschichtlicher Zeit, den ersten 5 Jahrhunderten des ersten Jahrtausends vor Christus, also nachweisbar lange germanischer Zeit, angehörig.

Was den Namen der Lutschen anbetrifft, so heissen sie lausitzserbisch, im sogenannten Wendisch, ludki, der einzelne ludk. Ludki gilt als die Verkleinerungsform vom slavischen Worte lud, das Volk. Sie heissen also das kleine Volk, die kleinen Leute, wie auch die Zwerge im Deutschen so genannt werden. Im Wortlaut wie Sinn entspricht lud, ludki unsrem Leute, Leutchen, in früheren Jahrhunderten auch gesprochen lut, althochdeutsch und sonstwie liut. Im Mittelalter sass im östlichen Mecklenburg und im westlichen Teile von Pommern eine Völkerschaft, deren Nachkommen noch heute da leben, die genannt wurde Luitiri, Liutiri, Leutiri. Es ist das alles gleich, wie z. B. Liutpold, Luitpold, Leupold. Schneidet man die slavische Endung izi weg, so bleibt liut, das Volk, die Leute. Die allgemeine Bezeichnung Volk, Leute ist öfter Sondername für ein bestimmtes Volk geworden. Es scheint also der Name liut irgendwie deutsche Beziehungen bei jener Bevölkerung anzudeuten. Der Geschichtschreiber Ordericus Vitalis, ein Engländer von Geburt, berichtet, dass unter den Luitizen die germanischen Gottheiten Wodan, Thor und Freia verehrt wurden. Es bestand demnach mindestens ein Teil dieser Bevölkerung aus Germanen, die ihr germanisches Volkstum bewahrten, obwohl sie ihre „politische“ Selbstständigkeit an die Slaven oder Wenden verloren hatten, die damals den grössten Teil von Norddeutschland beherrschten. Es ist das Verdienst von Ludwig Giesebrecht, dass er als einer der ersten mit voller Klarheit diese und ähnliche Bevölkerungsverhältnisse erkannte und seine Ansichten vor nunmehr fünfzig Jahren öffentlich aussprach in seinem vortrefflichen Geschichtswerk über die Wenden¹⁾.

Nach den Lutschen heissen eine Anzahl Berge, d. h. Hügel, Erhebungen in der Niederlausitz Lutschenberge, ludkowe gory. Wenn man indessen an die Grenzen der Lausitz kommt oder in deutschredende Bezirke, so muss man in jedem einzelnen Falle prüfen, ob der Berg genannt ist nach den ludki oder in der Zusammensetzung das plattdeutsche Wort lüt, lut, lutken vorliegt. So hiess z. B. das bekannte Dorf Klein-Machnow bei Teltow urkundlich 1480 Lutken-Magenow, dagegen 1375 Machenow parva²⁾. Es könnte jemand die Behauptung aufwerfen, dass der Name ludki überhaupt nicht slavisch sei, sondern das deutsche Wort Lutken, die Kleinen, mit der slavischen Endung i statt der deutschen en, was dem Wesen der kleinen Leute, der Zwerge auch

¹⁾ Ludwig Giesebrecht. Wendische Geschichten. Berlin. 1843.

²⁾ Bergau, Inventar der Kunstmaler in der Provinz Brandenburg.

entsprechen würde, wie sie denn in Deutschland auch die Kleinen genannt werden, ebenso wie bei anderen Völkern, z. B. den Serben des Balkan: maljenidza u. a. m.¹⁾ Schliesslich erwähne ich, dass die Unterirdischen, die Zwerge, bei den Lüneburger Wenden gōrzoni hiessen, „Bergmännlein“, von gora Berg²⁾.

Es wirft sich die wissenschaftliche Frage auf: wer sind die Lutschen gewesen? Verschiedene Schriftsteller und auch Forscher haben diese Frage berührt, aber sie haben das Wesen der Lutschen meist nur gestreift, nicht klargelegt. So nennt sie Liebusch „Mondwesen“ in seinem Buche Skythika³⁾, und andere anders. Dagegegen hat der treffliche Haupt⁴⁾ die Lutschen, wo er auf sie zu sprechen kommt, zutreffend beurteilt, freilich auch nicht im Zusammenhange. Will man die Lutschen in ihrem Wesen verstehen, so muss man sie unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten auffassen.

Erstens nämlich hat man die Lutschen aufzufassen als Naturgeister und zwar als Erdgeister.

Der Glaube an die Geister in der Natur ist alt. Der Mensch der Vorzeit machte nach den Erfahrungen an sich selber, nach denen er sich als ein selbstbewusstes, seelisch oder geistig belebtes Wesen erkannte, Schlüsse auf die Natur um ihn herum und hielt diese ebenso für seelisch belebt. Auf dieser Vorstellung beruht zum Teil der Glaube an die Geister in der Natur. Soweit wir auch zurückgehen in der Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes an der Hand der Überlieferungen, wie sie sich niedergeschlagen haben in Sage und Märchen, in Sitte und Brauch, in Sprache und Anschauung der Völker, finden wir diesen Glauben in der gesamten Menschheit, und es stehen auf demselben Standpunkte noch zeitweilig in unsren Tagen Dichter und Künstler und andere tiefer und inniger empfindende Gemüter, denen ebenfalls die Natur und ganze Welt seelisch belebt erscheint. Wie so überall Geister in der Natur sind, so haben wir auch in der Niederlausitz, grade wie in der ganzen Mark Brandenburg, Erdgeister und Wassergeister, Luftgeister und Feuergeister, Waldgeister und Sumpfgeister, Feldgeister und Hausgeister. Die Erdgeister sind eben die Lutschen; alles weist auf diese ihre Natur hin. Ich beschränke mich darauf, zwei Haupteigenheiten hervorzuheben, die sie in dieser Hinsicht kennzeichnen. Nämlich erstens ihre Scheu vor gewissem Schall, und zweitens ihre Sprache.

Was ihre Scheu vor gewissem Schall anbetrifft, so ist ihnen diese gemeinsam mit anderen Geistern. Es ist bekannt genug aus dem

¹⁾ Grimm, Deutsche Mythologie. Berlin. 1875, 1876, 1878. III. 126.

²⁾ Grimm, I. 376.

³⁾ Camenz. 1833. S. 141.

⁴⁾ Sagenbuch der Lausitz. Leipzig. 1862, 1863. I. II.

Altertum, und wir finden es noch heute bei Naturvölkern, dass z. B., wenn eine Sonnen- oder Mondfinsternis eintrat, man glaubte, Ungeheuer oder Drachen wollten die Gestirne verschlingen, und dass man dann, — wie wir ja noch zu sagen pflegen, freilich auch in andrem Sinne —, einen Heidenlärm machte, um die Ungetüme zu verjagen. Ein solcher Vorfall wird noch berichtet aus der späteren römischen Zeit in den Annalen des Tacitus. Es war nach dem Regierungsantritt des Kaiser Tiberius, als die pannonischen Legionen sich empörten. Während des Aufruhrs trat eine Mondfinsternis ein. Da machten die römischen Legionssoldaten, wie Tacitus sagt, Lärm mit Erzesklang und mit Hörner- und Trompetenschall, indem sie, wie ich hinzufüge, dem alten Brauche folgten. Dahin rechne ich auch das Wetterläuten römisch-katholischer Kirchen, wie man es noch heute bei Gewittern im Gebirge z. B. in Oberbayern überall hören kann. Wenn es sich auch jetzt um einen rein christlichen Brauch handelt, so ist klar, dass diesem Brauch dereinst die Anschauung zu Grunde gelegen hat, dass man durch den Klang des geweihten Erzes die bösen und feindlichen Geister des Wetters verjagen und bannen könne. Noch heute gelten manche Pfarrer, deren Dörfer durch Unheil vom Gewitter verschont blieben, als besondere Wetterbanner und sind ihren Gemeinden darum nur um so lieber und werter. Noch in den letzten Jahren hörte ich auf der Ostsee vom Schiffvolk, dass Leute einen Klabaftermann, die mit den Zwergen verwandt sind, nicht loswerden konnten. Da erklärte ein Trommler in Danzig, er wolle ihn verjagen, schlug kräftig seine Trommel und sogleich war der Klabaftermann verschwunden.

Was die Sprache der Lutschen anbetrifft, so hat man versucht, sie zu verwerten, um das Volkstum der Lutschen zu bestimmen. Das ist aber unzulässig. Nach meiner Ansicht dürfte die Sprache der Lutschen Geistersprache sein. Unser jetziges Wort quer heisst mittelhochdeutsch *twer*, und der Zwerg ebenso *twerr*, wie sie noch *Twerge* heissen im Österreichischen, die z. B. bei Villach in ihren *Twergelöchern* hausen, und im Oberbergischen am Rhein ein verkehrter Mensch *Zwersch*. In Mitteldeutschland, einem Teile von Thüringen, heissen die Zwerge *Querxe*, ebenso *Querxe* auch in der Oberlausitz, in Schlesien und in Böhmen. Dieselbe Lautfolge finden wir noch bei einzelnen Worten in der Niederlausitz. So heisst die bekannte Käsemasse, die in Ostpreussen *Glumse*, am Rhein als *Klatschkäse* in gewisser Zubereitung *Makei*, in Süddeutschland *Topfen* genannt wird, lausitz-serbisch *twarog*, und deutsch, wie auch weiterhin in Norddeutschland, *Quark*, aber auch *Zwarch*. Ebenso hörte ich den Quersack *Zwarchsack* nennen. Bekannt ist, dass das Zwerchfell in unsrem Körper nicht nach den Zwergen so heisst, sondern weil es quer vorliegt. Wie so im Namen die Zwerge als quere, verkehrte Wesen bezeichnet werden, dürfte auch ihre Sprache ihrer An-

schauungsweise Ausdruck geben. Ich könnte Sprachproben anderer Niederlausitzer Geister anführen, in denen das Verkehrte klar zum Ausdruck kommt, wenn es nicht zu weit führte. Natürlich muss man dabei von Äusserlichkeiten absehen, wie etwa wenn jemand bei einer klugen Frau war und liess sich ein Übel besprechen und muss dann auf dem Rückwege in sein Dorf über eine Brücke und ein fließendes Wasser, dass dann die Vorschrift ist, dass er rückwärts, also verkehrt, über die Brücke gehen soll. Hier scheint der Sinn klar zu liegen, es soll die Krankheit, die er abgelegt, ihm nicht nachfolgen, nicht hinter ihm nachkommen, was sie nicht kann, wenn er ihr nicht den Rücken zuwendet, zumal an einem fließenden Wasser. Noch heute heissen Hofhunde „Wasser“ in der Niederlausitz, aber auch sonst in Norddeutschland, und auch bei den Wenden deutsch so, weil Wasser keine Hexerei was anhaben kann, Wasser nimmt alles mit fort. Bei den vielhundertfachen Mitteilungen, die mir im Volke über die Lutchen gemacht wurden, hatte ich auch Gelegenheit, die Urteile des Volkes über die Lutchensprache kennen zu lernen, wie ich sie kurzgefasst in meinen „Wendischen Sagen“ niedergelegt habe, und das Volk bezeichnete jene als verkehrt. Vergleichende Untersuchungen werden auch hier volle Sicherheit schaffen.

Als Erdgeister gleichen die Lutchen durchaus den deutschen Zwergen. Nur einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden will ich hervorheben. Während nämlich die Zwerge Kinder in den Wiegen vertauschen und den Wechselbalg unterschieben, thun dies die Lutchen niemals, soweit meine eigne Erfahrung unter der serbischsprechenden Bevölkerung reicht. In der Lausitz schiebt den Wechselbalg unter der böse Geist, oder der Teufel, der cart. Auch scheint die *prezpołdnica*, die Mittagfrau, ihre Hand dabei im Spiele zu haben. Überhaupt erscheinen die Lutchen menschlicher. Die Neigung für Gesang und Spiel, ebenso wie die Zauberei treten bei ihnen zurück, die wir hervortreten sehen bei den deutschen Zwergen und den nordischen.

Zweitens hat man die Lutchen aufzufassen als die Toten, als die Verstorbenen, und zwar als die Toten im Allgemeinen. Auf unzähligen alten vorgeschichtlichen Friedhöfen mit Brandgräbern haben nach der Überlieferung des Volkes die Lutchen gehaust und gewohnt und da bis auf unsre Tage ihr Geschirr, im besondern ihr Kochgeschirr hinterlassen. Das Volk selbst bezeichnet sie also als die Toten, die da ruhten und noch ruhen zum ewigen Schlaf. Auf dem Bramoer Schlossberg, einem alten Burgwall fand ich die Nachricht, dass die Lutchen in der Dämmerung in die Stube gekommen seien, sich auf die Ofenbank gesetzt hätten, um sich da zu wärmen und dann gestorben seien, geschwind haufenweise. Aus der Überlieferung der Niederlausitz, soweit mir bekannt, wäre dieser denkwürdige Bericht nicht zu erklären. Doch kann ich aus Ostpreussen beibringen, auf Grund eigener Nachforschung

aus Volksmunde, dass die Leute auf dem Lande früher, vielleicht noch jetzt, in der Sylvesternacht, wenn sie die üblichen Spiele gespielt hatten, und die Stube sauber und rein gemacht war, alles in Ordnung gebracht, namentlich von der Ofenbank alles weggenommen, dann sangen und beteten, und sich zu Bette legten und die Geister, die Toten, erwarteten, die, wie man sagte, zu Besuch kamen, um sich zu wärmen an der Ofenbank. Man fegte auch im Kamin oder Schornstein die Asche zu einem Haufen zusammen, damit sich die Geister daran wärmen konnten, und streute Sand auf die Ofenbank, um ihre Spuren zu sehen. Deshalb machten lose junge Leute sich den Spass und traten mit dem Fuss in die Asche. Es feiern also die Toten am Schluss des Jahres eine Art Totenfest. Und wie sie kommen, sich an der Ofenbank zu erwärmen, so auch die Lutchen und wie sie mit dem letzten Schlage des alten Jahres haufenweise wieder in ihre Gräfte fahren, so sind auch die Lutchen haufenweise verschwunden.

An manchen solcher alten vorgeschichtlichen Friedhöfe scheucht es und spukt es, und es gehen von da Geister und Gespenster aus, um den Lebenden sich zu beweisen und sie zu erschrecken, grade wie auch von christlichen Kirchhöfen und von jüdischen Friedhöfen. So jagt z. B. am jüdischen Friedhof bei Friesack die wilde Jagd vorbei. Diese Geister und Gespenster sind die Toten, die im Grabe keine Ruhe haben. Ich sehe überhaupt drei Gründe, warum der Tote im Grabe keine Ruhe hat nach dem alten Volksglauben.

Erstens nämlich, wenn der Mensch nicht beerdigt worden ist genau nach den Vorschriften seiner engeren Glaubensgemeinschaft, wie man mit einem Fremdwort zu sagen pflegt: nach dem Ritus, oder ihm vor seinem Hinscheiden nicht gewisse Hilfs- oder Schutzmittel seines Glaubens zu teil wurden; Schutzmittel, die ihn bewahren vor Ungemach und Gefahren, die der Tote zu überwinden hat auf der einsamen Reise ins Jenseits, und Hilfsmittel, die ihm neben andrem ein Vorrecht verschaffen an den Freuden des ewigen Daseins, von dem die Ungläubigen ausgeschlossen sind. So werden noch heute in der Niederlausitz, wie auch anderwärts, Selbstmörder auf den Kirchhöfen beerdigt seitab von den Gläubigen¹⁾, früher auf den Dorfgängen eingescharrt. Sie haben

¹⁾ Wie sorgfältig nach gewissen Vorschriften man dabei verfährt, zeigt die Mitteilung einer Berliner Zeitung (Berl. Neuest. Nachrichten. 1892): „Köslin, 3. August. In dem Dorfe Bietziker, zwischen Körlin und Köslin liegend, findet noch die alte Sitte statt, dass ein Selbstmörder nur nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang auf einem Dungwagen zu Grabe geführt werden darf. Ein solches Begräbnis fand am Sonntag Abend um 9 Uhr statt. Die Leiche des Chausseeaufsehers Bunde, welcher sich am 20. v. Mts. erhängt hatte, wurde auf einem Dungwagen zum Kirchhof gebracht; alle Kirchhofsthüren waren geschlossen; die Leiche wurde über die Kirchhofsmauer transportiert, und die Leichenträger mussten, nach der „Ztg. f. K.“, ebenfalls die Reise über die Mauer antreten, um den Sarg in die Gruff zu senken.“

eben kein „ehrliches“ Begräbnis, um in der Dorfsprache zu reden, vom Standpunkte christlicher Auffassung aus kein christliches. Dahin gehört auch der tote Mann. So nannte und nennt das Volk noch heute einen Grabhügel, der sich gebildet hat im Laufe der Zeit aus Reiseru, auch wohl Steinen, die Vorübergehende frommen Sinnes hingeworfen haben an eine Stätte, wo dereinst jemand gewaltsam erschlagen, ermordet wurde. Es ist aber nicht allein Mitleid, weshalb man die Reiseru hinwirft, sondern wesentlich Furcht vor dem Toten, der nicht eher Ruhe hat, als bis ihm dieses Grab wird. Auf dem Kirchhof eines pommerschen Fischerdorfs an der Ostsee sah ich einem Fischer, der beim Sturm in der See ertrunken war, ein vollständiges Grab zugerichtet, einen Grabhügel von Erde aufgeworfen und ein Holzkreuz errichtet, damit der Tote im geweihten Boden der Heimat seine Ruhestätte habe, der doch tief unten auf dem Grunde des Meeres lag. Noch heute in der Niederlausitz, wenn grosser Sturm ist, sagt man, wie auch anderwärts: „Es muss sich wohl jemand erhängt haben,“ weil der Teufel die Seelen im Sturme umhertreibt und auch im wütenden Heere des Gottes Wodan, oder der wilden Jagd die Scharen heidnischer Seelen im Sturme umherjagen. Denn was dem Christentum nicht zukommt, verfällt dem Heidentum.

Zweitens hat der Tote im Grabe keine Ruhe, wenn er auf Erden eine Schuld begangen und diese Schuld nicht gesühnt hat vor seinem Hinscheiden. Die Schuld drückt nach der sinnlicheren Auffassung des Altertums und auch der streng volksgläubigen Kreise unsres Jahrhunderts als eine thatsächlich schwere Last auf den Toten, die er abzuwälzen bemüht ist. So hörte ich selbst noch im Oberspreewald einen klugen Mann, einen Doktor (*naturae causa!*), der da glaubte, dass er viel zu leiden gehabt Zeit seines Lebens von Verwandten durch Hexerei am Vieh, sagen: „Was ich habe auf die geflucht, die müssen so bedeckt sein mit Flüchen, dass sie nicht werden aus der Erde 'rauskommen,“ nämlich aus den Gräbern am Tage des Gerichts. Für die Schuld werden Strafen verhängt von jener „unerforschlichen Macht“, wie schon Tacitus¹⁾ die Gottheit der Germanen nannte; schwere für grosse Schuld, geringere für kleine. Man könnte vielleicht ein Art Totenstrafgesetzbuch zusammenstellen nach diesen Totenstrafen, das allerdings wesentlich abweichen dürfte von unsrem bürgerlichen Strafgesetzbuch. Es ist aber das Tröstliche im Volksglauben, dass keine Schuld so schwer ist, dass sie nicht gesühnt werden könnte durch aufrichtige Busse, wenn auch im Laufe unendlich langer Zeiträume. Es tritt damit der Volksglauben manchmal in Widerspruch mit menschlichen Satzungen. So wurde

¹⁾ Tacitus, *Germania*. IX: *deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident.*

nach der Sage des Mittelalters dem Tannhäuser seine Schuld nicht vergeben vom Papste seiner Zeit, weil er nämlich Verkehr gehabt mit der zwar schönen, aber heidnischen Frau Holla im Hörselberge, Gott aber vergab ihm seine Sünde, wie der grünende Stecken bewies.

Drittens hat der Tote im Grabe keine Ruhe, wenn an ihm eine Schuld begangen worden und diese nicht gesühnt wurde vor seinem Hinscheiden, z. B. wenn jemand gewaltsam erschlagen worden oder Verwandte dem Toten ihr Versprechen nicht halten.

In allen diesen Fällen kommen die Toten wieder, um sich den Menschen zu beweisen, entweder um sie zu erschrecken, oder sie zu mahnen, oder Bevorstehendes zu verkünden. Ich selbst habe noch Leute im Spreewald gesprochen, denen die Toten wieder erschienen sind und mit ihnen geredet haben, wie sie mir mitteilten im Vertrauen. Wenn die Toten so wiederkommen, so erscheinen sie entweder in menschlicher Gestalt, genau wie sie im Leben waren, oder in menschlicher Gestalt, doch mit feurigen Augen und feurigem Munde, oder als weisse Gestalten; oder in Tiergestalt, namentlich als Hund, auch als Hund mit feurigen Augen und feurigem Maul; oder rein unsichtbar, nur durch Poltern, Lärmen oder Stimmen bemerkbar. Eine besondere Form ist der Aufhocker. Der Tote als Aufhocker lauert irgendwo abends oder in der Nacht und springt dem Vorübergehenden auf die Schulter als eine Last; die immer schwerer wird und den Menschen erst verlässt, wenn er die Schwelle des Hauses betritt, denn unter das geweihte Dach können nicht böse Geister. Im übrigen gilt: thut man den Geistern nichts, thun sie einem auch nichts. Bei dem Dorfe Muschen im Spreewald lag früher ein kleiner Berg, genannt Muschink, in dem die Lutchen immer gewohnt haben. Dieser Muschink war aber auch ein sehr reichhaltiger und denkwürdiger heidnischer Friedhof. Als ich das Grabgefässe herausnahm Ende der 70er Jahre, sagten die Leute auch: „Jetzt werden die Toten kommen und scheuchen,“ sie selbst aber hatten schon seit Jahren, freilich unbewusst, mit den Totenurnen und dem Gebeine der Toten die Wagengeleise ausgefüllt.

Hierher gehört auch, was ich von gewissen Erdbauten der Lutchen berichtete. Bei den Wohnungen der Lutchen hat man zu unterscheiden erstens Wohnungen der Toten, zweitens der Lebenden und drittens der Erdgeister. Es ist klar, dass es sich bei solchen grossartiger eingerichteten Lutchenbauten mit Gang und Kammer um vorgeschichtliche Gräber handelt. Denn wie die Lebenden ihre Wohnungen, so haben sie auch die Toten. Es sind zwar meines Wissens solche Gräber wie „Backofen“ in der Niederlausitz nicht mehr zur wissenschaftlichen Untersuchung gekommen, doch müssen solche, vielleicht nur vereinzelt, einst gewesen sein nach den Berichten des Volkes, waren dann auch eher

der Zerstörung ausgesetzt. Das schliesst nicht aus, dass in der Überlieferung von den Erdhütten der Lutchen Nachrichten sich finden von alten Erdhütten früherer Bewohner der Lausitz. Dahin möchte ich die in der Muskauer Gegend gesehenen Lutchenlöcher rechnen. Sie können als Unterraum gedient haben für darüber errichtete Hütten, und von solchen alten Erdhütten ist da noch die Überlieferung lebendig¹⁾. Schliesslich sind die Lutchenlöcher als Wohnungen der Erdgeister aufzufassen, denn die Erdgeister hausen in der Erde oder in Bergen.

Hierher gehört auch, dass die Lutchen gewohnt haben in dem unterirdischen Gange, der vom Kirchhof bei Spremberg hinabführt in die Stadt selbst. Wo in der Lausitz und in der Mark Brandenburg von unterirdischen Gängen in der Überlieferung des Volkes berichtet wird, kann es sich in den meisten Fällen nur um Rückerinnerungen des Volksgeistes handeln, nicht um wirklich vorhandene unterirdische Gänge. Allerdings muss diese Erinnerung einmal, sei es hier oder da, irgendwie von thatsächlichen Verhältnissen ausgegangen sein. In anderen Gegenden Deutschlands sind unterirdische Gänge verschiedener Art noch zu finden, so in Bayern, wo eine Anzahl derselben der ausgezeichnete bayrische Sagenforscher Panzer²⁾ beschrieben hat. An diese unterirdischen Gänge von gewisser Art schliessen sich manche Verhältnisse an, die wohl geeignet sein dürften, auch Licht zu werfen auf manche der unterirdischen Gänge, die bloss noch in der Vorstellung unserer märkischen Bevölkerung leben. —

Drittens hat man die Lutchen aufzufassen als die Toten im besondern, nämlich als die Ahnen, die Voreltern des Hauses und der Familie, und als solche sind sie dann gleichzeitig die guten Geister, die Schutzgeister des Hauses und der Familie. Es darf wohl angenommen werden, dass ihnen in der Lausitz als solchen auch Verehrung gezollt und Opfer dargebracht wurden am Herde des Hauses. Dahin rechne ich, dass sie immer nur bei einer einzelnen Familie in jedem Dorfe verkehrten, und dass sie, wo sie in so innigem Verkehr mit einer Familie standen, ein Geschenk hinterliessen, nämlich ein Brötchen. Der Sinn dieses Brötchens würde aus der Überlieferung der Lausitz, soweit sie mir persönlich bekannt geworden ist aus serbisch-redenden Bezirken, nicht erklärlich sein. Indessen wissen wir aus dem übrigen Deutschland, dass in einer ganzen Anzahl alter, meist wohl altadliger Familien, Geschenke

¹⁾ Niederlausitzer Mittheilungen. Lübben. I. 1890. S. 73. „In der hiesigen Schleiser Sandgegend waren ehemals die alten Ansiedlungen Erdwohnungen. Die Wände wurden von Kiefernstangen über Kreuz gelegt, etwa ein Meter tief in die Erde hinein. Was oberhalb der Erde war, wurde mit Lehm und Sand bestrichen und die Wohnung war fertig.“ Bericht von Hantscho-Hano.

²⁾ Panzer. Bayerische Sagen. München. I. 1848. II. 1855.

aufbewahrt wurden und noch aufbewahrt werden, gewissermassen als Talisman für das Glück und Wohlergehen des Hauses und der Familie, die dereinst übergeben wurden einem Ahnherrn oder einer Ahnfrau des Hauses als Geschenk für erwiesene Wohlthat von einem Berggeiste, einem Zwerge, und in wiederholten Fällen besteht dies eben, neben anderem, in einem Brötchen.

Viertens aber hat man die Lutschen aufzufassen als die Heiden. Das Volk selbst bezeichnet sie als die Heiden. Es sagt: sie waren keine christlichen Leute, sondern heidnische. Dann sind sie aber auch tatsächlich in diesem Sinne die Heiden, die in den alten vorgeschichtlichen Friedhöfen mit Brandgräbern geruht haben — und zum Teil noch ruhen —, und deren Gebeine, zumeist von den Sammlern, ohne Scheu und Achtung nun in alle Winde zerstreut worden sind. Wie die Lutschen die Kirchenglocken nicht hören mochten, so auch die Heiden, und wie die Lutschen vor den Kirchen zurückwichen, so wichen auch die Heiden vor dem vordringenden Christentum zurück und in diesem Sinne sind sie dann als die alten Slaven aufzufassen. Wie die Lutschen Vergang genommen haben vor den Brumbaki, so ist auch das Heidentum untergegangen vor dem Christentum, und wie die Lutschen scheu und zurückgezogen für sich gelebt haben, so wissen wir, haben auch die letzten Heiden so scheu und zurückgezogen für sich gelebt, die noch festhielten an ihrem alten Glauben, denn nicht immer gingen die Christen jener Zeit glimpflich mit den Heiden um. Liess doch der allerchristlichste König, Kaiser Karl der Grosse, 4500 Niedersachsen, seinen eignen deutschen Volksgenossen, darunter vielen Herren vom Adel, die Köpfe abschlagen, weil sie dem Glauben ihrer Väter treu blieben und seinen Glauben nicht annehmen wollten.

Die „Alten“ in der Niederlausitz, das heisst die alten Leute, die meine Quellen und meine Zeugen gewesen sind, wie solche alten Leute unter dem Namen *παλαιοι* Quellen gewesen sind für Geschichtschreiber der alten Griechen, auf deren Nachrichten über die alten Bevölkerungsverhältnisse Europas noch immer die neuere Wissenschaft sich stützt, diese Alten verstanden in gewissem Sinne unter „wilden Leuten“ die Heiden, und unter „wild“ heidnisch und sie nannten die Lutschen auch „wilde Leute“.

Noch heute stehen am Nordrande des Spreewalds sieben Rieseneichen. Die stärkste derselben, genannt Wudliks Thor, hat in Stammesrunde über der Erde, wie ich selbst gemessen, 27 Fuss Umfang, und in Brusthöhe an 26 Fuss. Noch vor 15 Jahren war im Volke die Überlieferung lebendig, dass die Lutschen ihren Gottesdienst abgehalten haben an der letzten dieser sieben Rieseneichen, die da steht am Wege nach dem Dorf Byhlegure. Dieser Bericht kann entweder unmittelbar in das Heidentum zurückgeführt werden oder aber in die Zeit vor der Refor-

mation, wo die römisch-katholische Kirche die allein herrschende in der Niederlausitz war, denn ich habe wiederholentlich gefunden, da ich selbst gesammelt habe im Volk und mir nicht Nachrichten zutragen lassen durch andere, dass die jetzigen oder vielmehr die damaligen evangelischen Christen der Niederlausitz, — denn die Alten, Kundigen, sind in der Zwischenzeit meist alle verstorben —, gewisse Sitten der römisch-katholischen Kirche für heidnische hielten und als heidnische erklärten, eben aus Unbekanntschaft mit den Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche, von denen ihnen die Voreltern berichtet hatten als Gebräuchen der alten Zeit. Es ist ja noch heute die schöne Sitte in der römisch-katholischen Kirche, dass man unter Umständen an Bäumen sich Stätten der Gottesverehrung schafft in „Gottes freier Natur“. Es ist aber auch geschichtlich bekannt, dass die alten Slaven, namentlich aber die noch älteren Bewohner Deutschlands, die Germanen, an alten und ehrwürdigen Bäumen Stätten ihrer Gottesverehrung hatten, wie schon Tacitus¹⁾ von ihnen sagt, dass sie ihre Götter „nicht in Mauern einsperrten“, wie nämlich die griechischen und römischen Heiden es thaten.

Fünftens aber hat man die Lutschen aufzufassen als ein untergegangenes Volk oder als untergegangene Völker. Das Volk selbst bezeichnet sie als ein solches, nämlich als die Eingebornen vor diesen, d. h. vor der jetzigen wendischen Bevölkerung, und das waren die Germanen. Thatsächlich sind sie aber auch in diesem Sinne das untergegangene Volk oder die untergegangenen Völker, deren Tote in den vorgeschichtlichen Friedhöfen mit Brandgräbern (Feuerbestattung) ruhten und noch ruhen, und die uns in ihren Grabbeigaben Zeugnisse ihres häuslichen Fleisses hinterlassen haben, Denkmale, die ein Licht werfen auf die Kulturentwicklung jener grauen Vorzeit, von der uns kein Geschichtsbuch meldet. Diese Friedhöfe gehören aber zumeist, Jahrhunderte hindurch, den Germanen an, wie uns die Wissenschaft lehrt. Es sind deshalb in diesem Sinne die Lutschen die alten Germanen. Wo es sich aber um Brandgräber der Slaven oder anderer Volksangehörigen handelt oder handeln sollte, wären sie dann im entsprechenden Sinne zu betrachten. Doch ist von slavischen Brandgräbern in der Niederlausitz wenig bekannt.

Ich erwähnte bereits, dass man versucht hat, die Sprache der Lutschen zu verwerten, um danach das Volkstum derselben zu bestimmen. Man wollte in ihnen die alten Slaven erkennen. Dieser Schluss ist aber irrtümlich. Die jetzige slavisch sprechende, sogenannte wendische Bevölkerung der Niederlausitz, die offenbar zu einem Bruchteile aus alten Slaven besteht, und die in ihrer Überlieferung und in ihrer Anschauungsweise gewisse slavische Bestandteile aufzuweisen hat, und in ihrer Ge-

¹⁾ Germania. IX: ceterum nec cohibere parietibus deos.

samtheit, obwohl deutsche Volksbestandteile in ihr stecken, eine slavische Sprache spricht, nämlich das Lausitz-Serbische, wie denn die Wenden sich selbst Serben nennen, diese Bevölkerung berichtet von Alters: die Lutschen sprachen eine andere Sprache als die wendische. Folglich waren sie ein Volk vor den Wenden, und das waren die alten deutschen Bewohner, die Germanen, wie uns die Geschichte lehrt. Indessen solche Schlüsse sind hinfällig. Wenn sich zehn Bevölkerungen in der Niederlausitz gefolgt wären, so würde wahrscheinlich schon die zweite oder dritte von der ersten gedacht oder gefühlt haben, wie die jetzige von den Lutschen. Das alles schliesst nicht aus, dass in der Überlieferung von den Lutschen Nachrichten enthalten sind von verschiedenen Völkern oder auch von einer Urbevölkerung. Doch wissen wir von alle dem nichts. Die Überlieferung der Völker ist oft wunderbar; hatten doch die Finnen die Sage, dass die wandernden Vögel den Winter bei den Zwergen sind ¹⁾.

Es könnte ja wunderbar erscheinen, dass die Lutschen so vieles gewesen sein sollen, allein auch der Mensch der „modernen“ Gegenwart kann unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten aufgefasst und geschildert werden, je nach seinen Beziehungen und seiner verschiedenen Thätigkeit im Leben.

Sechstens aber hat man die Lutschen aufzufassen als das Volk unsrer Tage und zwar als den Teil des Volkes unsrer Tage, der sich zurückgesetzt fühlt von der einseitigen Abwirtschaft des modernen Weltgeistes. Dazu gehören alle diejenigen, die mehr zurückgezogen für sich, im innigen Verkehr mit der Natur ihr Leben führen, wie noch heute viele Landleute, die Bewohner einsamer Haide- und Moorgegenden, auch Schiffer und Fischer, die Bewohner grosser Wälder und die Leute im Gebirge, die alle mehr oder weniger noch die Denk- und Anschauungsweise weiterführen, die ihnen überkommen ist von den Vätern seit Jahrhunderten und vielleicht seit Jahrtausenden, deren Rechtbewusstsein vielfach in Widerspruch steht mit der Rechtsauffassung unsrer Rechtsgelahrten, Urteilen unsrer Gerichtshöfe und Bestimmungen unsrer Gesetzgebung, die in Treuen und in stiller Arbeit ihr Dasein verbringen, und die wir gewohnt sind als den „kleinen Mann“ zu bezeichnen und als die „kleinen Leute“, wie sie thatsächlich kleine Leute nur sind, und die in den Lutschen sich wiederfinden und in dem Schicksal der Lutschen ihr eignes Schicksal sehen, weil sie wissen, dass auch sie Vergang nehmen und dem Untergange geweiht sind vor dem Grossstadtum und den ihm entfliessenden Welt- und Lebensanschauungen.

¹⁾ Grimm. III. 135.

Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

1. Der zweite Vorsitzende, Herr Stadtrat Ernst Friedel, ist zum Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin gewählt worden.
 2. Se. Excellenz der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Dr. Bosse, hat unserem Ausschuss-Mitgliede Herrn Oberlehrer Dr. Arthur Krause den Titel „Professor“ verliehen.
 3. Wohnungsveränderungen:
Herr Kaufmann Karl Heller, NW., Lüneburgerstr. 21.
-

Bericht über die 4. (2. ausserordentl.) Versammlung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 21. Juni 1893, nachmittags.

Wanderfahrt nach Friedrichshagen.

Auf dem Bahnhof in Friedrichshagen waren ca. 50 Mitglieder mit ihren Gästen eingetroffen. Ohne Aufenthalt begab sich die Gesellschaft nach dem in der Wilhelmstrasse gelegenen Etablissement der vormals Gladenbeck'schen Bildgiesserei. Hier begrüßten uns die Herren Direktoren Langlotz und Rudholzner und übernahmen in liebenswürdigster Weise die Erklärung des sehr umständlichen Verfahrens. Durch die geschickte Führung und die grosse Geduld im Erklären ermöglichten sie es wohl jedem, in der kurzen Zeit einen Einblick zu thun in die Entstehung der modernen Bronzedenkmäler. In der Werkstatt wird zuerst das Gipsmodell des Künstlers in einzelne Teile zerschnitten. Über diesen werden nun mit Hilfe von Thon und Gips die sogenannten Kappen hergestellt, welche alsdann, wenn man so sagen darf, die Negativs sind, indem sie einen Hohlraum einschliessen, der dem betreffenden

Stück gleicht. Der Hohlraum wird mit flüssiger Gelatine gefüllt und diese gleich darauf wieder ausgeschüttet, wobei an den Wänden eine dünne Schicht haften bleibt. Hierauf werden die Kappen auseinandergenommen, die Gelatineschicht mit dünnflüssigem roten Wachs überpinselt und letzteres noch mit einer Schicht Colophonium überzogen. Diese Lagen stellen die spätere Bronzestärke dar. Hiermit sind die Vorbereitungen für den Guss beendigt. Zu dem Zweck wird das Stück in die Brennmasse eingepackt, wobei man gleichzeitig in diese Gussröhren aus Colophonium einbettet, welche oben mit einem Einguss-trichter beginnen und unten mit einem Ausflusstrichter endigen. Die fertige Form, welche einen unförmigen Klumpen darstellt, kommt in den Brennofen. Hier schmilzt das Schmelzbare heraus und die Brennmasse, sog. Fürstenwaldererde, wird steinhart. Nachdem letztere sorgfältig abgekühlt ist, wird sie zum Guss aufgestellt, und je nach ihrer Grösse wird das geschmolzene Metall aus mehreren Tiegeln oder aus einem Flammofen hineingegossen, bis es oben übersteht. An der reichen Menge von Material konnte man die einzelnen Stadien und die ungewöhnliche Sorgfalt der Behandlung verfolgen. In der Arbeit befanden sich Teile der Germania vom Bildhauer H. Cauer in Berlin für das Kaiser- und Kriegerdenkmal in Alzey, ferner Teile zum Adler, Kranz und Neptun für das Kaiser Wilhelm I. Denkmal in Bremen von Robert Bärwald. Ist das Gussstück fertig, so kommt es in die Ciselier- und Monteurwerkstatt, wo die Gussröhren abgefeilt, die Unebenheiten an den Rändern beseitigt, die Schraubenlöcher gebohrt werden u. s. w. Hier sahen wir den prachtvollen Kopf zu dem Kaiser Friedrich III. Denkmal für Elberfeld von Professor G. Eberlein, ferner die fertige Statue des Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach für Karlsruhe, modelliert von H. v. Weltring. Auch den menschlichen Torso unseres Mitgliedes Carl Schütz konnten wir in zwei Grössen betrachten und die Sorgfalt der Arbeit in der Wiedergabe der feinsten Muskelzüge erkennen. Die Gipsmodelle für derartige Figuren von verschiedener Grösse werden gleichzeitig nach einem grossen Modell mit Hilfe der Reduktionsmaschine hergestellt; eine solche ist ein verstellbares Gerüst, ähnlich einem Pantographen; während nun der Arbeiter an der langen Seite der Maschine mit einem Stift über das Originalmodell hinfährt, beschreiben weiter ab zwei andere Griffel auf den kleineren Modellen dieselben Bewegungen und arbeiten daher auf ihnen dieselben Linien aus. Zum Schluss erregten noch die Sturzformen das allgemeine Interesse, es handelt sich bei ihnen um Zinkguss, wofür eine Form vorhanden ist, welche mit dem geschmolzenen Metall angefüllt und dann schnell wieder geleert wird, hierbei bleibt eine dünne Schicht hängen, welche beim Aufklappen der Form das betreffende Stück darstellt. Durch weitere Behandlung wird dem Zink vollkommen das Aussehen der Bronze gegeben. Beim Abschiede sprach der I. Schriftwart,

Ferdinand Meyer, den Herren Direktoren für ihre freundliche Führung den Dank aller Teilnehmer aus.

Es war fast 5 Uhr geworden, bevor sich die Gesellschaft unter den dichten Baumkronen des Restaurants Bellevue wieder vereinigt hatte. Im Anblick der ausgedehnten Wasserfläche des Müggelsees wurde der Kaffee eingenommen. Der Himmel war trübe. Um 6 Uhr bestiegen wir den Dampfer; derselbe brachte die Gesellschaft zunächst am nördlichen Ufer entlang und an den neuen Berliner Wasserwerken vorüber, welche sich in ihrem roten altmärkischen Backsteinbau sehr anmutig zwischen den hohen Kiefern präsentierten. Hier im Anblick der Müggelberge hielt Ferdinand Meyer folgende Ansprache an die Schiffsgesellschaft:

„Mit altem, düsterem Fichtenwald bedeckt, blicken die Müggelberge, das Hauptgebirge der Kurmark, eingeschlossen von dem Müggelsee und einer verzweigten Seeenkette der Dahme, weit hinaus in das Land. In grauer Vorzeit bildeten diese Berge unzweifelhaft den Semnonen eine gesicherte Zufluchtsstätte gegen die von Osten her vorgedrungenen slavischen Völker, — Jahrhunderte hindurch umtobt von den Kämpfen des Germanen- und Slaventums und von den späteren Einzelkämpfen des Wendenkrieges.

Liegt es in unserer Aufgabe, die geschichtlichen Thatsachen in ihrer objectiven Wirklichkeit festzustellen, so kann doch nichts die Annahme verhindern, dass die rings vom Wasser umgebenen Berge mit ihrem höchsten Punkte in Norddeutschland bis zum Harz den heidnischen Bewohnern zu einem Burgwall gedient haben, dessen wesentliches Merkmal: die Vertiefung einer solchen Bergkuppe, hier vorhanden ist; oder dass diese eine Ding-, Gerichts- und Opferstätte gewesen sei.

Von der Sage unwoven sind Berg und See. Auf der mittelsten Kuppe des steilen Höhenzuges (etwa da, wo jetzt der Aussichtsturm aufragt) soll eine Jakzo-Burg gestanden haben, mit der die Einmauerung der jugendschönen Gemahlin des letzten Wendenfürsten verknüpft ist. Eine andere Mythe vom „Weissenstein“ am Teufelssee mit der verwünschten Prinzessin hält eine Vergleichung mit der Herthasage aus. Tief unten auf dem Grunde des Sees soll ein versunkenes Schloss ruhen, das einst auf der Bergeshöhe gestanden. Alljährlich in der Johannismacht steigt eine Jungfrau von bestrickender Schönheit — jene Prinzessin — aus der feuchten Tiefe, setzt sich auf den „weissen Stein“ am Uferstrand und flicht unter Seufzen und Weinen ihr wallendes Haar. Zuweilen erscheine sie auch als Schwan, der einsam und traurig auf dem nächtigen See seine Kreise ziehe. Als die Prinzessin noch droben im Schloss residierte und ihre Bewerber

spröde zurückgewiesen, hätten die alten, darob erzürnten heidnischen Gottheiten das Schloss und seine Besitzerin nebst allen Schätzen in die Tiefe des Sees gestürzt. Nur ein edler Jüngling könne die Verwünschte erlösen. Sobald er in der Johannisnacht sie dreimal beim Namen gerufen, steige die Jungfrau herauf; dann müsse er sie, umdrängt von bösen Geistern, auf seinen Armen lautlos um die Kirche in Köpenick tragen; sobald dies zum dritten Male geschehen, sei der Bann gelöst, das Schloss steige wieder empor, und in dasselbe halte das neuvermählte Paar seinen Einzug.

Eine dritte Sage ist die von der „wilden Jagd“. Zu Zeiten lasse sich hier ein Getöse von Hörnern und Rüdengebell vernehmen und seltsame Gestalten fliegen durch die düstere Föhrenwaldung. Einzelne uralte Eichen deuten nun darauf hin, dass die Müggelberge ehemals eine Eichenwaldung getragen, sodass in Verbindung mit der Sage die Vermutung nahe liegt, unsere Hohenzollernfürsten haben, bis auf George Wilhelm, auch hier ihre Jagden abgehalten.“

Während dessen war allmählich das südliche Ufer erreicht, wo an der Anlegestelle am Fusse der Müggelberge gehalten wurde, um einige Passagiere aufzunehmen. Nach der Beendigung der Rundfahrt begaben wir uns ohne Aufenthalt zur Abendtafel in den Garten der Brauerei, von wo aus wir zum Bahnhof zurückkehrten, um 9 Uhr 13 Minuten nach Berlin zurückzufahren.

Die geologische Wand im Humboldthain zu Berlin.

Von Dr. Eduard Zache.

Die glänzende Fürsorge, welcher sich die biologischen Teile der beschreibenden Naturwissenschaften auf unseren höheren Lehranstalten zu erfreuen haben, macht die Vernachlässigung in Bezug auf die unorganische Hälfte doppelt fühlbar. Während dort durch die Lehrpläne reichlich Platz geschaffen ist für die genügende Stundenzahl, und Botanik und Zoologie als vollberechtigte Lehrgegenstände auftreten, bildet Mineralogie und Geologie kein selbständiges Fach mehr auf den höheren Schulen. Die Mineralogie hat noch eine Stätte bei der Chemie gefunden, die Geologie ist aber gänzlich ausgefallen, für sie bleibt einzig der Unterricht in der Erdkunde, wenn hier ein Rest von Zeit oder ein Interesse des Lehrers dafür vorhanden ist. Es ist ja natürlich, dass jeder Lehrer

diesem Gebiete nach Möglichkeit ausweicht, da er bei der beschränkten Zeit unmöglich rechnen kann, bis zu einem gewissen Verständnis bei den Schülern durchzudringen, denn ein solches ist ohne Ausführlichkeit und methodische Behandlung nicht zu erreichen. Die gelegentlichen Bemerkungen, welche über Granit und Basalt, oder über die Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene gemacht werden, sind im günstigsten Falle ein Paar Worte mehr, welche behalten sind, wenn dies überhaupt noch geschieht. Obgleich nun viele Schulen ausgedehnte Mineralien-, Gesteins- und selbst Petrefakten-Sammlungen besitzen, so ist doch die Verwendung nur eine beschränkte.

Indessen trifft die Schuld nicht die Lehrpläne allein. Die Ursachen liegen tiefer. Die Geologie ist die jüngste unter den beschreibenden Naturwissenschaften, und sie hat erst in der letzten Zeit einige wichtigere Theorien fest begründet. Deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn sie für die Schule nicht in ihrem ganzen Umfange verwertet wird. Hierfür muss sie überhaupt erst eine Methode schaffen und vor allen Dingen erst weitere Kreise für sich gewinnen. Beides erreicht sie aber nur durch populäre Darstellungen, wie ja auch für die Botanik durch Rossmässler und für die Zoologie durch Brehm vorgearbeitet worden ist. Vor allem indessen fehlt es an dem geeigneten Demonstrationsobjekt. Denn mit Hülfe von Handstücken der Sammlungen ist es unmöglich, eine Vorstellung von dem Wesen einer geologischen Erscheinung zu schaffen, es ist kaum möglich, die Entstehung von Erzgängen zu erklären, geschweige denn die Bildung der Gebirge und der vulkanischen Produkte. Es ist ohne ein grossartiges Anschauungsobjekt nicht möglich, über die blossen Namen hinaus zu klaren Vorstellungen durchzudringen. Ist es doch gerade das Bestreben des heutigen naturwissenschaftlichen Unterrichts, an die Stelle der Worte und selbst der Zeichnungen die wirklichen Dinge zu setzen; um so durch persönliche Anschauung lebendige Bilder zu schaffen. Vor allen Dingen aber ist es unmöglich, aus Handstücken und Zeichnungen eine Vorstellung von der „Masse“ zu erhalten, welche in der Geologie die erste Rolle spielt, unmöglich zu erkennen, dass hier alles von dem Gewichte und der Wirkung des Druckes abhängt, dass die Erdrinde nicht eine starre, unerschütterliche Schale ist, sondern dass sie biegsam wie Wachs ist und beständig Umformungen erfährt, dass sie ebenso in einem allmählichen Umwandlungsprozesse begriffen ist, wie alles Geschaffene überhaupt. Und gerade diese Erkenntnis ist von überraschender Wirkung auf den empfänglichen Geist. Und welche Rolle spielt nicht endlich die Geologie in Bezug auf die Förderung des Verständnisses für die jetzige Culturentwicklung? Eisen und Steinkohle, die Grundlagen unserer heutigen Cultur, verdienen sie nicht eine ganz eingehende Würdigung, gehört nicht eine wissenschaftliche Kenntnis über ihre Entstehung zu den geringsten Anforderungen der Bildung?

Ein solches Demonstrationsobjekt ist allein eine geologische Wand, ein natürliches Stück der Erdrinde. Von besonderer Wichtigkeit ist eine solche für uns, die Bewohner der Tiefebene. Gesteinsproben können wir in genügender Menge an jeder Chaussee sammeln, denn noch immer liefert unser Geschiebelehm Mengen von nordischen Findlingen, aber wie diese in ihrer Heimat einst zusammengehungen haben, und wie sie entstanden sind, das können solche Bruchstücke uns nicht verraten. Für die Bewohner Berlins ist durch den Besuch der Rüdersdorfer Kalksteinbrüche eine leichte Gelegenheit geboten, einen Einschnitt in die Erdrinde in grösserer Ausdehnung kennen zu lernen; doch ist an dieser Stelle in Bezug auf den Aufbau der ganzen Erdrinde eine genügend grosse Zahl von Erscheinungen nicht vertreten, da man hier nur über die Entstehung der Schichtgesteine Aufschlüsse erhalten kann.

Göppert in Breslau hat nun zuerst ein gemauertes Profil erbaut, welches das schlesische Kohlengebirge darstellt. Dann wurde im Jahre 1878 auf Anregung des Geheimrats Professor Dr. Kühn im Garten des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle ein ähnliches aber umfassenderes mit grossen Kosten hergestellt. In diesem sind sämtliche in Mitteldeutschland auftretenden Gesteinsarten eingemauert. Es ist hier ein Demonstrationsobjekt geschaffen, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Bei seinem grossen Umfange ermöglicht es auch einer grösseren Anzahl von Besuchern ein bequemes Betrachten und wirkt energisch auf das Vorstellungsvermögen. Ausserdem aber bringt es in den Kreis der naturwissenschaftlichen Objekte ein ganz neues, das eine besondere Methode zu seiner Darlegung erfordert, welche ganz abweichend ist von der für die biologischen Naturwissenschaften gültigen. Bei diesen handelt es sich im Wesentlichen um ein sicheres Auffassen des Vorhandenen, um ein klares Wiedergeben desselben und dann vielleicht noch bei einigen besonderen Fällen um das Aufsuchen des Zusammenhanges zwischen der Form und der Funktion bzw. der Lebensweise. Bei einem geologischen Profil kommt aber noch ein Wichtiges hinzu, das ist: die Verknüpfung der Beobachtungen zu einer Erklärung über die Entstehung. Es spielt hier das Denken und das richtige Schliessen eine bedeutend grössere Rolle als in den beiden anderen. Kein geringerer als Charles Darwin hat deshalb der Geologie die erste Stelle unter den beschreibenden Naturwissenschaften eingeräumt. Sie sucht aus den gegenwärtigen Vorgängen in der Natur die Erklärung abzuleiten für die rätselhaften Erscheinungen des Erdinnern. Und gerade, weil sie so ungemain zum Nachdenken anregt, deshalb müsste sie sich besonders fruchtbar für den Unterricht erweisen.

Die Geologie oder Erdgeschichte umfasst alle Untersuchungsgebiete, welche sich mit der Erde befassen. Ihre spezielle Aufgabe ist es, die Fragen über das Material, die Verwendung desselben und über die Ent-

stehung und die Umformungen, die es erlitten hat, zu beantworten. Erst hierauf kann dann die Geographie die fertige Schale in Besitz nehmen und ihre Bedeutung für die Bewohner kennen lehren.

Unter dem Material treffen wir sogenannte Eruptiv- und Sedimentärgesteine, oder wir finden, wenn wir allein die Zusammensetzung im Auge halten, einfache, gemengte und Trümmergesteine.

Über seine Verwendung sehen wir, dass die Sedimentärgesteine auf der Erdoberfläche bei weitem am häufigsten in die Erscheinung treten, und dass die Eruptivgesteine nur einen verhältnismässig kleinen Raum bedecken. Die Sedimentärgesteine indessen verlangen zu ihrer Bildung wieder festes Gestein, das zerstört worden war, und dieses finden wir in den untersten Schichten, der ersten festen Schale, den Graniten, die indessen trotzdem oft die höchsten Gipfel bilden. Die Sedimentärgesteine können mannichfacher Art sein, die älteren, d. h. die untersten, sind die krystallinischen Schiefergesteine: die Gneisse, Granulite, Glimmerschiefer und Phyllite, die jüngeren sind die Kalksteine, Sandsteine, Thonsteine, Thone und Sande. Die Erforschung der Sedimentärgesteine in ihren Lagerungsverhältnissen zu einander liefert die Geschichte der Erde. Die Geologen haben, in Nachahmung der menschlichen Geschichte, Perioden unterschieden und diesen Namen gegeben. Nur ist über ihre Dauer bisher nichts Sicheres zu ergründen gewesen, es sind die Jahre des Schöpfers, die mit menschlichen Zahlen nicht zu umfassen sind. Die Beschäftigung mit ihnen lehrt den Gedanken der Unendlichkeit zu begreifen. Ihr Studium zeigt, dass es in allen jenen Zeiten festes Land und Meer gegeben hat, auf dem und in dem Tiere und Pflanzen gelebt haben, lange bevor es Menschen gab. Die Schichten der Erde sind wie ein historisches Bilderbuch, denn ihre Abdrücke zeigen uns die Wandlungen in der Form und der Tracht der Geschöpfe, sie lehren, dass ein grosser Zusammenhang besteht vom Anfang bis zur Gegenwart, und dass eine beständige Vervollkommnung der Lebewesen stattgefunden hat. Aber so glatt wie die Blätter eines Buches liegen die Schichten nicht übereinander, die Beobachtung lehrt, dass sie für gewöhnlich gestört und in den meisten Fällen in mannichfacher Richtung gegeneinander verschoben sind. Die ganze Erdschale ist in Schollen zersprengt, von denen einige gesunken, andere emporgehoben sind, an ihren Rändern sind sie aufgepresst und in ihrem Innern zusammengedrückt oder auseinandergesprengt, so dass in die Klüfte hinein die untersten Gesteine bis an die Oberfläche geschoben wurden. Das sind die Gebirge. Solche Vorgänge gehen in der Regel unmerklich vor sich, und sind fast nur an den Küsten zu beobachten, wo die Wasseroberfläche eine Marke bildet. Häufig treten sie auch plötzlich auf und geben zu Erdbeben Veranlassung, wie solche z. B. am oberen und mittleren Rhein ziemlich häufig sind. Eine bei weitem ge-

ringere Rolle spielen die vulkanischen Erdbeben, denn sie beschränken sich auf die Umgebung der thätigen Vulkane. Dabei bringen sie neues Material aus dem flüssigen Erdinnern empor und erzeugen die Eruptivgesteine, die Laven. Ältere Eruptivgesteine sind z. B. Porphyr und Melaphyr; jüngere: Basalt, Phonolit und Trachyt.

Was die Entstehung anbelangt, so ist die der Sedimentärgesteine, so verschieden sie im Einzelnen sein mag, doch die einfachste, immer ist bewegtes Wasser das Transportmittel, und ruhigeres Wasser lässt die nicht mehr beweglichen Materialien: die Steine, Kiese und Sande zurück, im unbeweglichen Wasser des Meeres oder der Seen fällt der Thon. Die Einbettungen von toten Tieren und treibenden Pflanzen liefern die Abdrücke; in günstigen Buchten häufen sich die Pflanzen oft zu dicken Massen an und werden die Ursachen der Kohlenlager. Die Verdunstung des Meerwassers in abgeschlossenen Becken, welche von Zeit zu Zeit durch Sturzwellen wieder gefüllt werden, führt unter heissem Himmel zur Steinsalzbildung. Die Auslaugung von Urgesteinsarten mit Hilfe von chemischen Agenzien, hauptsächlich von Kohlensäure und Sauerstoff, liefert Salzlösungen, aus denen beim Verdunsten die Erze sich abscheiden, oft erst unter Beihülfe neuer chemischer Agenzien, wie z. B. des Schwefelwasserstoffes. Kohlensäurehaltige Wasser lösen ganze Lagen von Kalkstein auf und schaffen Höhlen, in welchen nachher wieder rückwärts Tropfstein gebildet wird. Gewöhnliches Tagewasser löst Partiëen von Gips und Anhydrit auf und erzeugt dadurch unter lockerem Gestein Hohlräume, welche durch Einsinken der Decke wieder gefüllt werden, wodurch die sogenannten Erdfälle entstanden sind. Erdbeben und Vulkane haben zu verschiedene Ursachen, um hier mit kurzen Worten abgethan zu werden. Und jene Faltungen in der Erdrinde endlich, welche die Gebirge erzeugen, entstehen bei dem allmählichen Zusammenschrumpfen der Erdkugel, infolgedessen die Schale nachstürzt, wobei es natürlich ohne gegenseitige Reibung und Stauchung der Schollen nicht abgehen kann.

In diesen Zeilen sind gleichsam durch Stichworte einige der wichtigsten Thatsachen und Probleme der Geologie gegeben worden, welche vor einer geologischen Wand am besten erörtert werden können.

In Anlehnung an das Hallenser Profil beabsichtigt die Stadt Berlin im Humboldthain ein ähnliches für die Zwecke des Unterrichts herzustellen. Dem entsprechend wird dasselbe von vornherein unter anderen Gesichtspunkten angelegt werden müssen. Es wird hier nicht, wie in Halle, darauf ankommen, eine vollständige Sammlung von Gesteinsarten zu liefern, sondern in erster Linie sollen die bei der Bildung der Erdoberfläche auftretenden Erscheinungen vor Augen geführt werden. Dabei ist es selbstverständlich, dass die charakteristischen Vertreter der verschiedenen Formationen hierzu ausgesucht werden,

Die erste Aufgabe war daher die, geeignetes Material zu beschaffen. Fernab vom Gebirge lag der Gedanke nahe, soweit es möglich war, Adressen zu ermitteln und schriftlich mit Steinbruchsbesitzern in Verbindung zu treten. Dieser Weg führte zu einem guten Resultat. So wurden erworben Kalksteine und Dolomite aus Oberschlesien durch die Firma Cäsar Wollheim, Dachschiefer von Lehesten durch die Grossherzoglich Meiningische Verwaltung, ein Stück Kupferschiefer mit Dach und Sohle von der Mansfelder Kupferschieferbauenden Gewerkschaft, ein Porphyrblock von Löbejün durch Herrn Fiedler, Hundisburger Grauwacken von Herrn von Nathusius und Herrn C. Hohenstein, ein Stück Porphyrtuff von Herrn Peschke aus Kammerberg bei Ilmenau und Granit von Weissenstadt von Herrn Ackermann.

Allen denen, welche durch ihre thatkräftige Hülfe die Sache gefördert haben, sei hierdurch der pflichtschuldige Dank erstattet. Für viele charakteristische Gesteinsarten war es aber nicht möglich, Adressen zu erhalten, weil die Steinbruchsbetriebe nicht bekannt genug sind, da sie nur Material für eine örtliche Verwendung liefern. Deshalb erhielt ich von der Städtischen Park- und Gartendeputation den Auftrag, das fehlende Material an Ort und Stelle zu besorgen. Nachdem ich mir mit Hülfe der geologischen Karten eine passende Stelle ausgesucht hatte, machte ich mich am 2. Pfingstfeiertage auf den Weg. Das Endziel der Tour war Nossen, ein Städtchen an der Freiburger Mulde im Königreich Sachsen. Nach der Fahrt durch die Sandflächen und die Kiefernwälder der Mark und der Oberlausitz tritt hinter der Grenze allmählich besserer Boden auf, aber erst jenseits der Elbe wird das Gelände mit jeder Station anmutiger. Reizende Thäler, oft tief eingeschnitten, mit saftigem Grün und flache Gehänge mit sauberen Gehöften, stattliche Ortschaften hoch auf dem Bergrücken oder tief im Thale boten unter der leuchtenden Maisonnette immer neue, wunderschöne Bilder. Nach einer Fahrt von früh 8 bis Nachmittag $\frac{1}{2}$ 3 Uhr traf ich in Nossen ein. Hier trat mir nun wieder mein Auftrag vor die Seele. Die Karte in der Hand sass ich im Gasthofszimmer und überlegte die ersten Schritte. Die Karte sah bunt aus, deshalb hatte ich sie gewählt, und Steinbrüche waren in Menge eingezeichnet. Aber der Wirt konnte keine Auskunft über die Besitzer geben, da die Brüche alle nur klein sind und nur gelegentlich zur Beschaffung von Strassenschotter benutzt werden. Allmählich aber und im Laufe des Gespräches war ihm wohl der Zweck meiner Reise klar geworden und ihm kam ein rettender Gedanke. Er teilte mir mit, dass in Nossen am Königlichen Lehrer-Seminar ein Oberlehrer thätig sei, welcher grosses Interesse für die Gesteine der Gegend habe, und er riet mir, den Herrn aufzusuchen. Natürlich zögerte ich nicht und ein Paar Minuten später hatte ich in Herrn Oberlehrer Richter den kenntnisreichsten und aufopferndsten Helfer in meiner Angelegenheit

gefunden, und in Erinnerung an die schönen Stunden spreche ich Herrn Richter hier für die treue Hülfe und wissenschaftliche Belehrung meinen herzlichen Dank auch öffentlich aus. Noch am Nachmittage durchstreiften wir bis zur Dunkelheit die Steinbrüche in der Umgebung, um für den folgenden Tag die beste Route auszuwählen. Auf der Wanderung konnte ich aber nicht umhin, immer wieder voll Bewunderung in das reizende Thal der Mulde hinabzuschauen, das bei dem tiefen Stande der Sonne beständig neue Lichter und Schatten zeigte. Am anderen Morgen begann die Arbeit: ein Wagen und ein Steinschläger wurden engagiert und von früh 6 Uhr bis zur Dunkelheit ging es bergauf und ab aus einem Steinbruch in den anderen, um überall das Beste zu holen. Nicht immer war dies leicht, die Schiefer namentlich sind schwierig zu bearbeiten, da sie leicht splintern, und ich bestrebt sein musste, möglichst das Material an Ort und Stelle zurecht zu schlagen, damit Platz gespart würde. Es gelang trotzdem 10 verschiedene Gesteinsarten zu erhalten. Es war wichtig, aus dieser Gegend eine Anzahl Vertreter zu besitzen, denn ihre Gesteine bilden den Übergang von den Graniten und Gneissen zu den versteinierungsführenden Schichten, die darüber liegen. Wir befinden uns hier im sog. sächsischen Mittelgebirge, das die Vorberge des Erzgebirges ausmacht und durch einen seitlichen Gebirgsschub parallel mit dem Erzgebirge gehoben wurde; es bildet eine Falte mit nach oben gerichteter Wölbung, einen Sattel, eine sog. Antiklinale. Den Kern derselben bilden massige Gesteine der Granulitformation, wesentlich Granulit und Gabbro, welche in ihrer Zusammensetzung noch einige Verwandtschaft mit dem Granit haben. Die Schichten dieser Gesteine fallen entsprechend dem Ende der Antiklinale nach allen Seiten hin ein, so dass bei Rosswein, wenige Kilometer westlich von Nossen, wo der Sattel aufhört, ein fast halbkreisförmig verlaufender Schichtenbau vorliegt. Weiter nach aussen folgen sowohl nördlich wie südlich die Glimmerschiefer und die Phyllite. In der Umgegend von Nossen treten dieselben Gebirgspartien, nur nicht in so regelmässiger Anordnung, auf, und die Mulde oberhalb des Städtchens hat sich in diesen Gesteinen nur ein enges Thal auswaschen können, namentlich schmal und steil geböscht ist es dort, wo zu beiden Seiten fester Gabbro ansteht, wie bei der Beier-Mühle, welche ehemals eine Steingutfabrik war, indem hier ein fast nur aus Feldspat bestehender Turmalin-Granit, welcher einen schmalen Gang im Gabbro erfüllt, einfach zermahlen und verarbeitet wurde. An zwei Stellen des rechten Ufers hat hier einst ein Ausbruch von Quarzporphyr stattgefunden, dieser ist ein sehr hartes Gestein und ist daher überall als Strassenpflaster anzutreffen. In einer hellen bläulich-roten Grundmasse liegen zahlreiche 1—2 mm grosse, oft schon kaolinisierte Feldspate und rauchgraue Quarzkörnchen. In dem benachbarten Gestein findet sich eine Umformung desselben, die man Hornfels nennt,

und welche in dem ursprünglichen Gestein durch die Gluthitze des Porphyrs hervorgerufen ist. Zwischen Rosswein und Nossen in einem von N. nach S. gerichteten Keil tritt nun noch jüngeres Gebirge, das Cambrium, zu Tage, es läuft östlich neben Rosswein und westlich neben Nossen je eine grosse Verwerfungsspalte hin, zwischen denen jenes Stück liegt, das daher eine grosse eingesunkene Scholle vorstellt. Jene Gabbros und Glimmerschiefer am oberen Laufe der Mulde stellen die Verbindung mit dem Erzgebirge her und haben an der oben beschriebenen Faltung des Landes keinen Anteil gehabt. In dem Gebiete der abgesunkenen Scholle, in welchem Schiefer herrschen, hat die Mulde sich ein breites Thal eingewaschen, denn die Schiefer waren leicht zu zerstören, sie fliesst hier in vielfachen Schlängelungen durch eine grüne Aue. Interessant ist die Stelle, wo sie dicht unterhalb Nossen aus dem älteren Gestein kommend, auf das jüngere des Cambriums stösst, hier hat sie eine tiefe Bucht in dem weichen Schiefer ausgehöhlt, so dass die Gehänge des Kirchberges fast senkrecht über ihr emporsteigen. Die Stadt hat auf dem Abhange Promenaden angelegt und Bänke errichtet, von denen aus man einen wundervollen Blick auf das gegenüberliegende Städtchen hat, das sich terrassenförmig aufbaut und auf der höchsten Stelle mit einem prachtvollen Neubau der städtischen Schule abschliesst. Nach links schaut man alsdann die Mulde hinauf in das enge Durchbruchsthal mit seinen dichtbewaldeten Gehängen. Diese knappe geognostische Skizze eines Stückes des sächsischen Vorlands zeigt wohl, wie abhängig die Oberfläche einer Gegend von ihrem geologischen Bau ist, und wie wesentlich die Kenntnis des letzteren für das Verständnis jener und der Entwicklung der menschlichen Cultur auf derselben ist.

Zu den aus der Ferne beschafften Gesteinen kommen noch einige, die aus den heimischen Findlingen ausgewählt wurden, wie sie bei den Erdarbeiten in der näheren Umgebung Berlins aus dem Geschiebelehm ausgegraben wurden. Es sind Blöcke von Granit, Diorit, Amphibolschiefer und Gneiss.

Und somit ist wohl eine genügende Menge von Material beisammen, um die beiden ersten Zeitalter der Erde, welche die archaischen und die paläozoischen Formationen umschliessen, zur Darstellung zu bringen.

Lebensabriss des Berliner Juristen Clemens Klenze.

Clemens August Carl Klenze wurde geboren am 21. December 1795 auf dem Gute seines Vaters, Heissum bei Hildesheim. Er studierte in Göttingen und Berlin Rechtswissenschaft und Philologie, machte die

Befreiungskriege mit und habilitierte sich in Berlin. Er wurde daselbst im Jahre 1826 ordentlicher Professor in der juristischen Fakultät. Als solcher begründete er mit seinem Collegen und Freunde Savigny zusammen als Mitarbeiter der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft die sogenannte historische Schule der Rechtsgelehrten, machte sich um die Wiederherstellung des Textes der *lex Servilia* hoch verdient und verfasste eine Anzahl juristischer und philologischer Schriften. Letztere wurden nach seinem Tode von Lachmann herausgegeben. Erstere erschienen bereits zu seinen Lebzeiten im Drucke. Diese waren die *Fragmenta legis Serviliae repetundarum*, Grundriss der Vorlesungen über die Geschichte des römischen Rechtes bis Justinian, Lehrbuch des gemeinen Strafrechtes, Kritische Phantasien eines praktischen Staatsmannes u. a. m.

Als Stadtverordneter der Stadt Berlin veranlasste er die Einführung der Hundesteuer und sorgte in hervorragender Weise für die Verschönerung und Vergrößerung der Stadt. Dabei beteiligte er sich persönlich an einschlägigen Bauarbeiten. So war die Anlage der Lennéstrasse ganz allein sein Unternehmen. Lenné wurde von ihm erst bewogen, zu kaufen und zu bauen.*) Bei den Anlagen der Marien-, Luisen- und Albrechtstrasse thätig, trat er das Gelände für die Marienstrasse ganz und gar und für die Albrechtstrasse zum grössten Teil, nämlich die mittlere Strecke, an die Stadt unentgeltlich ab.

Ausserdem war er Mitbegründer der Berliner Lebensversicherungsgesellschaft von 1832 und der Schöpfer des Seebades Heringsdorf.

Er starb am 14. Juli 1838 zu Berlin an der Cholera. Der berühmte Münchener Architekt Leo von Klenze war ein Bruder Clemens Klenzes.

Hans Klenze
(Enkel des Verewigten).

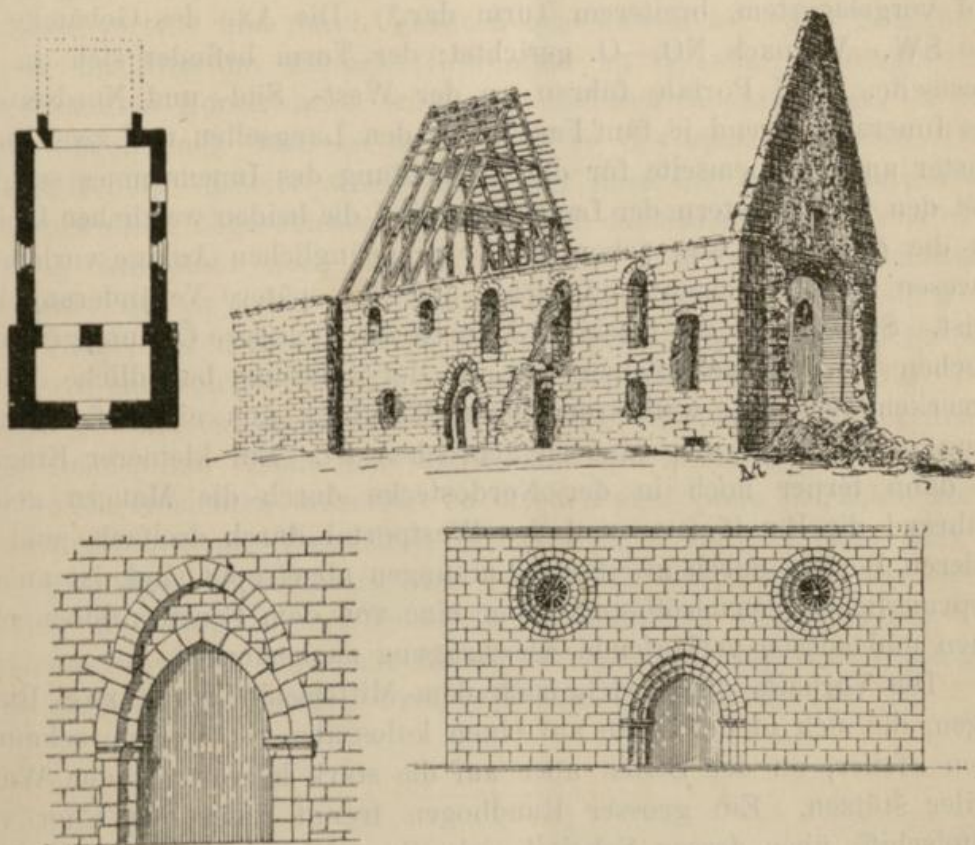
Das ehemalige Rathaus zu Dahme.

Von Robert Mielke.

Das alte Rathaus zu Dahme, ein ehemaliger Kirchenbau, ist nunmehr verschwunden, um einem Neubau Platz zu machen, nachdem es über 300 Jahre seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet war. Auf

*) Für die jetzige Lennéstrasse, welche einen Teil des sogen Kanonen-Weges bildet, beantragten die Stadtverordneten zu Ehren Klenzes am 16. August 1838 den Namen „Klenzestrasse“. Dies wurde jedoch abgelehnt und durch Allerhöchsten Erlass vom 19. August 1839 zu Ehren des verdienten K. Gartendirektors der Name Lennéstrasse bevorzugt. Hoffentlich wird nach dem nicht minder verdienten Clemens Klenze noch einmal später eine Berliner Strasse benannt werden. E. Friedel.

einer Wanderung über den Fläming begriffen, kam der Schreiber Pfingsten vorigen Jahres gerade noch in letzter Stunde nach Dahme, um die noch stehenden Trümmer des frühmittelalterlichen Baues durch einige Skizzen so festzuhalten, wie es die beigegebenen Zeichnungen erweisen. Da, wie es scheint, das Gebäude vorher weder photographisch aufgenommen, noch auch eingehender beschrieben worden ist, als es durch die spärlichen Notizen im Bergau geschehen, so dürften diese bescheidenen Skizzen die einzigen sein, die das Andenken an den kunstgeschichtlich



sehr interessanten Bau für die Nachwelt retten, was zugleich für die Dürftigkeit derselben zur Entschuldigung dienen möge.

Für die früheste Baugeschichte der Mark, über die noch so manches Dunkel lastet, ist es nicht ohne Bedeutung, wenn sich zu den wenigen Denkmälern eines gesellt, das, wie das vorliegende, die Kunstintentionen des Granitquaderbaues so klar erkennen lässt. Die sorgfältige Ausführung in regelmässigen Quadern, die rundbogig geschlossenen Fenster und das einfache, auch an der Klosterkirche von Zinna vorkommende Hohlkehlengesims am Äusseren des Baues weisen auf die Mitte, vielleicht auch schon auf den Anfang des XIII. Jahrhunderts als Entstehungszeit. Es ist das jene Zeit, in der die Technik des Granitquaderbaues noch auf ihrer Höhe stand, wofür ausser der Klosterkirche

von Zinna noch eine Reihe von kleinen Dorfkirchen, wie Mariendorf, Marienfelde und Tempelhof, Herzfelde bei Rüdersdorf, Gross Machenow bei Zossen und einzelne des Fläming Zeugnis ablegen. Erst Ende des XVI. Jahrhunderts wurde unsere Kirche in Dahme nach einem stattgehabten Brande, der aber die Umfassungsmauern unberührt liess, zum Rathaus umgebaut und durch verschiedene Um- und Anbauten entstellt, die dem Abbruch zuerst verfielen und dadurch die ursprüngliche Anlage wieder zum Vorschein kommen liessen. Danach stellt sich der Bau als ein oblonges Langschiff mit daran schliessendem, quadratischem Chor und vorgelagertem, breiterem Turm dar.*) Die Axe des Gebäudes ist von SW.—W. nach NO.—O. gerichtet; der Turm befindet sich an der Westseite. Drei Portale führen an der West-, Süd- und Nordseite in das Innere, während je fünf Fenster an den Langseiten und zwei Rundfenster an der Turmseite für die Erleuchtung des Innenraumes sorgten. Von den fünf Fenstern der Langseiten sind die beiden westlichen kleiner als die östlichen, was schon in der ursprünglichen Anlage vorhanden gewesen zu sein scheint, da nichts auf eine spätere Veränderung hinweist. Später sind die massiven Mauern durch andere Öffnungen durchbrochen worden, von denen das an der Südseite befindliche Portal bemerkenswert ist, weil von seiner Wandung aus ein aufsteigender Gang in die Dicke der Mauern gebrochen ist. Ein kleinerer Eingang ist dann ferner noch in der Nordostecke durch die Mauern gelegt. Während die Rundfenster und das Westportal durch dreifache und die anderen Portale durch zweifache Laibungen abgetrepppt sind, ist an den ursprünglichen Fensteröffnungen nur eine von dem Fensterrahmen nach innen und aussen verlaufende Abschrägung zu bemerken.

Die Vorhalle öffnet sich nach dem Mittelschiff durch zwei Rundbogen, die sich in der Mitte auf einen kolossalen viereckigen, schmucklosen Pfeiler, an den Seiten aber auf die stark hervortretenden Wandpfeiler stützen. Ein grosser Rundbogen trennt dann den Chor vom Mittelschiff, über dessen Scheitel sich die östliche Giebelwand erhebt, die nur an den Rändern aus regelmässig geschichteten Quadern besteht, während die innere Fläche aus Füllwerk ist. Das beweist, dass der Chor schon bei der ersten Anlage mit einem hohen Dache bedeckt war.

Ausser dem am Äusseren vorkommenden Gesims weisen nur die älteren Portale Schmuckformen auf. Das dreifach getreppte Westportal hat ein Kämpfergesims, über dem sich die drei gedrungenen Spitzbogen dergestalt erheben, dass der grösste, schlankere einen kleinen ca. 15 cm

*) Mangels Zeit und eines Messinstrumentes konnten die Verhältnisse nur durch Abschreiten festgestellt werden. Danach beträgt die innere Breite 20, die Länge des Mittelschiffes 30, die Dicke des Vorhalle und Kirchenraum trennenden Pfeilers 4 und die Breite der Vorhalle 9 Schritt.

hohen Hohlraum mit dem unterliegenden kleineren freilässt, der mit Füllwerk ausgefüllt ist. Abweichend davon und unter den märkischen Granitbauten wohl einzig dastehend, sind die ebenfalls auf Kämpfergesimsen stehenden Spitzbogen des Nord- und Südportals durchgebildet. Der äussere Bogen ist nach dem dritten Stein, der noch einmal so lang ist als die anderen und nach aussen hin sich etwas keilförmig verjüngt, noch einmal geknickt und steigt nun als ein besonderer Bogen empor. Auf diese Weise wird ein, annähernd halbmondförmiger Entlastungsraum gebildet, der die Wucht der auf ihm ruhenden Gesteinsmassen verteilt und durch Quadern geschlossen ist. Das Befremdende dieser im Altertum vielfach (Löwenthor zu Mykenae, Pyramiden etc.) angewandten Konstruktion wird noch dadurch verstärkt, dass an einem weit abgelegenen Orte, an der Chorthüre des spätromanischen Domes zu Ratzeburg dieselbe wiederkehrt, nur dass der obere Thürabschluss stumpfwinklig abgeschlossen ist, während der deckende Bogen halbkreisförmig ist. Mehr noch als bei letzterem Bau, der aus Backsteinen errichtet ist, ist dieser Entlastungsraum an dem Rathaus von Dahme am Platze, bei dem die Dicke der aus schwerem Granit hergestellten Mauern ein solches Verfahren empfehlenswert machte. Dies Portal allein beweist es, dass das alte Bauwerk kein kunstgeschichtlich unbedeutendes ist. Zieht man dabei noch die schönen Verhältnisse, die aus allen Ansichten desselben zu ersehen sind (man betrachte nur den Grundriss und die Westseite), in Betracht, so ergibt sich, dass auch der Granitbau in der Mark eine bedeutende Entwicklung erreicht hat. Leider aber hat dieser bisher in Brandenburg ebenso wenig als in anderen Provinzen Norddeutschlands seinen Geschichtsschreiber gefunden, was nach der mitgetheilten Probe wohl zu bedauern ist.

Schriftenschau.

Albrecht und Graupe: Wanderbuch für die Mark Brandenburg.
I. Theil. Nähere Umgegend Berlins. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Preis 1,50 Mk. Berlin 1893. Verlag von Alexius Kiessling.

Die nach wenigen Monaten bereits erschienene neue Auflage beweist, wie beliebt das im Baedeker-Stil gehaltene Wanderbüchlein binnen kurzem im Kreise der Heimatsfreunde geworden ist. Wir können unser S. 243 Bd. I der „Brandenburgia“ gespendetes Lob nur in verstärktem Masse wiederholen. Mehrere neu hinzugekommene Kärtchen und viele ergänzende Notizen erhöhen die Brauchbarkeit des Wanderbuches. Der Preis ist ein billiger. Zu wünschen

wäre, dass das in der Tasche zu tragende Buch in Leinwand gebunden und die Schleife für die Uebersichtskarte ebenfalls aus diesem dauerhafteren Material, nicht aus Papier, hergestellt würde. Fr.

Märkische Sommerfrischen. — 165 Erholungsorte in der Umgebung Berlins. Mit einer Uebersichtskarte. Preis 1 Mk. Gleicher Verlag. 1893.

Dies Buch verdient dieselbe Empfehlung. Dasselbe lässt sich über die vielen Punkte ausführlicher vernehmen als das Wanderbuch. Wir dürfen wohl verraten, dass Dr. Graupe, unser geschätztes Mitglied, der ortskundige Verfasser ist. Fr.

Berliner Träumereien von Gust. Heinr. Schneideck. Berlin 1893. Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 181 S. gr. 8^o.

Berliner Art und Märkische Landschaft werden hier in einer Weise, die in mancher Beziehung an Andersen's Art erinnert, in bunten Bildern vorgeführt, von denen manche, wie der letzte Berliner Weihnachtsmarkt, der Friedhof der Friedlosen bei Schildhorn und die Kirche zu Dahlem unsere „Brandenburgia“ besonders interessieren. Allen Brandenburgern, nicht allein den Mitgliedern unserer Gesellschaft, warm zu empfehlen, für den Weihnachtstisch vorzüglich geeignet. Fr.

Berichtigungen.

Zu lesen ist:

- Seite 49, Zeile 8 von unten: Wusswerch statt Musswerch.
- Seite 49, Zeile 5 von unten: Stande statt Staude.
- Seite 49, Zeile 5 von unten: Stanne statt Stamm.
- Seite 50, Zeile 13 von oben: kowaz statt kowag.
- Seite 52, Zeile 14 von oben: Luitizi, Liutizi, Leutizi statt Luitiri u. s. w.
- Seite 52, Zeile 1 von unten (Anm. 2): Kunstdenkmäler statt Kunstmäler.
- Seite 53, Zeile 17 von oben: uralt statt alt.
- Seite 54, Zeile 14 von unten: Twerk statt Twerr.
- Seite 56, Zeile 11 von unten: Dorfgränzen statt Dorfgängen.
- Seite 58, Zeile 15 von unten: dort statt das.
- Seite 59, Zeile 5 von unten (in der Anmerkung): Schleifer statt Schleiser.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Spandau - Gatow - Cladow.

(Aus einem Excursions-Bericht des Märk. Prov.-Museums vom 4. Sept. 1892.)

Von Spandau aus wurden heut die Sandberge östlich vom neuen Militärgefängnis, vom Kirchhof und der Potsdamer Landstrasse bis zur Birniker Lake untersucht.

In denselben ward zuvörderst eine anscheinend mittelalterliche Hausstelle mit entsprechenden Gefässresten und Metallsachen festgestellt. Im übrigen sind hier Eisenschmelzrückstände von Wiesenerz vorhanden, ferner aus weit entlegenerer Vorzeit zugeschlagene Feuersteine, vielfach durch Kohlenschwärzung markierte Brandstellen der Urbevölkerung, in der Glut geplatzte Herdsteine u. dgl. zu bemerken, offenbar eine Fortsetzung der grossen Besiedelungsstelle, welche sich zwischen dem grossen Kietzer Burgwall aus wendischer Zeit, östlich des Weges vom Kietzer Burgwall nach Pichelsdorf, den Jütel-Wiesen und dem „Die Grimnitz“ genannten See, erstreckt und die auf vielfachen Excursionen eine Menge von Gegenständen der jüngeren Stein- und der Bronze-Zeit in das Märkische Museum geliefert hat, welche unter den Katalog-Nummern B. II. 11433-35, 17727, 18856, 18873-76, 18975-77 eingetragen sind.

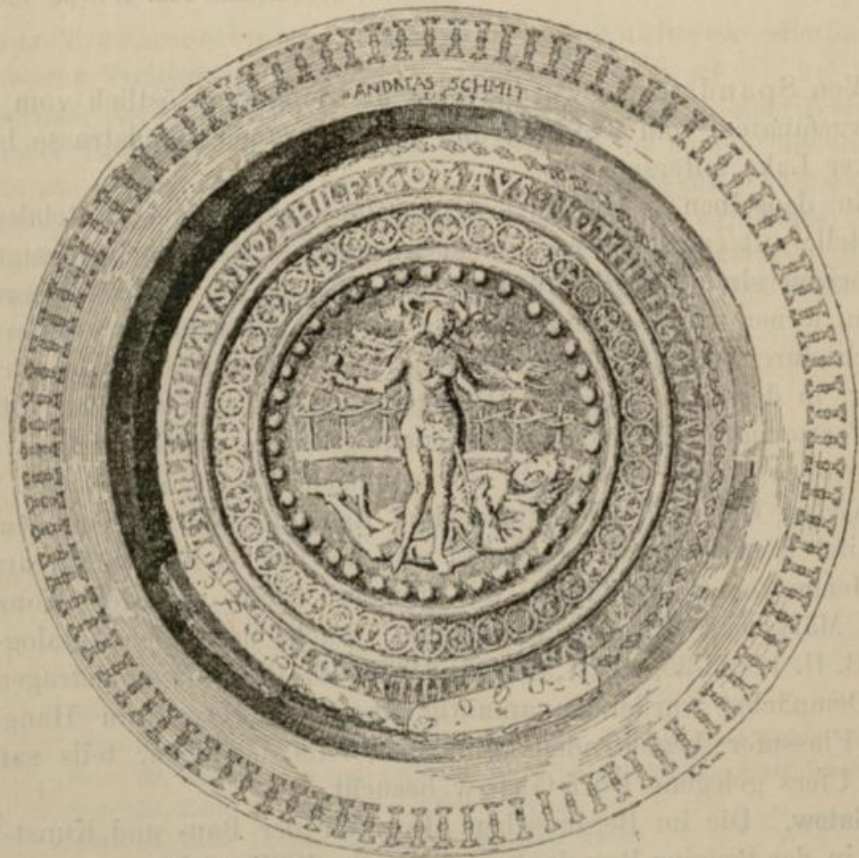
Demnächst wurde das anmutig über der Havel am Hange des beide Flussufer begleitenden diluvialen, teils lehmigen, teils sandigen hohen Ufers gelegene Dorf Gatow besucht.

Gatow. Die im Bergauschen „Inventar der Bau- und Kunst-Denk-mäler in der Provinz Brandenburg“ (Berlin 1885) nicht erwähnte kleine Kirche stammt aus dem Mittelalter und ist in gotischem Stil gehalten. Statt der sonst beliebteren roten sind hier gelbliche Backsteine, beim Unterbau des Turmes märkische Findlingsblöcke verwendet.

Ein schöner Kronleuchter aus Messingguss fällt in die Augen. Das jetzt in Gebrauch befindliche Taufbecken ist ganz modern. Daneben war aber ein hochinteressantes älteres Taufbecken vorhanden, dessen bildliche Darstellung bei der Gemeinde Anstoss erregt hatte und welches deshalb nicht mehr gern benutzt wurde.*)

*) Inzwischen ist das Taufbecken vom Märkischen Museum angekauft und unter B. VI. Nr. 10676 katalogisiert.

Dies messingene Becken misst im äussersten Durchmesser 40 cm, es ist 6 cm tief und wiegt 1950 gr. Es ist an zwei Stellen ungeschickt geflickt und trägt, wie aus der beifolgenden Abbildung, deren Zeichnung wir der geschickten Hand unsers Mitgliedes Mielke verdanken, zu ersehen ist, den Namen des Stifters „Andreas Schmit 1629“ eingraviert. Der Boden ist mit verschiedenen Ringen verziert, innerhalb des grössten derselben läuft in gotischen Majuskeln die Inschrift „AUS NOT HILFT GOT“, so oft es der Raum erlaubt.



Der mit Perstrand geschmückte innerste Bodenkreis weist eine, leider infolge oftmaligen Putzens und Polierens etwas verschlissene, höchst merkwürdige Darstellung auf. Vor einer Art Flechtzaun steht eine üppige weibliche Schönheit mit wallenden Haaren, von einem grossen, der Mode um die Wende des 16. zum 17. Jahrhunderts entsprechenden Filzhut abgesehen, völlig unbekleidet. In der rechten Hand trägt sie einen Kelch, auf der linken sitzt eine Taube mit gespreiteten Schwingen. Zu Füssen der Jungfrau liegt ein Mann als Schalksnarr gekleidet, anscheinend mit einem Dudelsack; in der einen Hand hält er

an einem langen mit Blatt versehenen Stengel eine Blume (? Lilie), deren Kelch den Unterleib der Frau verschämt.*)

An eine leichtfertige Darstellung bei dem mit frommer Inschrift geschmückten heiligen Gerät zu denken, wäre ganz falsch. Es handelt sich vielmehr lediglich um eine allegorische Darstellung im Geschmack der Zeit: Triumph der christlichen Unschuld über Narreteiwesen und weltliches Spiel oder dergleichen. Die bei den Dorfbewohnern umlaufende, gutgemeinte Erklärung: Erschaffung der Eva aus der Rippe des schlafenden Adam bedarf keiner Widerlegung; die vermeintliche Rippe ist zweifellos ein Teil der erwähnten blühenden Pflanze. —

Cladow. Der in Bergau's Inventar nicht genannte Ort liegt male-
risch auf dem hohen Ufer über dem rechten Havelufer mit schönem
Blick auf den Fluss, die Kolonie Wannsee, die Pfaueninsel, den Kälber-
werder, das Imchen-Eiland und den Cladower Sandwerder.

Am Abhange des Hügels gegenüber dem Imchen sammelten wir
die nördlich allmählich bis hierher vorgedrungene seltene Trocken-
Schnecke *Helix candicans* Ziegler, zumeist kreidig-weiße, ungebän-
derte Gehäuse, eins mit turmartigem Aufbau der Gewinde, wie ich eine
dergleichen individuelle Abweichung (*deviatio*) unter den nahe verwand-
ten *Helix ericetorum* Müll bei Alte Grund in den Rüdersdorfer
Kalkbergen 1888 gefunden.

Sonst kommt hier an Landschnecken mit *H. candicans* noch
ebenfalls eingewandert *Helix nemoralis* Linné und die ortseingebo-
rene *Helix strigella* Draparnaud vor. —

Die gotisch gebaute Kirche enthält kostbare silberne Altarleuchter
in Form von gotischen Sakramentshäuschen und ein grosses Tauf-
becken von Messing mit getriebenen Darstellungen, im Mittelstück
der englische Gruss, auf dem Rande von Hunden gehetzte Hirsche,
ähnlich einer Schüssel in Döberitz bei Rathenow und einer anderen in
der Pfarrkirche zu Nauen. Ein Kronleuchter mit schönen Krystall-
behängen aus dem 18. Jahrhundert.

Die Wände sind dicht garniert mit Jungfern- und Junggesel-
len-Kronen, von denen viele Seidenbänder herunterhängen, welche
jedoch nur die Namen der Betreffenden und die Jahreszahl, sonst keine
Inschriften aufgestickt zeigen. Diese Gedenkzeichen liegen auf dem
Sarge, werden dann bis zum nächsten Sonntag auf dem Altar ausge-
breitet, hiernächst aber an der Kirchenwand befestigt.

Diese löbliche Sitte kommt leider mehr und mehr ab, weil die
Geistlichkeit dagegen ist. Man meint die Wände würden zu sehr ver-

*) Ein musizierender Mann in Narrentracht mit dem Dudelsack befindet sich unter
den 4 Musikanten auf der Darstellung Otto IV. mit Heilwig von Holstein in der im
14. Jahrhundert geschriebenen fälschlich so genannten Manesseschen Liedersammlung.

deckt, auch werde die Aufmerksamkeit der Kirchenbesucher durch die Bänder zerstreut. —

Das Imchen-Eiland erwies sich als ein fester diluvialer Landkern, an den sich neuerliche Anschwemmungen mit ungeheuren Mengen der eingewanderten Muschel *Tichogonia Chemnitzii* angelagert haben. Einige Erl- und Weidenbäume. Bei Hochwasser und Eisgang geht die Havel über das Eiland. Die Maulwürfe, welche sich auf der Insel bemerkbar machen, kommen über die Havel von Cladow geschwommen und entfernen sich vor dem Winter wieder zum festen Lande. Einige vorgeschichtliche, wahrscheinlich wendische Gefässreste wurden gefunden, desgl. im Feuer gewesene geplatze Geschiebesteine.

Kälber-Werder. Im Anschluss hieran wurde der Kälber-Werder besucht, der zwar höher als das Imchen ist, aber ebenfalls von Ueberflutungen und dem Eisschub zu leiden hat. Hier sind keine Maulwürfe, weil die Wasserscheide zum nächsten Festlande augenscheinlich zu breit ist.

Ansiedelungsspuren vorgeschichtlicher Art, wie auf dem Imchen, wurden auch hier gefunden. Wendische und germanische Scherben, geschlagene Feuersteine, Handsteine u. dgl. Ein Sohn des Geh. Rat, Professor Dr. Virchow fand hier eine schön gedängelte dreieckige Pfeilspitze aus Flint, die in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vorgelegt worden ist.

E. Friedel.

Dorf Hönow und die grosse Schildkröte.

Von Ernst Friedel.

Es war schon seit vielen Jahren mein lebhafter Wunsch gewesen, die berühmte grosse Schildkröte in der Dorfkirche von Hönow, Kreis Nieder-Barnim, zu sehen, von welcher Adalbert Kuhn: Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 213, folgendes erzählt:

„In der Kirche zu Hönow befindet sich auch eine Schildkröten-
schale, die so gross ist, dass gerade ein Viert Hafer hineingeht. Sie soll, wie erzählt wird, zum ewigen Andenken, dass einst so grosse Schildkröten in dem See waren, aufgehängt sein. Der Prediger des Orts wollte nämlich vor langen Jahren einmal des Sonntags eben nach der Kirche gehen, als er dicht bei derselben eine Schildkröte erblickt, die ebenfalls eben zur Thür hineingehen will, da ergriff er schnell einen Knüppel, der ihm grade zur Hand war, und erschlug das Ungeheuer im selben Augenblick. Seitdem hängt sie nun in der Kirche über dem Chor. Ob's daher kommt, oder eine andere Ursache habe, dass man

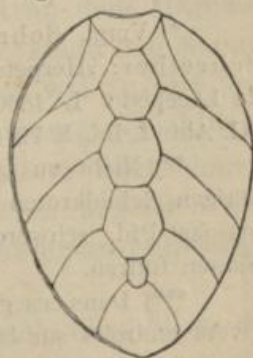
oft des Nachts Licht in der Kirche brennen sieht, weiss man nicht, aber dass es schon oft genug stattgefunden, ist bestimmt.“

Seit diesem Jahr 1843 scheint sich niemand wissenschaftlich um die Schildkröte bekümmert zu haben. Berliner kommen, wie uns die Leute erzählten, nicht oft nach Hönow; es wohnen sogar trotz der Nähe der Reichshauptstadt keine Berliner dort im Sommer. Das liegt lediglich an der schlechten Verbindung, da noch immer keine Chaussee von der Haltestelle Kaulsdorf der Ostbahn nach Hönow führt und der Weg von der Bahn, wie wir, die Mitglieder E. Schenk, H. Maurer und meine Wenigkeit, am 15. August 1892 erfuhren, bei starker Hitze, staubig und sandig, eine beschwerliche gute Stunde Gehens in Anspruch nimmt.

Die Kirche ist in Ahrensfelde eingepfarrt (zur Zeit Pfarrer Uhlmann). Der in Hönow wohnhafte Küster, Herr Lütke, liess uns das aus behauenen Feldsteinen erbaute Kirchlein öffnen. Dasselbe ist nach R. Bergau, Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin, 1885, S. 416, aus dem 14. Jahrhundert. Quadratischer Chor mit Apsis, Langhaus und Westturm, letzterer nach märkischer Art von der Breite des Langhauses, oben wahrscheinlich nach einem Brande in roten Ziegeln erneuert, wie die oberen Teile der Kirche ebenfalls. Der Chor ist mit achteiligen Kreuzbogen und die halbrunde Apsis ebenfalls überwölbt, das einschiffige Langhaus mit zwei Kreuzgewölben überdeckt. Die Fenster sind modern erweitert und mit Ziegeln eingefasst. An der Südseite ein rundbogiges Portal aus Feldsteinquadern mit abgetreppten Laibungen. An älteren Sachen in der Kirche zwei messingene Altarleuchter, im Turm eine Glocke von 1473.

Auf der Orgelbühne, vom Altar aus gesehen links, hängt an einem S-förmigen Eisenhaken die Rückenschale einer grossen Meeresschildkröte. Die Schale ist von der Halskrümmung bis zum entgegengesetzten Ende gemessen 93 cm lang und bis zu dreiviertel der Länge breit. Die Schale ist von Neugierigen vielfach beschädigt worden, namentlich die bräunlichgelbe dunkel marmorierete Epidermis an vielen Stellen abgelöst. Von der Tafelung gibt die beifolgende Skizze eine Vorstellung.

Die Schale ist ei-herzförmig, in der Mitte fast platt, nach den Seiten aber ziemlich abfallend. Der Aussenrand ganz, über dem Hals und an den Oberarmen seicht nach innen eingebogen. Von den 5 Rückenplatten ist die erste (am Halse) quer gewölbt, nach vorn geneigt, etwas breiter als lang; die folgenden 3 Rückenplatten sind etwas länger als breit, zwischen der 4. und 5. Platte ist bei dem vorliegenden Stück eine kleine fast 8förmige Platte (individuell) eingeschoben.



Nach dem ganzen Habitus gehört die Hönower Schildkröte in die

Gruppe der Chelonien, speciell der *Chelone viridis* Schneider*), über deren Artumgrenzung bis jetzt keine Einigkeit herrscht, indem einige Forscher *Ch. mydas* (*midas*), *virgata*, *maculosa*, *marmorata*, *formosa*, *tenuis*, *macropus* unterscheiden, andere diese Artnamen mit *Ch. viridis* zusammenwerfen. Dies Tier kommt vorzüglich im tropischen atlantischen Ozean vor, geht aber einzeln bis England hinauf, kommt aber auch im Mittelmeer vor. Die Tortugasinseln in Mittelamerika heissen nach den gewaltigen Tieren, die bis zwei Meter lang und fünf Centner schwer werden.**) Das Tier wird aber auch von Ceylon, Malakka und anderen Teilen des Indischen Oceans, ebenso aber aus der Südsee erwähnt; es ist also im gewissen Sinne circumpelagisch; überall lebt diese Schildkröte wie ihre Verwandte, die Karettschildkröte (*Chelone imbricata*, *squamata*, *rostrata*) von Pflanzenkost, Seegräsern, Algen u. dergl.

In Erinnerung des vergangenen Jahres 1892, wo wir die Feier der 400jährigen Entdeckung Amerikas begangen haben, ist es wohl am Platze, darauf zu verweisen, wie Don Christobal Colon auf seiner ersten Reise in dem Antillen-Meer so viele Seeschildkröten fand, dass er einer Inselgruppe nördlich von San Domingo darnach den Namen der Schildkröten-Eilande verlieh. Nicht selten erlabten auf seinen Caravelen sich die hungernden Mannschaften an dem gesunden Fleisch dieser Schildkröten, die Alfred Brehm wegen ihres kulinarischen Wertes kürzweg „Suppenschildkröten“ benamset hat. In der Sargasso-See, welche die Mannschaften des Kolumbus mit Schrecken erfüllte, weil sie glaubten, dass die Karavelen schliesslich in dem Meerespflanzendickicht stecken bleiben würden, ist die Seeschildkröte häufig.***)

Das gewaltige Tier hat von jeher die Schriftsteller beschäftigt. In Conrad Gesners, des Züricher Arztes *Historia Animalium Lib. II. de Quadrupedibus viviparis*. Zürich, 1554 heisst es S. 105: „*Testudo marina, a Plinio etiam mus marinus appellatur: et Albertus quoque murem marinum recte testudinem interpretatur. Asfulhasch, id est testudo*

*) Vergl. Schneider: »Allg. Naturg. der Schildkr.« 1783. S. 299, Taf. II. — Schreiber: »Herpetologia Europaea« 1875. S. 518. — Desmarest: »Histoire naturelle de Lacépède. I. 1860. S. 124. — »Brehms Tierleben.« Grosse Ausg. 2. Aufl. 1878. III. Abt. I. Bd. S. 79 flg.

**) Nicht zu verwechseln mit den im Stillen Ozean belegenen, zu Ecuador gehörigen Schildkröten-Inseln Galapagos- oder Galapagos-Inseln, die nach riesenhaften, bis 600 Pfd. schweren Land-Schildkröten (*Testudo elephantopus*, *T. nigra*) ihren Namen führen.

***) Dans ces grandes herbes, qui se nomment Sargasses, et qui paraissent en divers endroits sur la surface de la mer, mais dont le grand nombre est au fond de l'eau et sur les côtes, on trouve entre plusieurs autres espèces d'animaux marins, une prodigieuse quantité de tortues. Descr. de l'île Espagnole; Hist. gén. des Voyages, part. III, liv. 5.

marina, Sylvaticus. Lusitani tartarugam vocant. Caeterae gentes nuncupare possunt generali testudinis nomine, adiecta tantum differentia marinae, ut Germani „ein Meerschiltkrott“. Tortuca maris est id quod vulgus militem vocat, nigerrima, Albertus. Barchora (vide ne corruptum sit nomen ab ostracodermo) animal est durae testae, sub quo tortuca maris, cum aliis quibusdam speciebus continetur, Idem. Et mox, hoc animal piscatores Germanicae et Flandriae militem vocant, eo quod gerit scutum et galeam.“

Die Abbildung, die Gesner hierzu giebt, ist aber ganz verkehrt; nach der Täfelung auf derselben könnte man das Bild eher auf eine riesige Landschildkröte beziehen. Ausserdem zeigt der Rachen Zähne wie bei einem Saurier.

In dem „Liber III, qui est de Piscium et Aquatiliū animantium natura“, Zürich 1558, entschuldigt dies Gesner damit, dass er die Abbildung aus Rondeletius entnommen habe, die Schildkröten hätten keine Zähne. Dies hindert ihn aber nicht, S. 1140 die phantastische Abbildung noch einmal zu geben. Nach Strabo erzählt er, dass die Chelonophagen in Carmanien mit den Schalen der Meerschiltkröten ihre Hütten deckten oder sich der Schalen als Fahrzeuge im Wasser bedienten. „Itaque ex uno animali navis, domicilium, vas et alimentum eis suppetit.“

Lacépède (a. a. O. S. 126) bemerkt: „Die Landschildkröte hat zu allen Zeiten als das Symbol der Langsamkeit gegolten; die Meerschiltkröten sollten als das Emblem der Vorsicht betrachtet werden. Diese Eigenschaft, welche bei den Tieren die Frucht der sie umgebenden Gefahren ist, kann bei diesen Schildkröten nicht erstaunen, die man umso mehr aufsucht, als es wenig gefährlich ist, sie zu jagen, und sehr vorteilhaft sie zu erbeuten. — Die Sanftmut und die Stärke im Widerstand ist das, was unsere Seeschildkröte auszeichnet, und diese Eigenschaften sind es vielleicht, auf welche die Griechen anspielten, als sie der Schönheit sie zur Begleiterin gaben, als Phidias sie wie ein Symbol zu den Füßen seiner Venus legte.“*)

So viel zur Geschichte der Artverwandten unserer Hönower Meeresschildkröte. Dass die Bewohner des Orts gleichwohl an dem Märchen festhalten, die Schildkröte habe in ihrem bescheidenen, kaum den Namen eines Sees verdienenden Wässerchen gehaust, konnten wir an Ort und Stelle feststellen. Bei der Art, wie noch immer der naturgeschichtliche Unterricht auf dem Lande erteilt wird, kann das nicht wundernehmen. Gegenvorstellungen helfen nichts, machen die Leute nur ärgerlich und misstrauisch und werden im besten Falle mit ungläubigem Schweigen hingenommen.

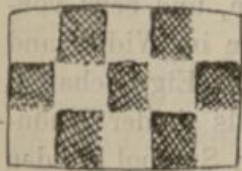
Fragt sich nur, wie die Schale einer Meeresschildkröte in die Kirche eines entlegenen märkischen Dorfes gekommen ist?

*) Pausanias in Eliacis.

Ueberlegt man, wie garnicht so selten ähnliche zoologische Seltenheiten in anderen nord- und süddeutschen Kirchen gefunden werden, z. B. der „Lindwurmknochen“ in der kleinen Kapelle, die vor dem Landsberger Thore zu Strausberg,*) die Walfischknochen in der Heiligen Blutskirche zu Wilsnack, das Walfischschulterblatt in Jerichow, das Walfischschulterblatt in der Kirche zu Werben (beide als Riesengebeine geltend,**) das Straussenei im Rathaus zu Spandau u. dgl., und erwägt man, dass vor der Anlegung öffentlicher Sammlungen die Kirchen und Rathäuser als Raritätenkabinets galten,***) so kann man sich vorstellen, dass irgend ein Hönower, der vielleicht zur See die grosse Schildkröte erbeutete oder deren eine Schale anderweitig erwarb, sie als Seltenheit mitbrachte und in seiner Heimatkirche aufhing. Nicht selten haben dgl. Stiftungen auch den Charakter von Dankgelübden und Votiven für Rettung aus Gefahren. Auch aus diesem Anlass kann ein in Seenot gewesener Hönower Schiffer oder Reisender das ansehnliche Seetier in seinem vaterländischen Gotteshause zum ewigem Gedächtnis und in dankbarer Gesinnung aufgehängt haben.†)

Mitunter — im allgemeinen aber selten — geben die Kirchenbücher über dergl. Widmungen Auskunft. Leider sind diese urkundlichen Zeugnisse in unserer Mark meist während der schweren Not des dreissigjährigen Krieges zu Grunde gegangen. So ist anscheinend auch über die Zeit, wann die Schildkröten-Schale in der Hönower Kirche aufgehängt worden, keine schriftliche Überlieferung mehr vorhanden.

An der südwestlichen Ecke des hausteinernen Kirchbaus ist in Mannshöhe ein dunkler, anscheinend dioritischer Stein eingelassen, auf



welchem nach dem beifolgenden Schema ein gedoppeltes griechisches Kreuz seicht vertieft und schraffirt eingemeisselt ist. Über die Bedeutung dieses umständlich und offenbar nicht willkürlich hergestellten Zeichens, welches im weiteren Sinne unter die Kirchenmarken zu rechnen sein dürfte, haben wir nichts in Erfahrung gebracht.

Die Kirche liegt nebst dem sie umgebenden Kirchhof hoch und für die Zeit ihres Entstehens wehrhaft und verteidigungsfähig über dem Haussee, der sich wurmartig zwischen Höhenzügen erstreckt, welche aus oberm diluvial Sandmergel bestehen, der ungeschichtet ist und als Grundmoräne der Vergletscherung, der Einschnitt des Sees und der

*) Kuhn a. a. O. S. 189.

**) Kuhn a. a. O. S. 54.

***) Das gilt u. A. vom Artushof in Danzig und von den Rathäusern zu Lübeck und Bremen in gewissem Sinne noch jetzt.

†) Ähnliche Stiftungen pflegten Soldaten, die grosser Kampfesgefahr entgangen, in Kirchen mit Waffenstücken, aus muhamedanischer Sklaverei befreite Personen mit ihren Sklavenketten etc. zu machen.

nördlichen anschliessenden ähnlich gewundenen Seen, als Böh-See und der Schmale See, als Auswaschungseinschnitte in der Hochplatte des Barnim anzusehen sind, die ihre Entwässerung nach der Wuhle und mittels dieser zum Spreethal suchen. Diese Seen stehen auf dem Austerbeetat, indem sie der Verkräutung (vorzüglich durch *Stratiotes aloides*, die Wasseraloe), der Verschilfung und Vertorfung mehr und mehr unterliegen. In der Nähe des Kiefern-Hölzchens, welches unter dem Namen der Herrendikte nördlich des Böhsees angrenzt, sind die auf der Generalstabskarte von 1870/71 noch als Wasser blau getuschten Flächen bereits fast gänzlich landfest und im heissen Hochsommer bei einiger Vorsicht zu Fuss passierbar.

Bei von Ledebur „Die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam“ wird s. v. Hoenow eine sogenannte Schwedenschanze bei dem Dorf Hönow im Lokalitäts-Bericht von 1843 erwähnt. Von der Bezeichnung Schwedenschanze ist bei den Ortskundigen nichts bekannt; das Beiwort „sogenannte“ deutet auch wohl nur an, dass der Berichterstatter eine Wallanlage von der Art meint, die man bei uns hie und da Schwedenschanzen nennt, obwohl sie mit den Schweden so wenig zu thun haben, wie die Türkenschanzen in Ungarn und Siebenbürgen etwas mit den Türken. Die Schwedenschanzen der Provinz Brandenburg entpuppen sich vielmehr in der ganz überwiegenden Zahl der Fälle als wendische Burgwälle, in vereinzelt Fällen — nach Ausweis der Gefässreste — auf germanischer Grundlage. Nach eingezogenen Erkundigungen scheint hier die als „Blocksberg“ bezeichnete Örtlichkeit gemeint gewesen zu sein.

Kuhn sagt hierüber a. a. O. S. 213 Folgendes:

„Etwa zwei Meilen von Berlin kommt man auf der Strasse nach Alt-Landsberg an das Dorf Hönow, das sich an einem kleinen See erstreckt, dessen Ufer von der Dorfseite aus zwar nicht sehr hoch, aber doch ziemlich steil sind. Dicht bei der Kirche, die nur wenige Schritte vom See entfernt liegt, befindet sich ein kleiner, steil abschüssiger Hügel, der fast kreisrund ist, hart am See. Er hat, wie man das deutlich sehen kann, offenbar mit der angrenzenden Anhöhe, auf welcher die Kirche liegt, zusammengehungen, ist aber jetzt durch einen tiefen Graben von ihr getrennt und auch ein ganz Teil höher als dieselbe. Dieser Hügel führt den Namen des Blocksberges, den er davon tragen soll, dass sich zu verschiedenen Zeiten allerhand Spuk dort blicken lassen, von dem man jedoch jetzt nichts mehr weiss.“

Leider ist die sehr merkwürdige Stelle durch Abtragen des Hügels bis unter die Wasserlinie und dadurch, dass auffallender Weise das Seebecken zwischen der Kirche und dem gutsherrlichen, jetzt dem Herrn Dotti gehörigen Park an Tiefe im Gegensatz zu dem nördlichen Seenzuge zugenommen hat, gänzlich verschwunden, von dem Kundigen aber

mit der Ruderstange als Untiefe im Wasser des Haussees noch jetzt deutlich nachweisbar.

Da nun die wendischen Burgwälle im Wasser oder Sumpf aufgeschüttet oder auf Pfahlrosten errichtet zu sein pflegen, auch — besonders die kleinen Anlagen — versteckt zu sein pflegen, während die Hügelkuppe des Blocksberges gerade umgekehrt über dem umliegenden Terrain erhaben war und dasselbe beherrschte, so dürfte einer der seltenen Fälle einer vorwendischen, germanischen Anlage, Opferstätte oder Vertheidigungspunkt, vorliegen, vergleichbar etwa dem sogen. Sattel auf dem Hengst, einer vorwendischen, durch einen Graben und Wallaufwurf von dem übrigen Lande getrennten Anlage, in der Stubnitz bei Sassnitz auf Rügen. Eine andere von mir untersuchte germanische Wallanlage, Hochburg, auf festem Boden ist der Schanzenberg bei Knoblauch im osthavelländischen Kreise. Nach germanischer — in unserer Gegend wird man sagen dürfen, nach semnonischer — Art sind diese festen Punkte auf dem gewachsenen Boden ausgewählt und dadurch vertheidigt, dass man sie durch einen Graben abgeschnitten und die Grabenerde zur Aufhöhung benutzt hat. Auch der altertümliche deutsche Name Blocksberg, der meines Wissens niemals wendischen Sumpfburgen, sondern nur wirklichen natürlichen Erhöhungen gegeben wird, spricht für ein Ueberbleibsel aus vorwendischer Zeit. Endlich fehlen hier die zahllosen Gefässreste, Fisch- und Säugetierreste, welche die ständigen Begleiter wendischer Burgwälle zu sein pflegen. Mindestens haben wir von dergleichen Spuren, die doch sonst unschwer festzustellen sind, nichts zu ermitteln vermocht.

Von Hönow und den Hönowern ist aber auch sonst noch allerhand seltsamer Spuk bekannt.

Als die Kaiserlichen unter Oberst Winss im November 1633 Berlin brandschatzen wollten, verhandelten Magistrats-Mitglieder mit dem ungestümen Gegner. In einem zeitgenössischen Bericht heisst es: „Nach beendigter Betstunde tractireten einige von den Rathsdeputirten mit den Kaiserlichen zu Hönow und waren bemühet, sie mit einer bewilligten Brandschatzung abzuweisen. Welche aber in der That ihr Gebet erhört gefunden, indem der Feind sich mit grosser Flucht davon gemacht und Gott sie dergestalt mit Blindheit geschlagen, dass sie die Bäume für eine Menge schwedischer Reiter angesehen und sich vor ihnen fürchtend, Alles verlassen und davon gegangen, welches Alles einzig und allein zur Ehre Gottes und dieser Wunderthat, welche sich bei diesem Gebet damals zugetragen, angeführet.“

In der That war der sächsische Feldmarschall v. Arnim mit einem Heere in der Nachbarschaft eingetroffen.

In der Möllerschen Chronik findet sich folgende von einem Bewohner des Dorfes erlebte Hexengeschichte:

„In diesem Jahre [1670] fuhr ein Bauer von Hönau [Hönow] in

der Mark Brandenburg mit etlichen Scheffeln Gerste des Mittags um 11 Uhr aus Berlin. Vor der Stadt aber blieben seine Pferde auf der Brücken stehen und konnte Er Sie weder mit Worten noch Streichen von der Stelle bringen. Indess ersiehet der Bauer auf seinem Wagen ein grosses altes und hässliches Weib, mit feurigen Augen, das redete Ihn an und sprach: „Wass siehst Du Dich lange umb? Fahre fort, denn ich bin müde und habe Dir lange nachgeeylet.“

Der Bauer antwortete ganz erschrocken: „Soll ich Dich noch mitführen, da Du doch siehest, dass die Pferde so nicht fort wollen.“

Das Weib sagte: „Gib mir die Peitsche und setze Dich auf den Wagen, ich will sie schon fort bringen.“ Der Bauer fasste endlich ein Hertz und sagte: „Ich bin durch Gottes Gnaden diesen Weg manchmahl gefahren und will ihn auch dieses mahl ohne Deine Hülffe vollenden“, und hierauf fing Er an zu singen: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Das Weib hub dagegen an, Gott und seinen Sohn zu lästern und wolte auch den Bauer dazu bereden, rückte Ihm bey seiner Frömmigkeit seine Armuth vor, Er solte Ihr folgen, Sie wolte Ihn Geld genug geben, wies Ihn auch dessen einen gantzen Scheffel voll. Wie das Weib aber die Schürtze aufhub, wurde der Bauer der hässlichen Gestalt recht gewahr, darüber erschrack Er noch mehr und sagte: „Willtu fahren, so fahre mit in Jesus Nahmen!“ Damit verschwand das Weib und der Bauer fuhr nach Hause.“ —

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass das Bauerndorf Hönow mit seiner langgestreckten, ungemein breiten, baumbeschatteten Hauptstrasse in seiner jetzigen Gestaltung durchaus den Eindruck einer deutschen Ansiedelung macht.

So viel von Hönow und der grossen Schildkröte.

Kleine Mitteilungen.

Wassernuss (*Trapa natans*). Herr Geh. Berg-Rat Dunker legte in der Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins von Sachsen und Thüringen vom 20. October 1892 eine Wassernuss von einer Insel bei Cassel vor. Hierzu bemerkt Herr Dr. Smalian, dass dieselbe in Oberschlesien noch recht häufig sei, so dass ihre Früchte in Breslau massenhaft auf den Markt kommen, um geröstet und gegessen zu werden. In der schwazen Elster bei Liebenwerda ist die *Trapa natans* noch heute zahlreich. Ueber das fossile Vorkommen der Wassernuss bemerkt Herr Prof. von Fritsch, dass dieselbe bisher nur in den miocänen Braunkohlen gefunden sei, nicht aber in den älteren Braunkohlenflötzen; die miocänen Nüsse zeigen alle nur zwei Dornen.

Zeit und Mass.

Vom 1. April 1893 ab traten in unserer Heimat zwei für alle Zeiten so einschneidende Aenderungen amtlich ins Leben, dass wir derselben hier Erwähnung thun müssen.

Die mitteleuropäische Zeit ist mit jenem Zeitpunkt eingeführt, d. h. die mittlere Sonnenzeit des fünfzehnten Längengrades östlich von Greenwich. Man hat diesen Meridian, der ungefähr eine Zeitstunde östlich von dieser Sternwarte liegt, aus dem Grunde als den Ausgang für die deutsche Einheitszeitbestimmung gewählt, weil er Deutschland nahezu in der geographischen Mitte schneidet. Er zieht sechs Zeitminuten östlich von Berlin, annähernd über Stargard und das brandenburgische Städtchen Sorau, Görlitz. Von dieser Ausgangs-Mittagslinie ist die äusserste Ostgrenze des Reiches um 31, die äusserste Westgrenze um 36 Minuten entfernt.

Das hunderttheilige Thermometer, auch Celsius-Thermometer genannt, tritt an Stelle des achtzigtheiligen Réaumur-Thermometers vom 1. April d. J. ab für Berlin amtlich in Kraft. Auch für die übrigen Teile unsers engern Forschungsgebiets ist durch Verfügung des Ministeriums des Innern angeordnet, dass bei Neubeschaffung von Wärmemessern im öffentlichen Dienst nur noch Centigrad-Instrumente anzuschaffen seien. Diese Aenderung wird sich viel schwerer als die Zeitverschiebung einbürgern, da es sehr lange Zeit erfordern dürfte, ehe sich das Volksgefühl, welches mit dem achtzigtheiligen Thermometer so vertraut ist, mit der neuen Einteilung abfinden kann. Erst die allerjüngste Generation wird sich vollständig und unbewusst in die neue Wärmemass-Einteilung einleben.

Der letzte Ferge von Berlin. Wie der Telegraph die reitenden Boten, der Dampfswagen die Postkutschen, so verdrängt die Brücke die Fähren. Im Grunde ist eine Fähre nichts als eine schwimmende Brücke, sobald jedoch in der Nähe der schwimmenden eine feste Brücke entsteht, dann ist's mit der Fährmannsherrlichkeit vorbei. Das hat sich bei der am 14. November 1892 eröffneten Brücke im Zuge der Paulstrasse wieder bestätigt. Während die Bauleitenden oben eine Entstehungsgeschichte der Brücke vortrugen, setzte unten das Fährboot, welches bis dahin Moabit mit Bellevue verband, zum letzten Male über die Spree, gleichzeitig als das letzte Fährboot, welches innerhalb der Reichshauptstadt in Thätigkeit geblieben ist. Ein Teil der bei der Bauabnahme Beteiligten, die Stadträthe Voigt und Friedel, die Stadtverordneten Gericke und Rast, sowie mehrere Baumeister bestiegen hierauf das Boot, fuhren durch die neue Brücke hindurch, um deren Verhältnisse von der Stromseite aus in Augenschein zu nehmen, dann wurde an der Wassertreppe des Schlosses Bellevue angelegt und das Fährboot, mit welchem wieder ein Stück Volkspoesie zu Grabe geht, ausser Dienst gestellt. Als gewissenhafte Chronisten wollen wir noch verzeichnen, dass der letzte Fährmann von Berlin Hagemeister heisst, seines Zeichens Schiffer war, jetzt aber dem undankbaren Berlin, welches sein Fährmannsgewerbe zum alten Eisen geworfen, den Rücken zugekehrt und ein Schankgeschäft in unserer Nachbarprovinz Pommern begründet hat.

„B. T.-Bl.“ 16. Nov. 1892.

Orientalischer Münzfund. Von den spielenden Kindern eines Töpfers in Görne bei Brandenburg a. H. wurden im Sommer 1892 im Sande fünf „Goldflittern“ ausgegraben, 4 etwa von der Grösse eines Zehnpfennigstücks, der 5. von der Grösse eines Markstücks. Diese Hohlpfennige (Brakteaten) aus Gold sind leider von den Kindern als wertlose gelbe Blechstückchen bis auf eins, jetzt im Märkischen Museum (Münz-Katalog B. IX. 3508) verworfen worden. Herr Dr. Nützel, Kustos im K. Münzkabinet zu Berlin, bemerkt hierzu: „Brakteatenartige Prägung einer persischen oder indischen Münze. Sogenannte Talik-Schrift: la ihaha illa -llah = Kein Gott ausser Allah (1. Teil des muhamedanischen Glaubensbekenntnisses). Die darunter stehenden Worte, die Aufschluss über Ort und Zeit der Münze geben würden, sind leider nicht mehr zu erkennen. Wahrscheinlich 18. Jahrhundert. Solche brakteatenartige Prägung kommt sonst in Persien und Indien nicht vor. Ob deshalb diese Prägung wohl als Münze gedient hat?“

Mitgeteilt vom Märk. Museum.

Zur Glockenkunde der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

Im Glockenstuhl der Kirche zu Mühlenbeck, Kreis Niederbarnim, befinden sich 3 Glocken, welche nicht in der Glocken-Kunde der Mark Brandenburg beschrieben worden sind.

I. Eine grosse Glocke mit folgender Inschrift:

1. Herr Zacharia Friedrich von Götze Hauptmann,
Herr Christian Mathesius Amptschreiber.
2. Johann George Sydow Pfarherr,
3. Martin Günther & Michel Mankopf Vorsteher
Jürgen Lehmann Schultze
Goss Mich Hans Heintze in Berlin anno 1677.
4. Wenn Müllenbeck durch mein Geläute
Ich hier den Feyer Tag andeute
So Samle dich bald an den Ort
Da Christus schallen lest Sein Wort.

Die ganzen Inschriften in grosser lateinischer Schrift (jeder Buchstabe gross).

Es ist eine der wenigen Glocken, welche von Hans Heintze herrühren; bedeutend mehr sind vom Vater Christian und vom Bruder Martin angefertigt.

II. Mittlere Glocke.

×	vorn	}	Zeichen am Rande der Glocke,
+	links		
▽	hinten		
▷			
+	rechts		

und eine längere unleserliche Inschrift.

III. Kleine Glocke; hat nur oben 8 Wappen verschiedener Form. Einige Ritter à la St. Georg, einige weibliche Figuren.

Mitgeteilt durch Herrn Grunow.

Die „Zwölften“ in Berlin. In dem Hause Dorotheen-Strasse 62, wo meine Mutter, Frau Dr. Luise Friedel, an 20 Jahre wohnte und daselbst 1882 verstarb, war die Vorstellung von den „Zwölften“ auf den Vorder- wie Hintertreppen bei den Herrschaften wie bei den Dienstboten, natürlich auch bei den „Kellerleuten“, sehr verbreitet. Die „Zwölften“ sind die zwölf Nächte von Weihnachten bis Dreikönigstag; in ihnen ziehen die alten Götter der Deutschen herum, Segen bereits für's kommende Jahr spendend, aber auch nach dem Rechten sehend. Man soll dann von der Arbeit lassen, besonders nicht waschen oder Wäsche zum Trocknen auflegen; das weiss jedes richtige Berliner Kind. „Wer den Zaun bekleidet, muss den Kirchhof bekleiden“, d. h. wer Wäsche aufhängt, muss sterben.*) Die Spötter setzen hinzu; fragt sich nur — wann?

Meine Mutter, Verehrerin Schleiermacher's und in der rationalistischen Zeit aufgewachsen, Feindin jeden Aberglaubens, trotzte nicht allein dem Zwölften-Glauben geflissentlich, sondern fand es auch gerade sehr angenehm, allemal während der „hilligen“ Zeit zu waschen und zu trocknen, weil ihr während derselben keine andere Familie in die Quere kam. Wie oft habe ich hören müssen, ich möchte das doch meiner Mutter ausreden, sie käme davon ins Unglück, oder sie brächte Anderen im Hause das Unglück. Als sie einmal um Neujahr herum krank war, hiess es: das ist die Strafe für die Gottlosigkeit und als sogar einmal in der kritischen Zeit im Hause ein sehr alter Mann starb, dessen Lebensuhr von Gottes und Rechts wegen abgelaufen war, da war ein allgemeines Murren im Hause: Das kommt blos davon, weil Doktors immer in den Zwölften waschen.

In vielen Tausenden von Berliner Familien ist noch heut die Zwölften-Scheu lebendig.
E. Friedel.

Preussische Zigeuner-Soldaten. In den Mitt. des Vereins für die Geschichte Berlins hatte ich auf eine zufällig von mir in Walter Scott's Quentin Durward (Tauchnitz edition, 1845 p. 505) gefundene Nachricht aufmerksam gemacht, worin der berühmte schottische Romanschreiber mitteilt, wie er 1815 einen Zigeuner als preussischen Soldaten unter den Besatzungstruppen von Paris getroffen und wie dieser sich nicht sehr schmeichelhaft über den preussischen Militärdienst geäußert. Herr Direktor Dr. Wilhelm Schwartz schreibt mir dazu: „Eine kleine Notiz zu den Zigeunern in Preussen. In Neu-Ruppin fiel mir beim Umbau des Gymnasiums ein Maurer auf, der das Aussehen eines Zigeuners hatte. Es war auch, wie sich bei einer Recherche ergab, ein solcher und zwar der letzte von einem paar Zigeunerfamilien, die Friedrich der Grosse im siebenjährigen Kriege als Spione benutzt hatte. Ich habe die Sache erzählt in der Zeitschr. f. Preuss. Geschichte, 1866. S. 147 cf. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Colonisationen. Leipzig, 1874, S. 405.“
E. Friedel.

*) Vgl. sonstigen bezüglichen Volksglauben in den Märkischen Sagen und Märchen etc. bei Adalbert Kuhn, Berlin, 1843, S. 371 u. 372; sonderbarer Weise bespricht er den Aberglauben der „Zwölften“, der in der Mark eine so wichtige Rolle spielt, nur ganz flüchtig, ja erwähnt nicht einmal den üblichsten Volksausdruck „die Zwölften“, sondern sagt dafür „die Zwölfen“.

Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Diese Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie, mit Unterstützung des K. Pr. Min. der geistl. pp. Angel. von der Berl. Ges. für Anthropologie seit 1890 herausgegeben, enthalten folgendes für uns Wichtige.

I. 1890. Weigel: Funde von Hirschgarten bei Cöpenick, Kreis Niederbarnim S. 4. — S. 6. Ausgrabungen bei Klein-Leppin, Kreis West-Priegnitz. — S. 17. Ausgrabungen bei Stolzenhagen, Kr. N.-Barnim. — S. 20. Urnengräberfeld und Burgwall bei Lossow, Kr. Lebus. — S. 21. Die Gräberfelder von Guschter Holländer und Guscht, Kr. Friedeberg. — S. 39. Der Grabfund von Bietkow, Kr. Prenzlau (Bronzeimer, Kasserole, Glasschaale). — S. 48. Jentsch: Wohnungsreste aus der Zeit der Niederlausitzer Gräberfelder im Gubener Stadtgebiete und S. 51. Rundwall bei Grossbeeren, Kr. Guben. — S. 61. Weigel: Das Gräberfeld von Wandlitz, Kr. N.-Barnim.

II. 1891. R. Buchholz: Der berühmt gewordene Brakteat von Rosenthal, Kreis Nieder-Barnim mit Sigurd als Fafnir-Töter. — Feuerstein-Beil vom Mühlendamm in Berlin. — Bronzefibula von Rudow, Kr. N.-Barnim. — 4. German. Gräberfunde bei Rusdorf, Kreis Krossen (Käse- und Eier-Steine). — Funde aus german. Gräbern bei Mühlenbeck, Kr. N.-Barnim (Kinderklapper), Alles im Märk. Museum. — S. 2. Weigel: Ringwall von Walsleben, Kr. Ruppin. — Ders. S. 46. Neolithische Fundstelle von Mildenberg, Kr. Templin.

III. 1892. Weigel: S. 32. Steingeräte von Glindow, Kr. Zauche-Belzig. Steingerät-Lagerfund. Ausser diesem Funde besitzt das K. Museum noch 2 Lagerfunde der Steinzeit aus der Provinz Brandenburg, von Bagemühl, Kreis Prenzlau und vom Mühlenholz bei Havelberg, Kr. W.-Priegnitz. — Weigel, S. 46, Die Gräberfelder von Trebichow und Skyren, Kreis Krossen, z. Teil Bronzezeit, dabei 1 Bronzefeilspitze mit 2 dgl. aus Flint.

Ernst Friedel.

Im Charlottenburger Schloss befindet sich ein kleines unscheinbares Bild; wohl wenige Besucher werden demselben ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, und doch stellt dasselbe einen bedeutenden Moment in der Preussischen Geschichte unseres Herrscherhauses dar. Das Bild stellt eine Bauernfamilie, Mann und Frau, aus der „Börde“ vor, in der charakteristischen Kleidung jener Gegend: der Mann in ledernen Kniehosen, mit breiten Knöpfen und rothem Futter geziertem Rocke, die Frau mit dem runden, kurzen Faltenrocke und dem dreispitzigen Hute, von welchem breite Sammetbänder herabhängen. Es sind Landleute aus dem Dorfe Altenweddingen bei Magdeburg, welche den König Friedr. Wilh. III. nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, als er auf der Flucht nach Magdeburg war, bei sich aufnahmen und ihn eine Nacht beherbergten. Nach der Befreiung des Vaterlandes liess der König die Familie nach Berlin kommen und dieselbe in ihrer kleidsamen Tracht malen. Kaiser Friedrich III. hat als junger Offizier bei Gelegenheit eines in der Magdeburger Gegend stattfindenden Manövers Nachforschungen nach der betr. Familie anstellen lassen, und zu seiner Freude waren auch noch zahlreiche Nachkommen derselben vorhanden.

„Aus der Heimath. Sonntagsblatt des Nordhäuser Courier“ vom 4. Dec. 1892.

Alter Prahm-Fund. In Tschichertzig a. Oder ist kürzlich in der Ziegelei des Kaufmanns G. Kadach beim Lehmgraben ein eichener Prahm freigelegt worden, der 45 Fuss lang und 12 Fuss breit ist. Dieses sehr alte Fahrzeug lag unter einer Sandschicht von 2 m. und einer Thonschicht von ebenfalls 2 m. Tiefe, war also 4 m. bedeckt. Ein über 300 Jahre alter Eichenwald ist vor langen Jahren in der dortigen Oderniederung entfernt und der Boden in Acker umgewandelt worden. Das Fahrzeug in Rede ist sehr gut erhalten und stark gebaut — macht einen modernen Eindruck, muss aber, nach der Fundstelle zu urteilen, Jahrhunderte dort eingebettet liegen. (Mitteilung des Amtsvorstehers Grandke zu Oblath, Kreis Züllichau, vom 28. Okt. 1892 an das Märk. Museum.)

Persönliche Nachrichten.

Herr Geheimer Regierungs- und Landes-Baurat Bluth, unser Ausschuss-Mitglied, ist zum Konservator der kunst- und baugeschichtlichen Denkmäler der Provinz Brandenburg ernannt worden. So ist denn endlich auch der Schutz, die Aufsicht und Pflege der geschichtlichen Monumente unserer engern Heimath bestens organisiert und bewährten Händen anvertraut worden.

Wilhelm von Lübke, der bekannte kürzlich in Karlsruhe verstorbene Kunstgeschichts-Forscher, sei hier erwähnt, da er seine Laufbahn in Berlin begonnen. Er war Schulamtskandidat am Friedrich-Werderschen Gymnasium. Als bei einem Umbau der Marienkirche 1863/64 das Wandgemälde des Todtentanzes aufgedeckt ward, war Wilhelm Lübke einer der ersten, der diese merkwürdigen Malereien ausführlich beschrieb. In seinen hierselbst im Verlage von F. Fontane & Co. erschienenen „Lebenserinnerungen“ entwirft er eine fesselnde Schilderung des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens unserer Hauptstadt in den fünfziger Jahren. Nachdem Lübke eine Berlinerin, die verwitwete Sanitätsrat Dr. Bennowitz, geb. Eichler, eine Schwester des bekannten, in die achtundvierziger Wirren Berlins vielfach verwickelten Ludwig Eichler, geheirathet, verliess er Berlin für immer. In seinen baugeschichtlichen Werken erwähnt er Berlin und die Provinz Brandenburg häufig. Der persönliche Adel ist Lübke vermöge seiner hohen Beamtenstellung verliehen worden. Er bekannte sich zur katholischen Konfession, war dabei aber religiös der Aufklärung zugethan. Am 17. Januar 1826 zu Dortmund geboren, hat er ein Alter von 67 Jahren erreicht. Sein grösstes Verdienst besteht darin, dass er die Kunstgeschichte in Deutschland volkstümlich gemacht und in allen Schichten eingebürgert hat. F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

„Im grössten Dorf“.

Bericht über die 5. (3. ausserordentliche) Versammlung des 2. Vereinsjahres,

Mittwoch, den 23. August 1893, nachmittags

in Rixdorf.

1. An Stelle des auf Urlaub befindlichen 1. Vorsitzenden, Oberbürgermeisters Zelle, eröffnete der 2. Vorsitzende, Stadtrath Friedel, in Barta's Deutschem Wirtshaus, Bergstrasse 120, vor einer zahlreichen Versammlung die Sitzung, indem er nach einigen geschäftlichen Mitteilungen dem Dr. Giese zu seinem Vortrag:

„Das alte und das neue Rixdorf“

das Wort erteilte.

Der auf gründlichen Vorarbeiten beruhende Vortrag gewann den vollen Beifall der Hörer. Wir werden denselben besonders zum Abdruck bringen.

Am Schlusse des Vortrages erwähnte der 2. Vorsitzende, dass die Nachkommen der böhmisch-tschechischen Kolonisten ihre heimatliche Sprache verlernt hätten, so dass nur noch einige alte Frauen dieselbe verständen, dass aber in der Kirche noch einige alte Bibeln und Gebetbücher in böhmischer Sprache existierten. Herr Lehrer Palma, Dolmetscher der tschechischen Sprache in Berlin, sei, auf seine, des p. Friedel, Bitte, damit beschäftigt, die interessanteren tschechischen Grabinschriften auf den böhmisch-mährischen Friedhöfen in Berlin und Rixdorf zusammenzustellen und für das Märkische Museum bezw. die „Brandenburgia“ zu übersetzen.

Herr Rechtsanwalt Bürkner (Mitglied der Rixdorfer Gemeinde-Vertretung) zeigte dann einen Steuerhammer aus Holz vor, wie er in Böhmisches-Rixdorf beim Austragen der Steuerzettel und der Zustellung sonstiger Aufforderungen seitens des Gemeinde-Vorstandes üblich war. In Deutsch-Rixdorf bediente man sich zum gleichen Zweck einer hölzernen Klapper.

Hierauf begab sich die Gesellschaft nach den Körnerschen Sandgruben (Bergstrasse 39, 40 und 40a). Mitglied Fr. Körner empfing seine Gäste an der geschmückten Eingangsthür seines Grundstückes und geleitete sie durch den ausgedehnten Garten an Ort und Stelle. Im Angesicht des grossartigen Aufschlusses erteilte der 2. Vorsitzende

dem 2. Schriftwart, Dr. Zache, das Wort zu einer Erläuterung der wissenschaftlichen Bedeutung der Rixdorfer Sandgruben. Der Vortragende erklärte zunächst die Bildungsweise des Sandes, indem er dasjenige spezieller ausführte, was er hierüber in seiner Arbeit: „Geognostische Skizze des Berliner Untergrundes“ auseinandergesetzt hatte. Hierauf verbreitete er sich über die diluviale Fauna von Rixdorf im Anschluss an eine Collection von Fundstücken aus den hiesigen Sandgruben. Zum Teil gehörten die Stücke Herrn Preuss jun., welcher sie Herrn Körner in liberalster Weise zur Verfügung gestellt hatte. Das prächtigste Stück der Sammlung war der Schädel eines Riesenhirsches mit prachtvoll erhaltenem Oberkiefer und dem Ansatz des Geweihs. Aus dem Umfange dieses ging hervor, dass es an seinem äussersten Ende sehr gut 9 bis 12 m Spannweite gehabt haben konnte. Sodann waren einige Ueberreste vorweltlicher Elefanten vorhanden: ein Stosszahn von $1\frac{1}{2}$ m Länge und mehrere schöne Backenzähne. Und zwar gehörten sie den beiden Arten des Diluviums, dem *Elephas primigenius* und dem *Elephas antiquus*, an. Der *Elephas primigenius*, das Mammut, ist in unserer Gegend häufiger gewesen als der andere, es waren auch von ihm 4 Backzähne vorhanden, während von dem anderen nur einer vorlag. Die Backzähne des Mammut haben eine mandelförmige Oberfläche, während die des *Elephas antiquus* eine länglich rechteckige besitzen, die Schmelzfalten liegen bei *primigenius* dichter nebeneinander als bei *antiquus*, dagegen ist die Fältelung der Schmelzlagen bei *antiquus* ausgeprägter. Der Stosszahn gehörte wahrscheinlich dem *Elephas antiquus*, da er für *Elephas primigenius* zu gerade war, dessen Stosszähne nach oben und aussen gebogen sind. *Elephas primigenius* besass ein langes, dichtes Haarkleid, *E. antiquus* war nackthäutig. Von diesen beiden ausgestorbenen Elefanten steht *Elephas primigenius* dem heutigen indischen am nächsten. Einer der ausgestellten Zähne entstammte dem Oberkiefer, wie seine konkave Oberfläche bewies, während die übrigen mit glatter Oberfläche aus Unterkiefern waren. *E. primigenius* besitzt eine ungemaine Verbreitung. In Deutschland nimmt dieselbe nach Süden hin ab, er war ein circumpolares Tier und kleiner als *E. antiquus*; letzterer ist älter und deutet auf ein mehr gemässigtetes Klima. Von dem zweiten wichtigen Diluvialtier, dem Nashorn, hatte Herr Körner die Photographie eines Schädels ausgestellt, der vor einer Reihe von Jahren in der untersten Kiesschicht gefunden worden war, und für den ihm von Holland aus 3000 M. geboten worden waren. Herr Körner hatte es aber vorgezogen, ihm dem naturhistorischen Museum zu überweisen. Es war das *Rhinoceros tichorhinus*, das eine breite Nasenscheidewand besass, die auf der Photographie deutlich hervortrat und als Unterlage für das gewaltige Horn diente, auch die Backzähne waren ihres dichten Schmelzüberzuges wegen gut erhalten. Dieses Nashorn

kommt mit dem Mammut gemeinsam vor, war aber in Mitteleuropa zahlreicher als jenes. Es trug ebenfalls einen dichten Pelz. Der Redner führte sodann aus, wie es auf den ersten Blick wunderbar erscheine, dass diese erloschenen Elefanten- und Nashornarten in der Eisregion existierten, während alle jetzt lebenden Arten eine tropische oder subtropische Heimat haben, wie dies aber nicht als Anomalie zu betrachten sei, vielmehr nur als Beispiel für die Biogeochemie der Konstitution. Er zog hierfür Darwin als Gewährsmann an, welcher wiederum von den Ratten und Mäusen hervorgehoben hatte, wie sie sich überall akklimatisiert hätten, sowohl unter dem kalten Klima der Faröer im Norden und der Falklandsinseln im Süden, als auch auf manchen Inseln der heissen Zone. Auch auf die Flora jener Zeit lenkte der Redner noch kurz die Aufmerksamkeit der Zuhörer, indem er bemerkte, dass bei der zerstörenden Wirkung von Wasser und Eis wenig zu erwarten sei. Zwar hätten einige Forscher gewisse Torflager, welche zwischen Diluvialschichten gefunden wurden, für interglazial erklärt, aber es habe sich hierüber ein heftiger Streit entsponnen, der noch nicht entschieden sei. Soviel sei nur sicher, dass unsere Moore 125 Pflanzen beherbergen, von denen nicht weniger als 106 auch in Lappland, Island, an der Nordküste Sibiriens und auf den Alpen wachsen, so dass also 84,8% unserer einheimischen Moorpflanzen arktisch-alpinen Ursprungs seien. Wir dürfen sie daher wohl als die Reste jener Eisflora ansehen, welche zur Zeit der Vergletscherung an den eisfreien Stellen gedieh, und welche damals die Verbindung zwischen Norden und Süden herstellte. Auch dieser Vortrag erntete den vollen Beifall der Hörer.

Mittlerweile hatten einige Bedienstete des Herrn Körner einen Wandsturz vorbereitet; am Schlusse des Vortrages setzte sich die ganze 20 m hohe Kieswand langsam in Bewegung und rutschte unter dumpfem Brausen herab. Herr Grubenbesitzer Körner ersuchte nach Bergmanns- sitte den Stadtrat Friedel, für die „Brandenburgia“ drei Spatenstiche zu thun. Dies geschah, mögen sie dem wackeren Eigentümer der Kiesgruben, welcher die Naturwissenschaften durch Fundstücke aus seinem Gelände stets freigiebig unterstützt hat, „Glück auf!“ bedeuten.

Nummehr forderte Mitglied Körner zu einem Rundgang durch sein Grundstück auf. Dasselbe ist in der Sohle der abgetragenen Bergwand angelegt und beherbergt neben einigen dichten Gebüsch und kleinen Teichen zum grössten Teil Kulturen aller Art, z. B. Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, zum Teil noch mit den letzten Früchten eines reichen Sommers, dann kräftige Obstbäume verschiedener Sorten und vor allem prächtige Kürbisse und Sonnenblumen, von denen einzelne Prachtexemplare über 2 m Höhe erreichten, und Köpfe von 1½ m Durchmesser hatten. Am oberen Ende des Gartens erwarteten reichgedeckte Tafeln und frisches Bier die Gäste, welche dem Gebotenen auch alle

Ehre anthaten. Die Stimmung wurde bald eine gehobene, wie sich aus der grossen Anzahl der Tischredner ergab. Zuerst ergriff der 1. Beisitzer, Dr. Carl Bolle, das Wort; er verbreitete sich in seiner launigen Weise über die vegetativen Verhältnisse von Rixdorf, hob hervor, dass die Sonnenblume vor 200 Jahren aus Peru herübergekommen wäre und dass sie bei Herrn Körner gastliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden habe; er schloss mit einem Hoch auf Herrn Körner. Der zweite Redner war der 2. Beisitzer, Schulrat, Prof. Dr. Euler, er feierte die Gattin unseres Gastgebers, welche uns eine so freundliche Aufnahme bereitet habe. Der Obmann des Ausschusses, Regierungsrat Dr. Schubart, toastete auf das Gedeihen und Blühen von Rixdorf und Herr Rechtsanwalt Dr. Bürkner, als der Vertreter des Ortes, auf die „Brandenburgia“. Hierauf verlas der 1. Schriftwart, Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer eine humoristische Kultur-Anweisung für Körner's Riesen-Sonnenblume, gewidmet von einem bekannten hiesigen Schriftsteller und Chef-Redakteur (Trojan):

Von Körner's Körnern send' ich Dir
 Etwas zu Deines Gartens Zier.
 Sobald der März zu Ende geht,
 Ist es die Zeit, da man es sä't.
 Senk' fingertief ein Korn hinein
 Und sprich: Der Himmel geb' Gedeih'n!
 Dann wächst daraus ein Schaft empor
 So grade wie ein Pfeifenrohr.
 Lass wachsen ihn nur immerzu,
 Bis dass so hoch er ist wie Du.
 Darauf mit scharfem Messerhieb
 Entferne jeden Seitentrieb.
 Den Mitteltrieb allein lass steh'n,
 Alsdann wirst Du ein Wunder seh'n.
 Zuwendet sich dem Sonnenlicht
 Ein Sonnenblumenangesicht
 Wie eine Bratenschüssel gross,
 Vollkommen schön und tadellos.
 Zu dem dann blickst Du froh hinauf,
 Denn über dir thut es sich auf,
 Und sprichst: In welcher kurzen Zeit
 Erblüht ist solche Herrlichkeit!

Herr Körner dankte seinen Gästen für ihr Erscheinen und brachte ein Hoch auf sie aus. Herr Pastor Zillessen feierte die Damen und liess sie leben. Fräulein Josephine Freitag gedachte in einer längeren Ansprache der Thätigkeit der Frauen im Interesse der „Brandenburgia“ und Fräulein Wilhelmine Weiergang sprach dem Hausherrn und der Hausfrau zum Schlusse den Dank der Gesellschaft aus.

Mittlerweile war es dunkel geworden und damit war Herrn Körner Gelegenheit gegeben, seinen Gästen noch eine Überraschung zu bereiten.

Ein Kanonenschlag gab das Zeichen zu einem Feuerwerk. Die Ufer des Teiches strahlten plötzlich in bengalischem Lichte und aus der Insel zischten Raketen in die Höhe, während die jungen Damen der Gesellschaft unter dem magischen Lichte bunter Flammen sich zu einer anmutigen Gruppe nach Art eines lebenden Bildes vereinigt hatten. So klang das Fest harmonisch aus und wird jedem Teilnehmer in dankbarer Erinnerung bleiben.

Das alte und das neue Rixdorf.

Von Dr. A. Giese.

„Wer von Berlin nach Rixdorf reiste,
Den gab man einst verloren schon;
Und wen der Sand nicht ganz verspeiste,
Der hiess Fortunas Lieblingssohn.
So klang's vor mehr denn 30 Jahren,
Drum stand nach Rixdorf nie mein Sinn,
Denn nichts als Dünger sah man fahren
Aus Spree-Athen nach Rixdorf hin.
Jetzt giebt's Palais und prächtge Strassen,
Dass jedes Auge staunen muss;
Nicht eine Kuh mehr sieht man grasen,
Auch fährt dorthin ein Omnibus.
Man fragt nicht mehr nach Mond und Sternen
Wie einst, sobald's hier finster ward,
Denn zahllos farbige Laternen
Thun's dar, wo Labung unsrer harrt!“

Mit diesen Worten begrüßte im Jahre 1874 die märkische Nachtigall, der bekannte Volksdichter Carl Weise aus Freienwalde, unseren Ort, und wahrlich, würde er das Rixdorf von heute sehen, das zwar nicht den Eindruck eines wohlhabenden, aber doch eines in jeder Beziehung wohlgeordneten grossstädtischen Gemeinwesens macht, er würde seiner Bewunderung noch stärkeren Ausdruck verliehen haben. In der That, der Gegensatz zwischen dem neuen Rixdorf und dem alten ist unermesslich gross, und es verlohnt sich daher wohl, an der Hand der Geschichte die Entwicklung dieses Gemeinwesens aus einem kleinen, unscheinbaren Dorfe zu dem grössten Dorfe der Monarchie, das mit allen Einrichtungen der Grossstadt versehen ist, zu verfolgen.

Schon in vorgeschichtlichen Zeiten war der nördliche Rand des Teltow-Plateaus da, wo jetzt die Feldmark unseres Ortes sich ausdehnt, von Menschen bewohnt. Toten-Urnen mit Asche und Knochen, mit Messing-Ringen und Pfeilspitzen, Steinkeile und Feuersteinmesser wurden

in ziemlich grosser Anzahl hier gefunden und werden zum Teil im Märkischen Museum aufbewahrt.

Doch die Niederlassungen dieser Bewohner, mögen sie nun Germanen oder Slaven gewesen sein, sind völlig verschwunden. Erst mit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als die askanischen Markgrafen auch das Land Teltow eroberten und der Orden der Tempelherren in Tempelhof und Umgebung sich niederliess, beginnt die sichere historische Überlieferung. Dieser Orden legte an der Stelle, wo unser Ort liegt, einen Hof an mit Namen Richardsdorp, der aber bald, wohl infolge der Pest, wüst wurde. Da beschloss der Johanniter-Orden, der nach der Auflösung des Templer-Ordens 1312 dessen Besitzungen übernommen hatte, an der Stelle des wüsten Hofes ein Dorf zu gründen. Die Urkunde über diesen Beschluss, die sich im Berliner Stadt-Archiv befindet, ist vom 26. Juni 1360 datiert, und dies ist somit der Geburtstag unseres Ortes.

Der Name des Dorfes lautet in dieser Urkunde Richardsdorf oder Richardstorff, und daraus ist im Laufe der Jahre erst (1435) Rigerstorpp, dann (1450) Richerstorff, 1543 Richsdorf, 1546 Reichsdorf, 1635 Richsdorf und Ricksdorf und endlich Rixdorf geworden. Woher stammt nun dieser Name? Berghaus nimmt an, er sei nach einem der Ordensmeister oder Comture des Templer-Ordens genannt; Nicolai meint, er stamme von dem alten berlinischen Geschlechte der Ryken oder Reichen, die das Dorf angelegt hätten; Fidicin führt den Namen auf den heldenmütigen König Richard Löwenherz von England zurück, unter dem die Tempelritter gegen die Sarazenen gekämpft hätten, und noch andere geben andere Erklärungen. Das Wahrscheinlichste ist, dass Richardsdorf nach dem h. Richard benannt wurde, der Zeitgenosse des Bonifacius und König von England war und wegen seiner Frömmigkeit und Wunderthaten heilig gesprochen wurde; im Kalender ist ihm der 7. Februar geweiht.

Die Stiftungsurkunde von Rixdorf ist wichtig als die einzige, die über die Gründung eines alten märkischen Dorfes erhalten ist, und lautet in hochdeutscher Übersetzung folgendermassen: „In Gottes Namen, Amen. Alles, das in der Zeit geschieht, vergeht mit der Zeit. Darum muss man es mit Urkunden und Zeugnissen fest und dauernd machen. Daher bekennen wir Bruder Hermann von Werberge, Statthalter der Mark Brandenburg und Wendenlands, und ich, der Comtur Dietrich von Saster, und wir insgemein, die sämtlichen Brüder des Hauses Tempelhof, und bezeugen öffentlich mit diesem Briefe vor allen Christen, dass wir mit Erlaubnis unserer Vorgesetzten und in wohlbedachtem, überlegtem, einträchtigem Sinne und mit unser aller Bewilligung auf den Rat des achtbaren Priesters, Herrn Jakobs von Datz, unsern Hof Richardsdorp verwandelt und ungeändert haben und mittelst dieses Briefes umändern in ein Dorf mit 25 Hufen, jede zu 10 Morgen Landes. Und zwar soll der Schulze, der in dem Dorfe das Schulzenamt besitzt, eine

Hufe und seinen Hof inne haben, ohne Abgaben mit Ausnahme der des Drittels vom Fleischzehnten, welcher genanntem unserm Hause zu Tempelhof verbleiben soll; von jeder der übrigen 24 Hufen soll je eine halbe Mark Pacht und 1 Schilling brandenburg. Pfennige Zins jährlich zu Martini gegeben werden, sowie je ein halber Scheffel Roggen an den Pfarrer und je eine viertel Mark nebst seiner Pfründe an den Schulmeister zu Tempelhof, wie dies in andern Dörfern üblich ist. Dafür sollen Pfarrer und Schulmeister den Bauern in Richardsdorp die göttlichen Sacramente erteilen, wenn sie deren bedürfen, und es sollen die Bauern eingepfarrt sein in die Kirche zu Tempelhof. Ferner soll der Comtur zu Tempelhof den Zehnten vom Fleischzehnt und Rauchhühner aus dem ganzen Dorfe, mit der schon erwähnten Ausnahme des Schulzen, beziehen. Ausserdem sollen die Hufenbesitzer drei Tage im Jahre mit ihrem Pfluge auf unsern Hufen zu Tempelhof Dienste leisten und ebenso oft dort die Kossäten arbeiten. So viele übrigens der letzteren im Dorfe vorhanden sind, die sollen jeder dem Comtur 18 und der Hufnergemeinde 6 Pfennige zahlen, mit Ausnahme eines, welcher dem Schulzen die ihm gebührenden 2 Schillinge zu entrichten hat. Von nun an sollen die Hufner alle zu Richardstorff gehörigen Wiesen nutzen, mit Ausnahme der langen Wiese, welche unserm Hause zu Tempelhof verbleiben wird; ebenso sollen die genannten Bauern das Rohr frei benutzen, jedoch nur zum Decken ihrer Häuser, und nicht, wenigstens nicht ohne unsern Willen, zum Verkauf, ferner das Bauholz und Hegreis für ihre Bedürfnisse, auch das Lagerholz, wo es vorhanden ist. Und der Comtur von Tempelhof soll jährlich umsonst jeglichem Hufner und jedem Kossäten ein gleiches Teil Holz im Werte von einem Schilling brandenburg. Pfennige liefern. Dass wir diese Punkte fest und unverkürzt aufrecht erhalten wollen, zum Zeugnisse dafür haben wir diesen Brief unten mit unserm Siegel versehen lassen. Gegeben nach Gottes Geburt im Jahre 1360, am Freitag vor der Übertragung des h. Apostels Thomas. Zeugen sind Hans Schüler und sein Sohn Henning, Wilhelm Malow und sein Bruder Hans, die Gebrüder Hans und Arnt Mosekow und viele ehrbare Leute mehr . . .“

Die neue Feldmark Rixdorf lag zu beiden Seiten der von Berlin nach Köpenick führenden Landstrasse, die von der alten Strasse, die von Berlin über Britz nach Sachsen geht, noch bevor diese das Teltow-Plateau ersteigt, sich abzweigt und immer am Fusse des Plateaus sich entlang zieht. Das eigentliche Dorf stand in der Gegend des heutigen Richard-Platzes. Die Feldmark bestand aus Berg- und Niederland, bildete ein in sich abgeschlossenes Ganzes und war in 3 Schläge oder Felder eingeteilt. In jedem Schlage befanden sich, nach der Zahl der Hufen, 25 Hufenstücke. Die Feldmark hatte nach heutigem Mass 1500 Morgen Grösse, so dass auf die Hufe 60 Morgen kamen.

Es dauerte auch nicht lange, so war unser Dorf in der beschlossenen Weise angelegt. In dem auf Befehl Kaiser Karls IV. verfassten Landbuch vom Jahre 1375, das eine genaue Beschreibung der Mark zu jener Zeit enthält, finden wir ganz in Übereinstimmung mit unserm Gründungsbrief angegeben, dass das Dorf Richardstorp 25 Hufen enthält, von denen jede eine halbe Mark Silbers als Pacht, Zins und Bede zahlt. Von diesen 12 Mark hatte der Bürger Nicolas Ronnebom in Cöln und der Bürger Luborg in Spandau je 5 Mark, der Komtur in Tempelhof den Rest von 2 Mark. Ausserdem befinden sich dort 4 Kossätenhöfe, und zwar 2 besessene und 2 wüste, von denen jeder 2 Schillinge entrichtet. Von diesen 8 Schillingen erhält der Komtur $4\frac{1}{2}$, der Schulze 2 und die Hufnergemeinde $1\frac{1}{2}$ Schillinge. Der Wagendienst besteht in 3 Tagen Arbeitsdienst jährlich; vom Dorfe werden 12 Rauchhühner gegeben. Der Komtur hat das oberste Gericht.

Fassen wir kurz die Ergebnisse aus den Angaben der Jahre 1360 und 1375 zusammen, so wohnten damals in Rixdorf 12 Bauern unter ihrem Schulzen und 4 Kossäten auf einem Ackerland von 25 Hufen; kirchlich war das Dorf eine Filiale von Tempelhof, wo auch der Schullehrer und Küster wohnte.

Unter dem Schutz des Johanniter-Ordens mag dann unser Dorf zunächst friedlich gelebt haben, bis der Grenzstreit, der zwischen dem Orden und den benachbarten Städten Berlin und Cölln ausbrach, es auch in Mitleidenschaft zog. Wie bekannt, führte der Streit endlich im Jahre 1435 zu einem kriegerischen Angriff der Johanniter auf die Städte, bei dem auch unsere Bauern sich wohl beteiligen mussten. Der Sturm wurde aber von den wackeren Bürgern siegreich abgewehrt, und die beiden Städte beschlossen nun, um den fortwährenden Grenzstreitigkeiten abzuweichen, die Besitzungen des Ordens anzukaufen. Die Johanniter waren damit einverstanden, und so konnten schon am 23. September desselben Jahres die beiden Städte den Kaufkontrakt ausstellen, der noch im Staatsarchiv vorhanden ist und die Siegel der beiden Städte trägt. Ausser Tempelhof, Mariendorf und Marienfelde kam dadurch auch unser Dorf, damals Rigerstorp genannt, als abgabefreies Lehen des Ordens in den Besitz der beiden Städte, und zwar zahlten diese für die 4 Dörfer die Summe von 2439 Schock 40 Groschen.

Die Gegenurkunde des Ordens, durch die derselbe die Belehnung erteilte und zugleich über den Empfang der Geldsumme quittierte, ist vom 26. September dess. J. datiert. Hier werden ausdrücklich als zu Rixdorf gehörig erwähnt die Heide, das Bruch und die Wiesen dabei. Aus dieser Urkunde ergibt sich auch, dass R. damals schon eine eigene Kirche gehabt hat, denn der Orden behielt sich das Kirchenlehen zu Richersstorp, das zu Tempelhof gehört, vor mit dem Rechte, einen Prior zu Tempelhof zu wählen, der die beiden Dörfer mit den h. Sakramenten versorge.

Nachdem R. so in den Besitz der beiden Städte übergegangen war, teilte es auch deren Schicksale. Als daher Kurfürst Friedrich II. mit den Städten in den allbekannten Konflikt geriet, litt auch R. darunter; der Kurfürst besetzte die eben erst erworbenen Dörfer mit seinen Mannen und gab sie erst 1448, als er sich mit den Städten völlig ausgesöhnt hatte, wieder frei.

Friedrich II. liess 1451 ein genaues Verzeichnis der Abgaben anfertigen, die die einzelnen Städte und Dörfer zu zahlen hatten. In diesem „Register des Churmärkischen Landschosses“ heisst es und, wie wir wissen, vollkommen richtig: Richerstorff gehört den beiden Städten Berlin und Cölln. Auf der Feldmark sind 25 Hufen, davon hat das Gotteshaus 1 Hufe. Die anderen zinsen jede $\frac{1}{2}$ Schock Groschen. Es sind 11 Kossäten (also schon mehr als früher) vorhanden, von denen jeder 18 Pfennige entrichten muss. Die Ziedelweide (d. i. die Bienenweide zwischen R. und Treptow) giebt $\frac{1}{2}$ Schock. Vom neuen Lande (dies liegt an der Britzer Feldmark und wurde später auch Buschland genannt) entrichten sie 3 Stück.

Das neue Land wurde von der eigentlichen Feldmark getrennt bewirtschaftet und zerfiel in Acker, Wiese und Weide.

Nun hören wir geraume Zeit nichts mehr von unserm Dorfe; erst aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts erhalten wir Nachricht von Streitigkeiten, die zwischen Berlin und Cölln über die Rechte in den erworbenen Dörfern ausbrachen. Die Berliner Bürger erhielten nämlich von den Einkünften der Dörfer 2 Drittel, die Cöllner 1 Drittel, und nun kam es wiederholt über das Mass des geschlagenen Holzes und andere Dinge zu langwierigen Prozessen, die endlich i. J. 1543 am 24. August durch einen Vergleich beendet wurden. Durch diesen Vergleich ging unser Rixdorf mit allen Zugehörigkeiten in den alleinigen Besitz von Cölln über, das dagegen auf das Einkommen und die Rechte aus den nördlich Berlins gelegenen Dörfern verzichtete. Die hinter R. gelegene Heide blieb auch ferner im Besitze der beiden Städte und hiess deshalb noch lange die „Zwiestädter“ Heide. Dieser Vertrag, dessen Original im Rathaus-Archiv liegt, wurde am 2. Februar 1546 auch vom Johanniter-Ordens-Meister anerkannt, indem er erklärte, dass der Übergang von „Reichsdorff mit der Heyde“ in den alleinigen Besitz Cöllns an dem Lehnsverhältnis nichts ändere. Zugleich überliess er auch beiden Städten die Besetzung der Pfarre zu Tempelhof, zu der ja als Filiale Rixdorf gehörte. Übrigens rechnete man im Anfange des 16. Jahrhunderts Tempelhof mit seiner Tochter zum Kirchenbezirk Spandau, der aus beiden Orten Einnahmen bezog.

Die Reformation änderte an dem kirchlichen Verhältnis Rixdorfs zunächst nichts. Nach der Visitation von 1541 gehört „Reichstorff“ laut Protokoll auch ferner zu Tempelhof als Filiale und der Herrenmeister

der Johanniter zu Sonnenburg ist Patron. In der Kirche sind vorhanden 1 Kelch, 1 Kusstäfchen; das Dorf zählt ungefähr 70 Communicanten, so dass die Einwohnerzahl etwa das Doppelte betragen haben mag.

Rixdorf blieb nun im alleinigen Besitze von Cölln, in den 1590 auch die anderen 3 Dörfer übergingen. Die Belehnung aber nahmen beide Städte noch immer gemeinsam entgegen, und wir haben solche Lehnbriefe aus den Jahren 1613, 1615, 1620 u. ö.

Aus dem Jahre 1624, also vom Beginn des schrecklichen 30jährigen Krieges, haben wir wieder eine genaue Angabe über die Grösse unseres Dorfes. R. zählte nämlich nach dem amtlichen Schosskataster d. J. 12 Bauern und 8 Kossäten, so dass wir etwa 154 Einwohner zu jener Zeit annehmen können.

Der grosse Krieg brachte auch über unser Dorf viel Unglück; fünf Bauerngüter und fünf Kossätenhöfe wurden im Laufe des Krieges wüst. Nach dem Kriege zogen bald von auswärts neue Ansiedler an, und so haben wir nach dem Bericht des Landreiters aus dem Jahre 1652 in unserm Dorf 6 Bauern und 9 Kossäten. Die Bauern hiessen Grinank, Krüger, Wecker Theyke, Peter Wecker, Genicke und Pramann, neu hatte sich angesiedelt Zimmermann aus Berlin.

Bei der Wiederbesetzung der wüsten Höfe scheint eine andere Verteilung stattgefunden zu haben. Es wurden zunächst nur 11 Hüfner, das Lehnschulzengut wuchs auf 5 Hufen an und wurde später durch den Geh. Finanzrat Manitius erworben.

Im Jahre 1693 wurde die kirchliche Zugehörigkeit von Rixdorf dahin geändert, dass es samt Tempelhof zur Pfarre Britz gelegt wurde, bei der es nun auch lange blieb.

Einen neuen und ganz eigenartigen Zuwachs verdankte dann R. unserem Herrscherhause. In der Fürsorge für die Hebung seines Landes siedelte nämlich König Friedrich Wilhelm I. i. J. 1737 auf dem 5 Morgen grossen Schulzengute, das er von der Finanzrätin Manitius kaufte, 18 böhmische Kolonisten-Familien an. Diese Zahl wuchs bald und belief sich 1747 nach einer durch den General von Kalkstein ausgeführten Zählung auf 69 Familien, also etwa 300 Köpfe. Diese Böhmen, die ihre Heimat wegen religiöser Verfolgungen hatten verlassen müssen, genossen hier in der Mark vor allem freie Religionsübung, aber auch materiell kam ihnen der König Friedrich Wilhelm I. wie sein grosser Sohn sehr entgegen. Sie erhalten für 2 Jahre freie Wohnung, meist ein für 2 Familien berechnetes Haus, einen Garten von circa $\frac{2}{3}$ Morgen, Geldbeiträge von 30 Thlrn., freies Brennholz u. dergl. Die Rixdorfer Kolonisten waren meist reine Czechen und gehörten konfessionell zum grössten Teil zur Sekte der mährischen Brüder. Noch heute erinnern hier die beiden Gemeinden der böhmischen Brüder mit 400 Seelen und der Herrnhuter mit 250 Seelen an die böhmische Einwanderung.

Zehn Jüngler
 —Jene Kolonisten legten den Grund zu der Industrie in Rixdorf: sie waren ruhige, friedfertige Menschen, emsige und fleissige Arbeiter. Die meisten von ihnen waren Leineweber, und so beschäftigten sie sich namentlich mit der Verfertigung von leinenem und baumwollenem Zeuge für Berliner Fabrikanten.

Es gab also seit 1737 zwei Gemeinden Rixdorf: Deutsch-R., das der Kämmerei Berlins gehörte, mit 20 Hufen, eigenem Schulzen, eigener Kirche, und Böhmisch-R., das in seiner Verwaltung dem Königl. Amt Mühlenhof zu Berlin unterstand, mit 5 Hufen, eigenem Schulzen und gleichfalls eigenem Gotteshause. *(Haupt der beiden Gemeinden)*

Aus dem Jahre 1771 besitzen wir von dem Berliner Syndicus Wackenroder eine genaue Schilderung Deutsch-Rixdorfs, an der wir deutlich den grossartigen Fortschritt des Ortes in unseren Tagen ermessen können.

„An Einwohnern, sagt W., sind vorhanden 10 Bauern, 8 Kossäten, 1 Hirt, 1 Schmied und etwa 40 Einlieger-Familien (also gegen 300 Seelen). Das Schulzengericht gehört dem Kriegs- und Kabinets-Minister Frhrn. von Hertzberg; die 10 Bauern besitzen 19 steuerbare Hufen, die Kossäten haben nur kleine Ländereien. Die Bewohner sind Unterthanen Berlins, haben ihre Höfe erb- und eigentümlich und können sie mit Consens des Magistrats verkaufen. Der Ackerbau ist mittelmässig. Zur Viehzucht ist gute Weide und Wiesenwachs vorhanden. Die Gebäude der Unterthanen bestehen aus gelehnten Fächern mit Stroh- und Rohrdächern. Auf jedem Hofe ist ein Brunnen und deshalb kein öffentlicher Brunnen vorhanden.

Die Stadt Berlin hat an Gebäuden hier nur das Heideläuferhaus, an Hebungen geniesst sie jährlich:

An Zins-Zehrung und Ferkel-Geld	32	Thlr.	20	Gr.	8	Pf.
An Grund-Zins vom Schmied	1	-	12	-	-	-
An Speise- und Gerichtstagsgeld vom Schulzengericht	5	-	-	-	-	-
An Hühner-Zehnt	11	-	12	-	-	-
An Roggen-Pacht 4 Scheffel à 16 Gr.	2	-	16	-	-	-
Der Fohlen-, Kälber-, Lämmer-, Gänse- Zehnt	15	-	21	-	4	-
An Schoss- oder Schutzgeld von den Insassen	6	-	12	-	-	-

insgesamt 75 Thlr. 22 Gr. 8 Pf.

Die Kirche (das ist die jetzige böhmische) ^{*Lehnhof*} steht im Winkel des Dorfes, ist ein uraltes Gebäude mit gemauerten Wänden und durch die letzte Reparatur in guten Stand gesetzt. Der Boden ist mit Balken und Brettern belegt und das Dach mit Ziegeln gedeckt. In dem Turm sind

2 Glocken und eine Uhr. Das Gehege um die Kirche besteht in einem hölzernen Bohlenzaun, worin ein hölzerner Thorweg.

Das Dorf ist nebst Tempelhof Filiale von Britz. Der Prediger erhält aus dem Dorfe im ganzen 1 Wispel 1 Scheffel Roggen, der Küster 10 Scheffel 8 Metzen Roggen.

Ausser den Leistungen an den Magistrat und die Kirche muss die Gemeinde an Staatslasten folgende an das Amt Mühlenhof zahlen:

An Contribution von 24 steuerbaren Hufen	120 Thlr.	
Die Kossäten geben	69 - 23 Gr.	
	Sa. 189 Thlr. 23 Gr.	
Dazu: An Cavallerie-Geld	81 - 18 -	
An Schoss überhaupt	23 - 21 -	
	also insgesamt 295 Thlr. 14 Gr.	

(Die gesamten Abgaben des Ortes betragen also gegen 400 Thlr.)

Eine Schmiede ist auch im Dorfe; sie hat ein bretternes Dach. Der Schmied, dem sie gehört, wohnt in Berlin.“

So blieben die Zustände fast unverändert bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Zwar die Einwohnerzahl stieg stetig, sie betrug 1801 376 und 1840 etwa 600 Seelen. Aber die Anzahl der Bauern und Kossäten blieb unverändert, nur die Büdner nahmen zu, und 1840 gab es ihrer 96. Auch die Einkünfte des Magistrats stiegen, sie betragen 1840 183 Thlr., wovon 60 Thlr. Zuschuss für einen Dorfschreiber und andere Ausgaben abgingen, so dass ein reiner Überschuss von 110 Thlrn. verblieb. Auch ein Spritzenhaus mit einer guten fahrbaren Dorfspritze war da. Ein neues Schulhaus wurde kurz vor 1840 erbaut und enthielt 4 Klassen für ca. 350 Schulkinder.

Das folgende Jahrzehnt 1840—1850 bildet gewissermassen den Wendepunkt in der Entwicklung Rixdorfs. 1848 brannte nämlich ein grosser Teil des Dorfes ab; bei dem Neubau sah man auf Verbreiterung der Strasse, die Häuser wurden meist massiv gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Besonders einflussreich aber war die durch die moderne Gesetzgebung erfolgte Separation der Feldmark. Infolge davon nahmen die Parzellierungen und neuen Ansiedlungen so zu, dass der Ort 1850 schon 2130 Einwohner zählte, unter ihnen 114 Grundbesitzer. Besonders hatten die Gewerbe so zugenommen, dass eine Weber-Innung gebildet und die Gründung einer Schneider-Innung beabsichtigt wurde. Aber die Einnahmen der Stadt Berlin waren geringer geworden, weil alle aus dem gutsherrlichen Verhältnis hergeleiteten Abgaben wegfielen, und betragen 1850 nur noch 80 Thlr., während ihre Ausgaben sich auf 109 Thlr. beliefen.

Das Anwachsen der Bevölkerung hatte zur Folge, dass 1854 ein eigener Hilfsgeistlicher für R. bestellt wurde. Allerdings war die Ge-

meinde sehr arm; als sie daher 1860 ihr 500jähriges Bestehen feierte, errichtete man eine Stiftung zur Bekleidung armer Konfirmanden, zu der auch der Berliner Magistrat 100 Thlr. beisteuerte. 1856 zählte Deutsch-R. bereits 2836, 1861 3426, 1864 3987 und 1867 schon 4749 Einwohner. Dass bei dieser Zunahme besonders die Schullasten sich steigerten, ist sehr erklärlich; schon 1864 musste ein 7. Lehrer angestellt und der Zuschuss für den Schulzen zur Besoldung eines Schreibers auf 80 Thlr. erhöht werden. 1867 wurde R. zur selbständigen Pfarre erhoben und der Neubau der Kirche in Aussicht genommen. Zur Leitung der Schule wurde 1870 ein Rektor berufen. — Neben Deutsch-R. blühte auch Böhmisch-R. auf und zählte 1858 bereits 1014 Einwohner.

Nehmen wir so schon seit 1840 eine stetige Zunahme der Bevölkerung wahr, so können wir doch das neue Rixdorf erst seit 1871, ja eigentlich erst seit 1874 datieren.

1871 änderte nämlich die Gemeinde zunächst ihre unhaltbar gewordene Orts-Verfassung. An die Stelle der bisherigen Gemeinde-Versammlung trat nun, den veränderten Verhältnissen entsprechend, eine Gemeinde-Vertretung, die aus dem Vorstand, 2 Schöffen und 9 Verordneten bestand. Auch das Kommunalsteuerwesen wurde umgestaltet. Bisher waren nur die Eigentümer zur Steuer verpflichtet; nun wurden sämtliche selbständige Bewohner nach dem Masse der Staatssteuer herangezogen. Endlich erfuhr das Schulwesen eine durchgreifende Änderung dadurch, dass sich die beiden Gemeinden entschlossen, die böhmische^x 1klassige und die deutsche 9klassige Schule gemeinsam zu unterhalten und die Kosten als Kommunallasten zu übernehmen. Mittlerweile hatte sich der Besitz des Dorfes für die Stadt Berlin immer ungünstiger gestaltet. Einnahmen bezog ihr Stadtsäckel gar nicht mehr daraus, während er für den Schulzen und einen Polizei-Sergeanten 438 Thlr. an Ausgaben zu leisten hatte. Kein Wunder, dass Berlin eine Neuordnung herbeisehnte und die neue Kreisordnung schon wegen des Geldpunktes freudig begrüßte.

Diese Kreisordnung trat am 1. Januar 1873 ins Leben. Damit hörte Rixdorf auf, ein Kämmererdorf Berlins zu sein, und bildete nunmehr mit dem benachbarten Britz einen Amtsbezirk, in dem der Staat die Polizeigewalt übte. Am 1. Januar 1874 wurden sodann beide Gemeinden, Deutsch-R. und Böhmisch-R., zu einem Gemeinwesen vereinigt, zugleich wurde an Stelle des Schulzen in dem Amtsvorsteher ein tüchtiger Ortsvorsteher gewählt, und seit dieser Zeit gewahren wir auf allen Gebieten der Verwaltung eine so rege, umfassende Thätigkeit, dass der Ort ganz umgewandelt wurde. Inzwischen war ja auch jene grosse Epoche in der Geschichte eingetreten, die unser Vaterland einigte und Berlin zur Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches erhob. Ein Abglanz dieser Herrlichkeit, die ein gewaltiges Wachstum Berlins zur Folge hatte,

x mit Bestimmung des Hofes der hiesigen Gemeinde, die seit 1809 besteht

fiel auch auf unser R. Immer neue Einwohner zogen zu, neue Fabriken entstanden, neue Häuser wurden gebaut, und da galt es nun für die Verwaltung, mit diesem Wachstum Schritt zu halten und für alle die Bedürfnisse zu sorgen, die ein Ort mit soviel Einwohnern nach dem Muster der nahen Reichshauptstadt zu leisten schuldig ist. Da mussten die Strassen, die bisher bei gutem Wetter wegen des Sandes und bei schlechtem wegen des Schmutzes nicht gangbar waren, gepflastert, es mussten neue angelegt und ein ganzer Bebauungsplan aufgestellt werden, da mussten auch Bürgersteige, die man vorher nicht gekannt, hergestellt und Bäume in den Strassen gepflanzt werden, auch für die Beleuchtung der Strassen und Verkehrsverbindung mit Berlin musste gesorgt werden; dann galt es, Schulen zu bauen und neue Lehrer zu berufen, was bei der rapiden Vermehrung der Einwohner ganz bedeutende Schwierigkeiten machte; auch ein Amtsgebäude für die Verwaltung und Polizei war nötig, dazu kam die Erbauung einer Kirche, Wasserleitung u. s. w., kurz, in diesen wenigen Jahren wurde R. aus einem Dorfe zu einem wirklichen Vororte, einem Teile der Reichshauptstadt.

Betrachten wir zunächst das Anwachsen der Bevölkerung, so betrug diese

1871	D.-R. 5 996 + B.-R. 2129
1875	„ 10 843 + „ 4480
1880	ganz R. 18 729
1885	„ „ 22 775
1890	„ „ 35 702
jetzt nahezu	50 000 Einwohner.

Die Bevölkerung ist also in den 22 Jahren um das 7fache gestiegen, R. ist das grösste Dorf in der Monarchie geworden.

Während man 1856 nur 206 und zwar recht kleine Wohnhäuser hatte, zählt man jetzt nicht weniger als 879 bebaute Grundstücke an 35 Strassen und Plätzen. Nun wurde aber der Ort nicht zusammenhängend bebaut, sondern an den verschiedenen Enden wuchsen die Häuser wie Pilze aus der Erde. Welche Kosten verursachte da die Pflasterung und Entwässerung der ausgedehnten Strassen! Sofort 1874 begann man damit, auch stellte man 100 Laternen zu ihrer Beleuchtung auf, man pflanzte Bäume zur Verschönerung der Strassen, legte Bürgersteige an und liess sogar die Hauptstrasse besprengen. Die Verbindung mit Berlin war recht mangelhaft: stündlich fuhr ein Omnibus dahin. So wurde denn nach mühsamen Verhandlungen 1875 eine Pferdebahn, die nach dem Halleschen Thore, angelegt und am 2. Juli desselben Jahres eröffnet, und jetzt haben wir noch zwei andere, die nach Berlin über den Kottbuser Damm und die nach Britz; dazu kommt jetzt auch noch die Ringbahn, die jede halbe Stunde fährt: kurz, für die Verbindung mit Berlin ist jetzt sehr schön gesorgt. 1874 wurde auch eine Tele-

graphen-Station angelegt und allmählich auch das Postwesen, das viel zu wünschen übrig liess, verbessert. Ganz besondere Schwierigkeiten machte das Schulwesen. Allerdings hatte man 1865 schon hier 8 Lehrer, aber in jedem Jahre mussten mehrere neue Lehrkräfte angestellt, mussten neue Schulräume beschafft werden. Jetzt hat R. an den evangelischen Schulen 90 Lehrkräfte, darunter 8 Hauptlehrer, an der katholischen Schule 6 Lehrkräfte, und zum Teil prachtvolle Schulräume. Und wie überall, ist trotzdem das Schulgeld, das früher für Kind und Monat 1 Mark betrug, abgeschafft, der Unterricht ganz frei! Auch eine Fortbildungsschule besteht hier, während eine öffentliche höhere Lehranstalt noch immer fehlt.

1874 war hier weder Arzt noch Apotheke; wer krank war, musste nach Berlin oder mit grossen Kosten einen Arzt kommen lassen. Jetzt haben wir hier 2 Apotheken und 9 Ärzte. — Auch die anfangs aufgestellten Petroleum-Laternen genügten dem Bedürfnis nicht mehr. In dem Wunsche nach „mehr Licht“ strebte man nach Gasbeleuchtung, und so wurde 1877 eine Gasanstalt, allerdings von Privaten, angelegt. Jetzt ist aber auch diese Anstalt in den Besitz der Gemeinde übergegangen, und 283 Laternen sorgen dafür, dass auch bei Dunkelheit der Bürger sein Heim sicher auffindet. Das neue Amtshaus wurde 1878 er-¹⁸⁷⁹ baut und kostete nicht weniger als 170 000 M. Auch eine Wasserleitung wurde im Anschluss an die Charlottenburger hergestellt.

Aber nicht bloss für die materiellen Bedürfnisse wurde gesorgt. An Stelle der kleinen alten Kirche wurde ein geräumiges, grosses Gotteshaus mit weithin sichtbarem Turm errichtet, allerdings unter grossen Anstrengungen, und 1879 eingeweiht. Auch der in den ruhmreichen Kriegen gefallenen Brüder gedachte man und errichtete ihnen aus privaten Mitteln ein Denkmal, das am 2. September 1880 enthüllt wurde. Freilich ist dieses Denkmal wie auch jene Kirche einfach und schmucklos, und Sehenswürdigkeiten bietet R. auch jetzt noch nicht, man müsste denn den berühmten Rixdorfer Galgen dahin rechnen.

Natürlich kosteten alle diese Ausgaben für Schule und Kirche, für Strassen und Verwaltung Geld, viel Geld, und gewiss wäre dies nicht vorhanden gewesen, wenn nicht die Einwohner tüchtig und arbeitsam wären. Allerdings giebt es hier wie überall rohe und träge Menschen und gewiss hier noch mehr, weil die nahe Grossstadt den Abschaum der Menschheit hervorbringt und ihn dann aus ihren Mauern in die nahen Vororte auswirft, aber die Bevölkerung im ganzen war immer recht fleissig. Wie wir wissen, gab es hier schon seit dem vorigen Jahrhundert höchst arbeitsame und sparsame Weber; die Gärtnerei wurde von vielen Besitzern schon lange eifrig betrieben; dazu kamen im Laufe der Jahre grosse Fabriken aller Art: für Shawles und Tücher, Gummi- und Lederwaren, Glaswaren, Linoleum und Wachstuch, Asphalt, Lampen

und Broncewaren, ferner die Messingwerke, Stahl- und Eisengiesserei, die Deutsche Glasmosaik-Anstalt, die einzige in Deutschland, zwei Druckereien, eine Schmalzfabrik, eine Malzfabrik und 2 grosse Brauereien, ferner Grosstischlereien und andere Betriebe des Kunstgewerbes und endlich — eine wirkliche Sehenswürdigkeit des Ortes — die Ausbeutung der Kies- und Sandgruben in den Rollbergen, die Berlin und Köpenick mit diesem notwendigen Material versorgen! Und wie tüchtig und strebsam diese Industrie ist, das bewies sie dadurch, dass sie es wagte, 1878 hier am Orte selbständig eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu veranstalten, die nach aller Urteil in jeder Beziehung Anerkennenswertes bot!

Gewiss kann R. sich rühmen, dass es das erste Dorf nicht bloss der Monarchie, sondern der ganzen Welt ist, das den Mut und die Energie gehabt hat, eine Ausstellung zu veranstalten.

Das grossartige Wachstum Rixdorfs und zugleich die Schwierigkeiten, die es im Gefolge hatte, können wir am deutlichsten erkennen, wenn wir den Gemeindehaushalt der Jahre mit einander vergleichen. 1874 balancierte er in Einnahme und Ausgabe mit 24 000 M., darunter waren 5000 M. Schulkosten und 3000 M. Armenkosten. 1875 betrug die Gesamtsumme schon 80 000 M., worunter 23 000 M. Schul- und 12 000 Armenkosten; 1881 stieg diese Summe auf 197 000 M. im ganzen, darunter 50 000 M. für die Schule und 35 000 M. für die Armenpflege, 1890 war die Gesamtsumme schon 360 000 M., darunter 93 000 M. für die Schule und 59 000 M. für die Armenpflege, und jetzt 1893/94 zeigt der ordentliche Etat die gewaltige Summe von 645 000 M., wovon nicht weniger als 183 000 M. für Schulen und 84 000 M. für Armenpflege! Und daneben haben wir für dieses Jahr noch einen ausserordentlichen Etat von 2 843 000 M.! Wahrlich, diese Zahlen reden!

Solche Summen können gewiss nicht durch laufende Steuern einkommen, nicht einmal bei reicher Bevölkerung! Nun ist aber die hiesige Bevölkerung, die meist aus Arbeitern besteht, arm, ja zum Teil recht arm, und es musste daher schon früh zur Aufnahme von Anleihen geschritten werden, um Geld zu beschaffen und die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. So kam es, dass R. schon 1876 eine Anleihe aufnahm und damit das erste Dorf war, dem eine Anleihe genehmigt wurde. Jene Anleihe betrug 300 000 M. und ist jetzt bald abbezahlt, die späteren wurden immer grösser und zählen mehrere Millionen, aber dafür wurden auch Schulhäuser und Krankenhäuser gebaut, die Gasanstalt angekauft, Kanalisation eingeführt und ein Rittergut zur Berieselung erworben!

Dass auch gegenwärtig die Gemeinde nur wenige zahlungskräftige Einwohner zählt, beweist am besten die Thatsache, dass von 13 260 Steuerzahlern nicht weniger als 8400, d. h. 63 %, ein Einkommen unter

900 M. besitzen, also staatssteuerfrei sind! 4610 Einwohner, d. h. 35 % haben ein Einkommen zwischen 900 und 3000 M., und nur 2 % haben mehr als 3000 M. Einkommen. Gewiss eine bescheidene Zahl, die noch deutlicher wird, wenn wir erfahren, dass überhaupt nur 23 Steuerzahler mehr als 10 000 M. Einkommen haben.

Um so mehr müssen wir staunen, dass es gelungen ist, unter solchen Verhältnissen so grossartige Neuerungen durchzuführen, und dass die Gemeindesteuern noch nicht über 180 % Zuschlag zu den Staatssteuern gestiegen sind.

Und gewiss ist nun die schwierigste Zeit vorbei, und die Zukunft erscheint in rosigerem Lichte! Hat schon die Einverleibung und Separation der Cöllnischen Wiesen der Gemeinde reichen Nutzen gebracht, dadurch, dass sich hier Fabriken ansiedeln und die Steuerfähigkeit der Gemeinde erhöhen, hat der Ort als Sitz eines Amtsgerichts mit 3 Richtern und 3 Rechtsanwälten und als Wirkungskreis für 9 Ärzte und 5 Prediger schon längst das Urteil zu Schanden gemacht, dass er keine akademisch gebildeten Mitbürger in seiner Mitte habe, hat ein recht reges Vereinsleben sich entwickelt und Musik und Theater hier eine Pflegestätte gefunden, hat endlich auch die neue Landgemeinde-Ordnung statt den Grundbesitzern allein auch den übrigen Steuerzahlern gewisse Rechte bei der Selbstverwaltung eingeräumt, so erscheint nun auch die Zeit nicht mehr fern, wo Rixdorf selbst ein Teil der Grossstadt sein wird. Und dann ist es nicht mehr, wie einst, bis 1873, ein armes Kämmererdorf, nein, dann ist ein vollberechtigtes, gleichwertiges, mit allen Einrichtungen der Grossstadt versehenes Glied der Hauptstadt!

Wahrlich, wenn wir diese Wandlung verfolgen von dem Kämmererdorf zur Grossstadt, wenn wir bedenken, dass Rixdorf 1771 an Steuern für Gemeinde, Staat und Kirche rund 400 Thaler zahlte und dass die Summe bis 1850 nicht wesentlich stieg, während es gegenwärtig deren über 200 000 M. aufbringt, dann rufen wir einem solchen regen, aufblühenden Gemeinwesen auch für die fernere Zukunft aus vollem Herzen ein glückliches Gedeihen zu!

Tabellarische Übersicht über das Wachsen der Bevölkerung:

Deutsch-R.:	1858: D.-R. 2836 E. B.-R. 1014 E.
1360 gegründet.	61: „ 3426 E.
1541: ca. 140 E.	64: „ 3987 E.
1624: „ 154 E.	67: „ 4749 E. „ 1513 E.
1652: „ 100 E. 1737 gegründet	71: „ 5996 E. „ 2129 E.
1747: Böhm.-R. ca. 300 E.	75: „ 10843 E. „ 4480 E.
1771: „ 300 E.	80: ganz R.: 18729 E.
1801: „ 376 E. „ „ 338 E.	85: „ „ 22775 E.
1840: „ 600 E.	90: „ „ 35702 E.
1850: „ 2130 E.	93: „ „ ca. 50000 E.

Tabellarische Übersicht über das Wachsen des Gemeinde-
Haushalts:

Gesamt-Summe in 1000 M. (in runden Summen)	Schul-lasten in 1000 M. (in runden Summen)	Armen-pflege in 1000 M.	Gesamt-Summe in 1000 M. (in runden Summen)	Schul-lasten in 1000 M. (in runden Summen)	Armen-pflege in 1000 M.
1874: 24	5	3	1885: 241		50
75: 80	23	12	86: 257	67	50
76: 102		12	87: 282		50
77: 115	33	14	88: 297		53
78: 131	36	21	89: 323		53
79: 150		27	90: 360	93	59
80: 177		27	91: 418	118	64
81: 197	50	35	92: 509	153	70
82: 202		39	93: 645	183	84
83: 210	54	42	(daneben ein Extraordinarium von 2,843000 M.)		
84: 224		47			

Kleine Mitteilungen.

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.)

1. Wild im Berliner Tiergarten. Dass unmittelbar vor den Thoren Berlins, in der Hasenhaide, viele Hasen, im Winter auch Rebhühner heimisch sind, auch einige Male Rehe anzutreffen waren und neuerdings wilde Kaninchen sich anzusiedeln beginnen, dürfte vielfach bekannt sein. Nur wenige dürften es indessen wissen, dass sich auch im Tiergarten — und derselbe liegt doch innerhalb Berlins — Hasen anzusiedeln beginnen. Im letzten Winter stand mein Jagdhund einen Hasen an der Baumschule. Gestern, am 16. März, stand er wiederum einen Hasen dicht am Flora-Platze. Wenn es auch in beiden Fällen ein und derselbe Hase gewesen sein sollte, so würde das umsomehr ein günstiges Zeichen für die Ansiedelung Lampe's im Tiergarten sein, da er die Aesung desselben der vor den Thoren Berlins vorzieht. Die seit mehreren Jahren im Tiergarten heimischen wilden Enten haben sich bereits gepaart und sind paarweise auf den verschiedensten Tümpeln des Tiergartens anzutreffen; sie bedürfen jetzt und während der Brutzeit dringend der Ruhe und die Tiergartenverwaltung würde gut thun, die betreffenden Tümpel mit dichtem Strauchwerk zu umgeben.

(Nat.-Ztg. 18. 3. 1891.)

2. Die vorgedachten Wildenten tummeln sich selbst auf den kleineren Gewässern des Tiergartens, so fand ich sie auf der überschwemmten Wiese an der Ausmündung der Lessing- in die Haendel-Strasse bei dem fiskalischen Wirtshaus Charlottenhof, gerade auf der Stelle, wo

jetzt die Kirche für das Tiergartenfeld, nach dessen Abtrennung von der Dorotheenstädtischen Parochie, erbaut wird. Ferner in dem südlichen Kanal Berlins bis zur Bellealliance-Brücke und westlich bis zur Einmündung des Kanals am Charlottenburger und Salzufer in die Spree.

Berlin, August 1893.

Ernst Friedel.

3. Der Wisent. Nachdem die Hofjagden für diese Saison ihr Ende erreicht, hat der Ober-Hofjägermeister Fürst Pless Berlin verlassen und wird nun wohl dem edlen Waidwerk in seinen eigenen Wäldern obliegen, welche eine Jagd von ganz aussergewöhnlichem Reiz bieten. Fürst Pless, welcher bekanntlich zu den reichsten Kavalieren Deutschlands zählt, hat nämlich in den fast urwaldähnlichen Forsten seiner Besitzungen vor einigen Jahren den Versuch gemacht, die bei uns fast ausgestorbenen Auerochsen, die ausser im Bialowitzer Walde im Gouvernement Grodno höchstens noch in den zoologischen Gärten zu finden sind, anzusiedeln. Der Versuch ist vollständig geglückt, und der wilde Ur ist in jenen Wäldern bereits in der verhältnissmässig ganz stattlichen Anzahl von 30 bis 40 Exemplaren vertreten, und bei gleicher Schonung, wie bisher, dürfte auf eine baldige zahlreiche Vermehrung dieses interessanten Jagdwildes der alten Germanen zu rechnen sein. Seitdem überhaupt ein Abschliessen dieses Wildes begonnen hat — nur zwei Stiere wurden, wie die Königshütter Zeitung zu berichten weiss, bisher in jedem Jahre von dem Fürsten geopfert —, waren der deutsche Kronprinz und der Prinz Friedrich Karl von Preussen die glücklichen Schützen, die als Gäste des Fürsten Pless dieses Wild auf ihrer Schussliste zu verzeichnen hatten. (B. T.-Bl. 3. 1. 1884.)

(Mit Rücksicht auf das frühere Vorkommen des Wisent in der Provinz Brandenburg mitgeteilt.)

4. Damwild. Auf eine höchst merkwürdige Weise hat in den letzten Tagen im Grunewald ein Damhirsch seinen Tod gefunden. Zu den Einfriedigungen des Schiessplatzes des Garde-Schützen-Bataillons am grossen Fenn hat man den jetzt sehr gebräuchlichen Stacheldraht verwendet. An diesem mit dem Unterkiefer hängend, wurde das Wild todt aufgefunden. Das Thier muss über das Gehege weggesehen und dabei durch irgend einen Zufall den Stacheln zu nahe gekommen sein, so dass diese sich durch das Fell hindurchgebohrt haben. Bei den Anstrengungen, sich aus der schmerzhaften Gefangenschaft zu befreien, müssen die Stacheln immer tiefer eingedrungen sein, bis das arme Thier von den Kräften verlassen wurde und so elend zu Grunde ging. (B. T.-Bl. vom 14. Dez. 1888.)

5. Die städtische Park-Deputation von Berlin ertheilte 1885/86 dem Gärtner Karl Bartsch einen Jagdschein, um die zahlreichen wilden Kaninchen in der Baumschule vor dem Schlesischen Thore abzuschliessen.

E. Friedel.

6. Jagd der Stadt Berlin. Ein Einblick in die städtischen Schusslisten ergiebt das interessante Resultat, dass neben allerhand Federvieh folgende jagdbare und nicht waidgerechte Vierfüssler in den Anlagen der Stadt Berlin zu Treptow und im Plänterwald im Verwaltungsjahr 1887/88 erlegt worden sind: 4 Iltis, 2 Wiesel, 1 Steinmarder, 2 Eichhörner, 14 Kaninchen,

60 Hasen und nicht weniger als 88 verwilderte Katzen. Diesen letztgenannten Ausreißern wird unbarmherzig nachgestellt, da sie neben den Singvögeln auch dem wertvollen Fasanenbestand der Stadt Berlin, dessen wir wiederholentlich Erwähnung gethan haben, recht lästig fallen.

(B. T.-Bl. 1. 6. 1888.)

7. Jagdsport innerhalb Berlins. Ein hiesiger Lehrer ist beim Magistrat dahin vorstellig geworden, dass ihm ein Jagd- und Waffenschein zur Ausübung der Kaninchen-Pürsche im Humboldthain erteilt werde. Der eifrige Nimrod will den Nagern, welche dem Humboldthain durch Wühlen und Nagen allerdings schädlich sind, in der frühesten Morgenstunde vor Tau und Tag mit der Flinte nachstellen. Um diese Zeit treibt das wilde Kaninchengesindel sich unbelästigt von den Menschen, welche noch der Ruhe pflegen, ziemlich ungenirt im Humboldthain herum. Da der Humboldthain früher offenes Ackerland war, so müssen die Tiere sich allmählich unvermerkt eingeschlichen haben.

(B. T.-Bl. 19. 4. 1889.)

8. Jagd im Berliner Tiergarten. 1889 wurden im Tiergarten erlegt: 6 Turmfalken, 2 Sperber, 46 Krähen, 49 Eichkatzen. 1888 wurde ein wohl vom Grunewald versprengter Damhirsch und 1885 wie 1888 je ein Fischotterpärchen erlegt.

E. Friedel.

9. Ein weisser Hirsch wurde, einer uns zugehenden Mitteilung zufolge, von einem Berliner, dem Tapetenfabrikanten Krüger (Köpnickerstrasse), in der Nacht vom Sonntag zum Montag auf dem an der Wetzlarer Bahn gelegenen Revier Michendorf bei Potsdam geschossen. Das erlegte Exemplar ist ein männlicher Damhirsch von einer so ausgesprochen weissen Färbung, wie sie unter den Hirscharten zu den grössten Seltenheiten gehören dürfte.

(B. T.-Bl. 23. 12. 1885.)

10. Hirschjagd. So selten es wohl vorkommen mag, dass ein Jäger drei Bären erlegte, wie es Signor Giuseppe Albasini vollbracht hat*), so vereinzelt wird es auch wohl vorkommen, dass ein Jäger im Zeitraum von zwei Minuten drei geweihte Hirsche erlegt, wie dies thatsächlich meinem Schwager B. S. aus Berlin auf unserer gemeinschaftlichen Jagd in Freudenberg bei Bernau am 1. Juli, 3 Uhr Morgens, geglückt ist. Wie sich der Fall zuge- tragen, will ich hier genau wiedergeben:

Nachdem mein Schwager sich einem Schlag Erbsen, welcher unmittelbar an den Wald des Reviers grenzt, genähert hatte, sah er auf demselben vier geweihte Hirsche äsen. Er sprach dieselben als Zwölfender, Zehnder, Achtender und einen geringeren Hirsch an. Trotzdem der Zwölfender als stärkster ihm am weitesten auf 160 Schritt stand, setzte er ihm doch die Kugel regelrecht aufs Blatt, worauf der Hirsch eine mächtige Flucht machte und auf 70 Schritte im Holz verendete. Die übrigen drei Hirsche blieben, anstatt abzuspringen, seltsamer Weise ruhig stehen, so dass mein Schwager Zeit hatte, eine zweite Kugelpatrone in seine Büchseflinte zu laden und sodann auch den Zehnder unter dem Feuer zu erlegen. Nunmehr wurden die beiden noch lebenden Hirsche nach der Ecke zu, in welcher der Zwölfender

*) Anm. Albasini hat im Juli 1891 bei Trient hintereinander eine Bärin, dann deren 2 Junge, welche die Mutter nicht verlassen wollten, mit Büchschüssen erlegt.

verendet war, flüchtig, mussten aber wohl von dem Schweiss des verendeten Hirsches Wind bekommen haben, denn sie kehrten um und kamen flüchtig an S. vorüber, welcher inzwischen eine dritte Kugelpatrone geladen hatte, mit welcher er den Achtender ebenfalls unter dem Feuer erlegte. Die Hirsche wogen aufgebrochen 290 bzw. 250 und 190 Pfund, hatten also ein Gesamtgewicht von 730 Pfund. Wenn einzelnen und vielleicht recht vielen Jägern dieser Fall unglaublich erscheint, so kann ich als Hauptzeugen den wohlbekannten Nimrod Herrn Professor Dr. M. aus Berlin nennen, welcher circa 600 Schritt von meinem Schwager entfernt, vor Erstaunen nicht wusste, was er sagen sollte, als er die drei starken Hirsche erlegen sah. Dass S. freilich ein selten besonnener und guter Büchschütze ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Mit Waidmannsheil: R. S.

(B. T.-Bl. 15. 7. 91.)

11. Kaninchenjagd. Ausser auf Pichelswerder giebt es auch in den Sternbergen an der Jungfernhaide, gegenüber dem Spandauer Bock, wilde Kaninchen. An beiden Orten sind solche ausgesetzt worden. Man hat in den letzten Jahren auf Pichelswerder mit Hilfe von Frettchen, namentlich aber durch Schiessen, ihre Zahl zu verringern gesucht, wobei auch der Fuchs fleissig geholfen hat. Seit dem vorigen Jahre giebt es auch in den Wällen an der Südseite von Spandau wilde Kaninchen, die in den angrenzenden Gärten grossen Schaden anrichten. Die interessirten Besitzer sind bereits bei der Kommandantur um die Erlaubnis, die Kaninchen wegschiessen zu dürfen, eingekommen.

Voss. Z. 14. 4. 1887.

12. Zunahme der Wölfe. Aus dem Osten und Westen Deutschlands kommen viele Klagen über die Zunahme der Wölfe und über die Frechheit, mit der dieselben sich bemerkbar machen. So schreibt man uns aus Bromberg vom 15. Januar von der deutsch-polnischen Grenze: in den Dörfern Thriemionke u. s. w., die am zugefrorenen Goblo-See liegen, haben sich in Folge des starken Schneefalles und hinzugetretenen Frostes, der bis auf 18 Grad gestiegen ist, ganze Rudel Wölfe aus Russland nach hier wechselnd gezeigt. Die an der Grenze wohnenden Besitzer haben Wolfsjagden angestellt, und sind viele halbverhungerte Thiere geschossen worden. — Aus Forbach in Lothringen wird der Köln. Ztg. vom 15. Januar geschrieben: Ein Wolf von grosser Seltenheit wurde gestern in der Jagd des Fabrikbesitzers Adt von hier in dem Staatswald Frêne bei Machern durch den kaiserlichen Förster Ruland erlegt. Derselbe war ziemlich stark, ganz schwarz, unter dem Leibe grau, hatte einen langen gebogenen Schweif und sah eher einem schweren Hunde, als einem Wolfe ähnlich. Ein zweiter noch stärkerer Wolf entwischte leider aus dem Treiben. — Aus Metz wird ferner berichtet: Er war ganz kürzlich am hellen Mittage, als der von der Kreisstadt Chateau-Salins nach Delme fahrende Handelsmann Camille Mouchot auf der Landstrasse zwischen den genannten Städtchen, unfern des Waldes von Amélecourt bemerkte, dass eine Wölfin seinen hinter dem Wagen laufenden Hund verfolgte und immer enger umkreiste, bis es endlich zum offenen Angriff kam. Der Hund wehrte sich tapfer, während die Wölfin an einer Telegraphenstange feste Stellung nahm und auch nicht wich, als

Mouchot sie durch einen Revolverschuss an der Schulter verwundete. Weitere Schüsse abzugeben, verhinderte ihn das enge, wütende Ringen der beiden Tiere. Eilig abgestiegen, riss Mouchot einen Baumpfahl aus und schlug damit auf die Bestie ein. Leider wurden über diesen Vorgang die Wagenpferde scheu, so dass der Eigentümer, von der fast sicheren Beute ablassend, äusserste Mühe hatte, dieselben wieder zum Stehen zu bringen. So riss sich die Wölfin los und entfloh unter Geheul, einen starken Blutstreifen hinter sich lassend, nach dem Walde. Zwei Steinklopfer, welche jetzt, zu spät auf der Kampfstätte ankamen, verfolgten das Tier im Walde, jedoch ohne seiner habhaft zu werden. Der Hund kam, dank seinem mit Stacheln besetzten Halsbande, mit einer starken Bisswunde am Kopfe davon. — Aus Samobar in Kroatien meldet man vom 12. Januar: Hier liegt der Schnee eine Klafter hoch; die Verwehungen sind sehr stark und häufig. Die Wölfe wagen sich in grosser Anzahl nachts in unseren Marktflecken. Vorgestern Abend ging ein Bauer mit seiner Tochter von Samobar nach dem drei Stunden entfernten Ruda; auf dem Wege wurden beide von Wölfen überfallen und aufgefressen. Am anderen Tage fand man im Schnee Blutspuren, die Stiefel und andere Kleidungsstücke der Unglücklichen.

B. T. Bl. 11. 1. 1886.

13. Wolf. Aus Arnswalde wurde vom 22. Februar 1886 gemeldet, dass der dortige Kreis wiederum von zwei Wölfen, von denen der eine ein sehr starker Bursche, heimgesucht wurde. Zunächst wurden die Spuren im herrschaftlichen Garten zu Steinberg gefunden.

E. Friedel.

14. Wölfe in der Mark. Nach einer bei der Regierung zu Potsdam eingegangenen Anzeige sind im Arnswalder Kreise Wölfe mehrfach gesehen worden. Es ist dies wohl die neueste Erscheinung, welche der übermässig lange Winter und die Ueberschwemmung nach sich gezogen hat. Die Tiere scheinen aus den polnischen Gegenden gekommen zu sein und es wird ihnen, da sie grossen Schaden anrichten, seitens der Förster eifrig nachgestellt.

B. T. Bl. 17. 4. 1888.

15. Die Wölfe, welche sich in den letzten Wochen, wie wir unlängst mitteilten, wieder einmal in der von ihnen oftmals heimgesuchten Neumark lästig gemacht haben, sind weiter nach Hinterpommern bis an die Ostsee vorgedrungen. Dasselbe ist, wie uns mitgeteilt wird, jenseits der Ostsee in Schweden der Fall gewesen. Im Februar d. J. wurden beispielsweise nahe Carlskrona an der Ostsee fünf Wölfe gespürt und vertrieben, in Gegenden, wo seit Menschengedenken diese reissenden Bestien nicht beobachtet worden sind. Auch in Schweden hat der ellentiefe Schnee und der wütende Hunger den Wolf in die kultivierten Distrikte im Süden des Landes getrieben.

B. T. Bl. 18. 4. 1888.

16. Im Kreise Friedeberg N.-M. wurde im Dezember 1885 ein starker Wolf, Überläufer, gespürt, welcher Schaden an Rehen u. s. w. anrichtete.

E. Friedel.

17. Wölfe und Sauen. Gravelotte, 16. Dezember. Der starke Schneefall der letzten Tage kam unsern Jägern sehr gelegen; seit Monaten schon hatte sich, so wird der Metzger Ztg. geschrieben, ein Rudel Wölfe, sieben Köpfe stark, bemerklich gemacht und, nachdem es vor drei Monaten bei Rezonville eine Schafherde heimgesucht, die Schäfer zu grosser Wach-

samkeit zur Nachtzeit genötigt. Bei einer am letzten Sonntag veranstalteten Treibjagd kamen nun richtig alle sieben Wölfe in Sicht; der Besitzer des jenseits der Grenze gelegenen Schlosses Villers-aux-Bois, einer der gewaltigsten Nimrode hiesiger Gegend, erlegte eine starke Wölfin, während ein zweites dieser Raubthiere verwundet wurde. Hält der Winter noch eine Zeit lang an, so dürfen wir hoffen, bald von dem Raubgesindel ganz befreit zu werden. Dass es auch an Wildschweinen bei uns nicht mangelt, erhellt aus der Thatsache, dass der oben genannte Jäger letzthin in kurzer Zeit nicht weniger als sieben Stück erlegt hat; das zuletzt am 11. d. M. geschossene wog ausgeweidet über 200 Pfund.

B. T. Bl. 20. 12. 1885.

18. Wildsau. Eberswalde. Letzter Tage wurde im Sonnenburger Forstrevier der Förster Ohnesorge durch eine angeschossene Wildsau angegriffen und am Knie verletzt, ausserdem wurde ihm das Gewehr zertrümmert; seine Gattin, die ihn begleitete, wurde niedergeworfen, ohne indess verletzt zu werden. Das Schwein verendete bald darauf. Märk. Ztg., Jan. 1889.

19. Sanjagd. Pest. Ein unangenehmes Jagdabenteuer erlebte der Szelecskeer Gutsbesitzer Josef Balogh, welcher am 13. d. im Verein mit seinen Freunden Alexander und Bartholomäus Bodor in den Alt-Füzöser Forsten eine Treibjagd veranstaltete. Um die Mittagszeit wurde ein riesiger Eber aufgetrieben. Einer der Jäger feuerte sofort das Gewehr auf denselben ab, worauf der Eber auf seinen Angreifer zueilte, welcher unter lauten Hilferufen das Weite suchte. Auf den Lärm hin trat Balogh aus dem Dickicht hervor, um dem bedrängten Jäger zu helfen, allein das Wildschwein rannte ihn zu Boden. Balogh erhob sich zwar sofort wieder, doch konnte er nicht schiessen, denn ehe er sich dessen versah, hatte ihn der Eber wieder zu Boden geworfen. In diesem Augenblicke kam Alexander Bodor herbei, doch getraute er sich nicht, Feuer zu geben, da Balogh bald in der Luft schwebte, bald wieder auf dem Rücken des Ebers zu sehen war. Erst als das Wildschwein Balogh wieder abgeworfen hatte, gab Bodor zwei Schüsse ab und traf das Wild unter dem Auge und hinter dem Ohr, worauf das Tier sein Opfer, welchem bereits der linke Schenkel aufgeschlitzt war, liegen liess und seine Rettung in der Flucht suchte. Es warf zwei Treiber nieder, welche ihm in den Weg gekommen waren, und lief von den Gewehrschüssen der Jäger verfolgt noch eine gute Strecke weiter, bis es endlich von einer Kugel Bartholomäus Bodor's zu Tode verwundet, nach dem 23. Schusse zusammenbrach. Der Eber wog ohne die Eingeweide 192 Kilogramm. Balogh wurde auf einem Wagen nach Szamik-Ujvar befördert, wo er gefährlich verwundet darniederliegt.

(B. T.-Bl. vom Jan. 1889.)

20. Ein Fuchsfang im Grunewald. Gestern früh gegen 8 Uhr bemerkten einige Arbeiter auf dem Wege, welcher rechts vom Restaurant Hundekehle nach Paulsborn führt, einen Fuchs, der, unter einer Birke liegend, anscheinend sein Morgenschläfchen hielt. Sie benachrichtigten hiervon den Inhaber des genannten Restaurants, Herrn Zeitz, der ihnen, in Ermangelung einer Schusswaffe, seinen grossen Fischkescher zur Jagd auf das Wild überliess. Dem Fuchse hinterrücks nahend, warf einer der Arbeiter mit geschicktem Schwunge das Fischnetz über den arglosen Reiniere, der gleich darauf mit

mächtigem Sprunge in die Höhe schnellte, allerdings zu spät, denn er war bereits gefangen. Der auf so eigenthümliche und unrühmliche Weise der goldenen Freiheit beraubte Schlauberger — übrigens ein ausgewachsenes Prachtexemplar — wurde, seines schönen Pelzes beraubt, den Gästen des Herrn Zeitz bereits am Nachmittag als neuestes Opfer eines allzu festen Schlafes vorgestellt. (B. T.-Bl. 12. 3. 1890.)

21. Ungarische Hirsche bei Zehdenick. Als der Kaiser im vorigen Winter beim Besuch des Bückeburger Hofes auf der Jagd den mächtigen Achtzehnder „Peter“ erlegt hatte, äusserte er zu seiner Umgebung, solch kapitaless Wild möchte auch in den kaiserlichen Jagdgründen einen Platz finden. Um diesen Wunsch zu erfüllen, hat, wie der Weser-Ztg. aus Bückeburg berichtet wird, der Fürst letzthin aus seinen Besitzungen in Ungarn 21 vorzüglich zur Zucht geeignete Stück Hirschwild einfangen und nach Bückeburg bringen lassen, wo sie in einem Gehege gute Pflege fanden und ausgezeichnet gediehen. Der Fürst hat dies Wild dem Kaiser geschenkt und lässt es nach Zehdenick schaffen, in dessen Forsten es ausgesetzt wird. Wie seiner Zeit durch Einführung ungarischen Blutes sich der Wildstand im Schaumburger Walde bedeutend hob, so wird es voraussichtlich nun auch im Zehdenicker Revier geschehen. (B. T.-Bl. 18. 12. 1889.)

22. Städtische Jagd. Dass innerhalb der Stadt Berlin noch jagdbares Wild in einiger Menge vorkommt, dürfte den wenigsten bekannt sein. In den Rehbergen zwischen der Jungfernhaide und Müllerstrasse kommen Dachs- und Fuchsbauten vor, sowie viele Hasen und wilde Kaninchen, auch ist dort ein berühmter Anstand auf Rehe. Vom alten Georgenkirchhof besitzt das Märkische Museum ein ungewöhnlich grosses Hermelin, vom Humboldthain mehrere Steinmarder. Hasen und Kaninchen kommen mitunter jetzt noch im westlichsten Teile des Tiergartens vor. Bekannt sind die Eichhörchen des letzteren; in den städtischen Parks fehlen die Eichhörchen vollständig, da diese Parks erst neuere Anlagen sind. (B. T.-Bl. 3. 2. 1892.)

23. Wildschweine. Hennigsdorf, 6. Januar. (Eig. Mitth.) Neuerdings haben sich in den benachbarten Forstrevieren zahlreiche Wildschweine gezeigt. Da in den am rechten Havelufer zwischen Oranienburg und Spandau belegenen Forsten sich seit Jahren keine Schweine gezeigt haben, so vermutet man, dass die jetzt hier auftretenden Borstentiere über die Havel aus den Stolper, Schönwalder und Lanker Revieren gekommen sind. (Voss. Ztg. Jan. 1890.)

Wanderfahrt nach Fürstenwalde an der Spree.

Bericht über die 6. (4. ausserordentliche) Sitzung des II. Vereinsjahres

Sonntag, den 3. September 1893.

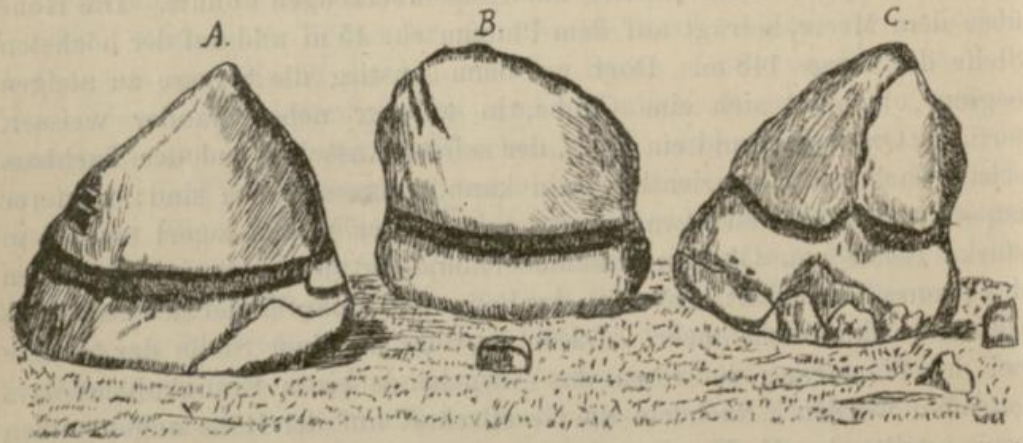
Auf dem Bahnhofe Friedrichstrasse hatten sich zur festgesetzten Zeit etwa 50 Teilnehmer, Mitglieder und Gäste, eingefunden. Bei der Ankunft in Fürstenwalde empfing Herr Oberlehrer Dr. Breitenbach die Gesellschaft auf dem Bahnhofe und führte sie über die Schienen weg nach dem Grundstück des Herrn Fabrikbesitzers Julius Pintsch zu einem Rundgange durch den Park. In dem vorderen Teile besteht derselbe aus sorgsam gepflegten Rasenbeeten, die mit einer Anzahl ausgewählter Zierpflanzen und Sträucher geschmückt sind. In der Tiefe erreicht dieser Teil einen Abschluss durch einen hochgelegenen Pavillon in Form eines griechischen Tempels, zu dem breite Treppen von vorn und hinten hinaufführen, während unter ihm eine Grotte aus verschiedenen Gesteinsarten errichtet ist, die in ihrer Anordnung die natürliche Lage im Erdinnern nachahmen. Hinter dieser Grotte geht die Parkanlage allmählich in den ursprünglichen Kiefernwald über, und den Abschluss bildet ein ausgedehnter Gemüsegarten mit einigen Warmhäusern. In einem derselben wurden Weinreben gezogen, die voller prächtiger Trauben hingen, welche Beeren von so besonderer Grösse hatten, dass sie nur unter diesen künstlichen Bedingungen ausreifen können. Interessant ist es, zu erfahren, wie in dem Warmhause die Bestäubung vor sich geht; da in dem abgeschlossenen Raum weder der Wind noch die Insekten Zutritt haben, so wird zur Zeit der Blüte durch Fächeln mit Flederwischen die Übertragung des Blütenstaubes auf die Narbe hervorgerufen, die Folge ist daher, dass die Trauben so ausserordentlich gut angesetzt haben. Hierauf ging es denselben Weg zurück durch die Anlagen der Stadt und vorüber an den Hüllen der Denkmäler für die beiden ersten Kaiser nach der Schultheiss-Brauerei. Hier eröffnete nach einer kurzen Erholungspause der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, die Sitzung und erteilte Herrn Oberlehrer Dr. Breitenbach das Wort zu dem Vortrage über die Geschichte der Stadt Fürstenwalde. Der anregende Vortrag wurde mit ungeteilter Aufmerksamkeit von den Zuhörern begleitet und durch lebhaften Beifall belohnt. — Der Vortrag wird unten abgedruckt werden. Nach dem Vortrage begab sich die Gesellschaft zuerst in die Domkirche und dann in das Rathaus. Der Dom ist im Jahre 1446 von Bischof Johann von Dehr neu erbaut. Hieran erinnert noch ein Denkstein mit dem Bildnis des Gründers.

Durch wiederholte Brände wurde die Kirche so zerstört, dass man bei der Renovierung im Jahre 1771 die hohen Kreuzgewölbe gänzlich abbrechen musste und den Bau durch eine einfache Stuckdecke entstellte. Die in der Kirche befindlichen Grabplatten der Bischöfe wurden genauer besichtigt. Unter diesen besitzt die Bronzeplatte des soeben genannten Bischofs Johann bedeutenden Kunstwert. Von reichen gotischen Ornamenten eingerahmt, zeigt sie das Bildnis des Bischofs und ringsum kleinere Figuren, welche die trauernden Hinterbliebenen des Verstorbenen darzustellen scheinen. Der Verfertiger dieses aus zwölf kleineren Platten kunstvoll zusammengefügtten Werkes ist vermutlich der ältere Hermann Vischer, Vaters des berühmten Peter Vischer. Ferner erregte das schöne Epitaph des Bischofs Dietrich von Bülow († 1523) die Aufmerksamkeit der Beschauer. Diesem Bischof verdankt die Kirche ein schönes Kleinod, das Sakramentshäuschen. Obwohl der reiche Figureschmuck der schlank aufstrebenden gotischen Pyramide sehr beschädigt ist, so erregt das Bauwerk doch noch Bewunderung sowohl durch seinen harmonischen Aufbau als auch durch die Feinheit der daran sichtbaren Detail-Arbeit. Von anderen Sehenswürdigkeiten sind vor allem zu nennen der siebenarmige Leuchter und das Taufbecken, beide sind Bronzearbeiten von imponierenden Verhältnissen, der erstere ist ein Geschenk des Bischofs Georg von Blumenthal, des eifrigen Gegners der Reformation, das letztere hat der in der Geschichte der Mark ebenfalls viel erwähnte Bischof Friedr. Sesselmann († 1483) gespendet. In dem Rathaus wurden ausser anderen historischen Merkwürdigkeiten die ältesten Urkunden des Stadtarchivs gezeigt, deren Bedeutung vorher im Vortrage erklärt worden war. Das grösste Interesse erregte die Urkunde der askanischen Markgrafen Otto V. und Otto VI. aus dem Jahre 1285, in denen den Bürgern Fürstenwaldes ihr Stadtgebiet unter genauer Angabe der Grenzen bestätigt wird, die älteste Urkunde, welche die Existenz der Stadt bezeugt. Darauf nahm die Gesellschaft ihren Weg durch Stimmings Restaurant, um die Überbleibsel der mittelalterlichen Stadtbefestigung zu besichtigen. Ausser geringen Resten der Stadtmauer ist nur noch ein stattlicher Turm übrig.

Hiermit war die erste Hälfte des Programms erledigt und es wurde zur Tafel geschritten, die im Restaurant Wilhelms Höhe für uns errichtet war. Unterwegs konnten wir die nun enthüllten Denkmäler in Augenschein nehmen. Während des Essens brachte zuerst der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, den Kaisertoast aus, danach liess Herr Oberlehrer Dr. Breitenbach die „Brandenburgia“ leben und der I. Beisitzer, Dr. Carl Bolle, feierte die Stadt Fürstenwalde und besonders zwei ihrer Bürger, Herrn Dr. Breitenbach und Herrn Kustos Buchholz, indem er zugleich diesen Herren für ihre Bemühungen den Dank der Gesellschaft aussprach. Gegen den Schluss der Tafel toastete Geheimer Rat Professor Liebenow in poetischer Sprache auf die Damen.

Vor der Thür harrten schon die Kremser, welche uns in einer halben Stunde nach dem Dorfe Rauhen brachten, das am Fusse der Rauenschen Berge liegt. Unterwegs konnte man schon einige wichtige geologische Beobachtungen machen. Zuerst ging die Fahrt im Thale der Spree dahin und rechts und links neben der Strasse bestanden die Felder aus Sand. Nach kurzer Zeit aber begann die Chaussee zu steigen, und führte schliesslich durch einen Hohlweg auf das Plateau hinauf. Hier wurde der Boden von einem sandigen Lehm gebildet, auf dem aus einem Ackerstück mehrere grössere Geschiebe „ausgebuddelt“ worden waren, die noch zerstreut herumlagen. Seiner ganzen Farbe und Ausbildung nach ist der Boden des Plateaus Oberer Geschiebelehm. Das Plateau ist ganz eben und nur flache Schluchten führen zum Thale hinab. Aus dieser horizontalen Fläche heben sich unvermittelt die Rauenschen Berge als ein in sich geschlossenes Massiv heraus und zwar ziemlich steil, wovon sich jeder beim Anstieg zur Höhe überzeugen konnte. Die Höhe über dem Meere beträgt auf dem Plateau ca. 45 m und auf der höchsten Stelle der Berge 148 m. Dort wo beim Anstieg die Strasse zu steigen beginnt, befindet sich eine Grube, in welcher nebeneinander weisser, tertiärer Quarzsand und ein Thon, der seinem Aussehen und der Nachbarschaft nach nur Septarienthon sein kann, aufgeschlossen sind; letzterer ist stark gefaltet und etwas ausgezogen. Über beiden lagert eine $\frac{1}{2}$ m starke Decke von Oberem Geschiebelehm, der sich auch in die Falten des Thones hineinzieht. Höheran der Bergwand hinauf findet sich der Obere Geschiebelehm nicht mehr. Dafür ist aber an einer Stelle der Strasse bei der Planierung derselben das Ausgehende eines Braunkohlenflötzes getroffen worden. Nachdem die Gesellschaft auf der Höhe angekommen war, erteilte der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, dem II. Schriftwart, Dr. Zache, das Wort zu einer kurzen Erläuterung über die Bedeutung der Markgrafen-Steine für die Inlandeistheorie. Der Redner führte ungefähr folgendes aus: Wir befinden uns an dieser Stelle in einem merkwürdigen Gegensatz zu Rixdorf. Dort standen wir in einer Grube und hatten vor uns eine 20 m hohe Wand aus Sand und Kies, welche nur als Absatzproduct der Gletscherwasser aufgefasst werden kann; hier stehen wir auf einem hohen Bergkomplex, welcher seine Umgebung weit überragt. Wenige Dezimeter unter unseren Füßen, an vielen Stellen direkt an der Oberfläche, lagern tertiäre Gebilde, und die Braunkohlengruben bei Rauhen und Petersdorf gehören zu den ältesten der Mark. Das Tertiär lagert in der Mark überall unter dem Diluvium, es war also das Gletscherbett des Inlandeises. Auch hier, auf dieser hohen Stelle, ist es von diluvialen Resten überzogen, und die Markgrafensteine sind durch das erste Inlandeis hierhergeschafft worden. Wir müssen uns vorstellen, dass das Inlandeis auf dem Plateau von Lebus angekommen war, und dass seine Gletscherwässer in der Niederung des heutigen Spreethales

und darüber hinaus nach Süden strömten und hier die ungeheueren Sandmassen anhäuften, welche den Boden der Niederlausitz ausmachen. Ihr Weg ging natürlich zu beiden Seiten neben den Rauenschen Bergen vorüber, und in der Schlucht von Langewahl über Petersdorf und durch den Scharmützelsee hat sich eine dieser Strassen erhalten. Die Sand- und Schlammmassen halfen selbstredend die Unebenheiten in der tertiären Oberfläche ausgleichen, so dass das Inlandeis bei seinem weiteren Vorrücken sich auch, infolge des beständigen Nachschubes von hinten, auf diese Höhen hinaufschieben musste. Wahrscheinlich aber bereiteten diese dem Vorrücken doch einige Schwierigkeiten, so dass ein Aufenthalt in der Bewegung entstand, wodurch wieder der Absatz von Sand, Kies und Schlamm im Vorlande nur noch gesteigert wurde. Beim Abschmelzen blieb daher die Grundmoräne des ersten Inlandeises auf den Kuppen zurück und aus ihr stammen die grossen Blöcke.



Der grosse Markgrafenstein auf dem Rauenschen Berg bei Fürstenwalde, mit dem durch Sandgebläse erzeugten Erosions-Gürtel, von 3 Seiten gesehen (nach Bekmann 1751.)

Die zweite Vereisung war nun nicht so mächtig als die erste, und was diese zu Stande gebracht hatte, gelang jener nicht mehr. Sie vermochte das Hindernis nicht zu überwinden und das Gletschereis floss um die Berge herum, so dass sie als eine Insel aus dem Eise hervorragten. Die Gründe für diese Annahme ergeben sich aus dem unterwegs schon beobachteten Aufbau der Landschaft. Hierzu kommt, dass im Süden der Rauenschen Berge, zwischen dem Scharmützel-See und der Spree, der Obere Geschiebelehm wieder in weiter Ausdehnung auftritt, und dass er am östlichen Ufer des Scharmützel-Sees an dem oberen Rande der Böschung überall bis zu einer gewissen Tiefe hinab auftritt. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Rinne des Scharmützel-Sees schon vor der Ablagerung des oberen Geschiebelehms ausgeprägt war. Wir haben es daher in den Rauenschen Bergen mit einer der sogenannten „Durchragungen des unteren Diluviums durch das obere“ zu thun, wie sie sich ziemlich häufig in der Norddeutschen Tiefebene finden, so

ist z. B. eine ebenso grossartige wie diese hier in den Ferien von mir nördlich von Zielenzig beobachtet worden. Dort liegt auf der höchsten Kuppe, dem Taubengebige mit 167 m, neben der Triangulations-Marke ein Findling, der allerdings nicht ganz so gross ist als dieser hier, aber doch noch ungefähr ein Würfel mit einer Kante von 1,75 m Länge ist. Andere Durchragungen sind als förmliche Züge aus der Uckermark beschrieben worden.

Merkwürdig ist noch, dass sich von der Grundmoräne des ersten Inlandeises ausser diesen grossen Blöcken und den zahlreichen kleineren nichts erhalten hat, vor allen Dingen nicht die geringste Spur einer Lehndecke, von dieser ist nur der Sand übrig geblieben, während der Thon ausgewaschen worden ist. Diese Erscheinung rührt offenbar daher, dass die Kuppen während der zweiten Vereisung als Erdoberfläche allen Regengüssen ausgesetzt waren, welche sicher mit dem Abschmelzen des Inlandeises verbunden waren, wodurch natürlich aller Thon aus der Grundmoräne ausgeschlemmt wurde.

Es ist klar, dass diese grossen Blöcke zum Nachdenken über ihre Herkunft herausfordern mussten. Es ist hier nicht der Ort, auf alle Theorien näher einzugehen. Es mag nur auf eine Erscheinung hingewiesen werden, welche Klöden vor 61 Jahren schon hervorgehoben hat. Nachdem er die geologischen Lagerungsverhältnisse hier so sorgfältig beschrieben hatte, dass seine Nachfolger Plettner, Girard und Berghaus nichts hinzuzufügen vermochten, spricht er noch von einem dritten Block, welcher eine Viertelmeile nördlich von den Markgrafensteinen, am Fusse der Rauenschen Berge im Lehm des Plateaus gefunden und zu vier grossen Säulen verarbeitet worden war. Dieser Block war ganz von Lehm umhüllt und hatte dieselbe petrographische Zusammensetzung als die übrigen beiden auf den Bergen, ein Zeichen dafür, dass alle drei von derselben Stelle stammen und die Reise gemeinsam gemacht haben mussten. Klöden schreibt dazu: „Sollte es hierbei nur zufällig sein, dass diese kolossalen Bruchstücke in einer Linie lagen von Norden nach Süden? Drängt sich dabei nicht unwillkürlich der Gedanke an eine in dieser Richtung thätigen Wurfkraft auf?“ Aber er ist noch einen Schritt weiter gegangen bis zu einer Zusammenfassung, indem er am Schlusse des Stückes V seiner Beiträge schreibt, „dass diese grossen Geschiebe sich nur in der Uckermark, der östlichen Mittelmark und Neumark finden, während die Priegnitz und die westliche Mittelmark keine zu enthalten scheinen. Sollten sie hier wirklich fehlen oder nur nicht bekannt sein?“ Diese grössten, von denen hier die Rede ist und die auf solchen Höhen liegen, wie die von Rauen und von Zielenzig sind, fehlen wohl südlich dieser Linie, denn ihr Vorhandensein wäre diese 60 Jahre hindurch kaum verborgen geblieben. Ihre Grösse und die exponierte Lage sind ein Zeichen dafür, wie gross die Transportfähigkeit

des ersten Inlandeises war, aber auch zugleich ein Zeichen, dass mit dieser Leistung der Höhepunkt erreicht war, d. h. dass die Bewegung des Eises zum Stillstand gekommen war.

Aber diese Thatsache der Verbreitung der grossen Blöcke erlaubt vielleicht noch eine weitere theoretische Auslegung. Es ist wohl zweifellos, dass die Eisdecke zunächst eine gewisse Mächtigkeit erlangt haben musste, bevor sie diese Riesen überhaupt in Bewegung zu setzen vermochte, und deshalb mussten sie sich auch schon wieder in einem gewissen, rückwärts liegenden Abstände vom Rande des Inlandeises niederschlagen. Bevor das Eis also die nötige Stärke hatte, ging es über die Blöcke hinweg, wobei die kleineren, schon beweglichen Geschiebe diese Blöcke schrammten und rieben; deshalb haben alle grossen eine glatte, polierte Oberfläche. Und die Auskehlung des einen der Markgrafensteine ist vielleicht die Folge dieses beständigen Scheuerprozesses.

Am Schlusse des Vortrages machte der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, noch einmal auf die Auskehlung aufmerksam und Ausschussmitglied, Prof. Dr. Krause führte dieselbe auf die Stetigkeit des Windes zurück, der den Sand beständig gegen den Stein getrieben habe, wodurch die Abschleifung hervorgerufen worden sei.

Zum Schluss berichtete im Angesicht der Steine der I. Schriftwart, Ferdinand Meyer, dass aus dem grössten der Blöcke die Riesenschale im Lustgarten unter Cantians Leitung gefertigt worden sei. Die Arbeit begann im Mai 1827 und bereits nach Jahresfrist konnte die 1600 Ctr. schwere Schale von 69 Fuss 7 Zoll Umfang auf Holzwalzen von ihrem Standort bis zu dem $\frac{3}{4}$ Meilen entfernten Punkte an der Spree, und zwar auf einem zuvor gebahnten Wege, befördert werden. Dieser Transport erforderte 6 Wochen. Am 6. November langte sie auf einem besonders eingerichteten Spreekahn glücklich in Berlin an, das gesamte Steinmetzpersonal (44 Mann) auf ihrem Rande und den Meister Cantian mit sich führend. Bei dem Transport durch die Stadt mussten die hölzernen Pfosten der zu engen Grünstrassen-Brücke um ein Bedeutendes ausgestemmt werden. Das Abschleifen und Polieren der Schale erfolgte in einem am Spree-Ufer (an der Lustgartenseite) errichteten Gebäude mittelst einer Dampfmaschine, welche Arbeit nach 2 $\frac{1}{2}$ jähriger Dauer beendet war. Für die Aufstellung dieser grössten aller Vasen hatte der König die Rotunde des Bilder-Museums bestimmt, auf Schinkels Vorstellung jedoch Abstand davon genommen. Leider erhielt die Schale während des Abschleifens einen Sprung und musste, nicht zu ihrem Vorteil, durch Granitwürfel gestützt werden.

Bevor der Abstieg nach Rauen angetreten wurde, machte unser Mitglied, der Hof-Goldschmied und Juwelier Telge, einige photographische Aufnahmen der Steine. In Rauen wurde die ehrwürdige

Kirche besichtigt, der Kaffee eingenommen und danach um 6 Uhr die Rückfahrt nach Fürstenwalde angetreten. Im Hotel Kronprinz vereinigte sich die Gesellschaft noch zu einem kurzen Imbiss, und wurde während dessen von dem durch die Enthüllungsfeierlichkeiten behindert gewesenen Bürgermeister Herrn Köppe herzlich begrüßt, während vorher Professor Liebenow noch einmal der Stadt Fürstenwalde gedacht und mit dem alten Worte geschlossen hatte: Hie guet Brandenburg allewege! In der neunten Abendstunde erfolgte die Rückfahrt nach Berlin.

Der herrliche Herbsttag hatte nicht unwesentlich zum guten Gelingen der Tour beigetragen, und so wird die Wanderfahrt nach Fürstenwalde allen Teilnehmern in guter Erinnerung bleiben.

Überblick über die Geschichte des Landes und Bistums Lebus, sowie der Stadt Fürstenwalde.

Von Dr. Breitenbach.

Hochverehrte Anwesende! Es ist mir von Seiten des Vorstandes dieses Vereins der ehrenvolle Auftrag zu teil geworden, Ihnen etwas aus der Geschichte dieser Landschaft und der Stadt Fürstenwalde vorzutragen. Ich habe mir nun zur Aufgabe gestellt, diejenigen Teilnehmer an dieser Wanderfahrt, welche mit der Geschichte unserer Landschaft und unseres Städtchens nicht genauer vertraut sind, ganz im allgemeinen über die Vergangenheit des Landes Lebus und die Schicksale der Stadt Fürstenwalde zu informieren. Denn nur wer diese Geschichte kennt, wird die ziemlich unscheinbaren Denkmäler der Vorzeit, die Sie nachher in Augenschein nehmen wollen, mit Interesse betrachten. Solche Übersichten pflegen freilich etwas trocken auszufallen und ich bitte daher um Verzeihung, wenn mein Stoff nicht im stande sein sollte, Ihr Interesse dauernd zu fesseln. Ich gedenke zunächst, die Geschichte des ganzen Landes und des Bistums bis zu dem Jahre 1385 zu verfolgen, in welchem Fürstenwalde Sitz der Bischöfe von Lebus wurde, dann aber Ihre Aufmerksamkeit lediglich auf die Entwicklung der Stadt und ihre Herren, die Bischöfe, zu lenken. — Sie befinden sich hier also in einer der ältesten Städte des Landes Lebus, deren Gründung als eine deutsche Stadt um die Mitte des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist; nur muss man dieselbe nicht in das graue Altertum hinaufschrauben wollen, wie dies Goltz in seiner Chronik von Fürstenwalde thut. Der Pastor Goltz, Prediger an der hiesigen Domkirche, hat nämlich im Jahre 1837 eine umfängliche Chronik unserer Stadt geschrieben, welche insofern ein hochverdienstliches Werk ist, als darin alles urkundliche Material, das dem eifrig sammelnden Verfasser zu Gebote stand, sorgfältig verzeichnet ist.

Freilich erschwert der Mangel an Übersichtlichkeit die Lektüre allzusehr, und für die ältere Zeit bedeutet sein Buch geradezu einen Rückschritt hinter das ausgezeichnete Werk des Kriegsrats Wohlbrück über die Geschichte des Landes und Bistums Lebus, welches in den Jahren 1829—32 erschienen ist. Überall da, wo der kritiklose Goltz von dem scharfsinnigen Wohlbrück abgewichen ist, verliert er sich in haltlose Faseleien, und leider sind gerade diese historisch unbegründeten Behauptungen, Fürstenwalde sei das *ὀψιμίτιον* des Ptolemäus, die Franken hätten hier ein Schloss angelegt, Miecislaus I. hätte zu Ottos I. Zeiten unseren Ort zu einer Stadt erhoben, diese sei 1055 mit hohen Mauren und Thoren umgeben und habe früher Herzogswalde, dann Bischofswalde geheissen und was dergleichen mehr ist, in die landläufigen Geschichtsbücher übergegangen; so finden sie sich zum Teil in Bergaus im Jahre 1885 erschienenen Inventarium der Bau- und Kunstdenkmäler der Mark. Doch ich kehre zu unserem Stoff zurück. Das Land Lebus, in dem Fürstenwalde liegt, erscheint schon zur Zeit der sächsischen Kaiser im 10. Jahrhundert als ein Teil des Polenreiches. Lebus oder Lubus, wie die ältere Namensform lautet, ist ein Städtchen unterhalb Frankfurt am linken Ufer der Oder, wird zum ersten Mal und zwar als ein magnum castrum, ein bedeutendes Schloss, im Jahre 1109 erwähnt; es ist zu dieser Zeit der Sitz eines Kastellans, war also der Verwaltungsmittelpunkt einer terra oder eines territorium des Polenreiches, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass das Land Lebus, welches damals zu beiden Seiten der Oder lag, also nicht blos den Lebuser Kreis, sondern auch das Land Sternberg und die Umgegend von Züllichau umfasste, seinen Namen von der Hauptstadt des Bezirks hatte. Die Behauptung, dass es nach dem nur einmal erwähnten Stamme der Liubuzzi geheissen habe, steht auf sehr schwachen Füßen, obgleich man sie in jedem Geschichtsbuch lesen kann. Wir wissen durchaus nicht genau, wo dieser Liutizzenstamm gewohnt hat. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, dass die slavische Bevölkerung hiesiger Gegend besonders auf dem Lebuser Plateau nur sehr dünn war, vielleicht weil diese Grenzgegend durch die ewigen Feindseligkeiten der Polen und Liutizen verödete. Lebus war im Anfang wohl der einzige wichtigere Ort unserer Landschaft. Die Feste war von den Polen gewiss zur Beherrschung des Oderlaufes und Oderhandels erbaut und erblühte zu einer nicht unbedeutenden Handelsstadt. Die Stadt spielte in der Zeit der polnischen Herrschaft sicher die Rolle, die später zur Zeit des deutschen Regiments Frankfurt zufiel. Das Bistum Lebus, dessen Sitz später in Fürstenwalde war, erscheint zum ersten Mal i. J. 1133. Es ist wahrscheinlich von dem Polenherzog Boleslav III. (1102—38) gegründet. Der Sprengel des Bistums deckte sich fast genau mit den Grenzen des Territoriums Lebus; er wurde vom Bistum Posen abgezweigt, wohl weil dieser zu gross erschien. Die freilich schon ziemlich

alte Behauptung, dass das Bistum ursprünglich in Ostgalizien gegründet und von dort nach Lebus verpflanzt sei, halte ich für einen Irrtum, dessen Entstehung man sehr wohl erklären kann. Jene Annahme hat dann gar unseren Goltz zu der gänzlich irrigen Behauptung verleitet, das Bistum habe überhaupt nie seinen Sitz in Lebus gehabt. — Das Piastenreich zerfiel seit dem Tode des vorhin genannten Boleslav III. in verschiedene Teilreiche, und es war eine glückliche Fügung des Schicksals, dass das Land Lebus nach mehrfachen Wechselfällen dauernd unter die Herrschaft derjenigen Piastenfürsten kam, die das Teilreich Schlesien beherrschten. Diese schlesischen Piasten begünstigten nämlich in ihren Ländern das Deutschtum; und dies kam auch unserem Ländchen zu gute. Heinrich I. und sein Sohn Heinrich II., der Fromme, riefen zahlreiche deutsche Bauern und Bürger in ihr Herzogtum, die dem ziemlich verwahrlosten Lande eine höhere Kultur brachten. So entstanden schon unter schlesischer Herrschaft besonders hier im Kreis Lebus seit dem Jahre 1225 (die Urkunden sind uns erhalten) zahlreiche deutsche Dörfer und in den nächstfolgenden Jahren etwa bis 1233 die erste nachweisbar deutsche Stadt, Müncheberg, deren Name ja an die Cisterciensermönche, die Gründer derselben, erinnert. Die Ansetzung der Kolonien besorgte nämlich der Landesherr nicht selbst, sondern er überliess diese Arbeit entweder weltlichen Grossen oder viel häufiger den Mönchs- und Ritterorden der Cistercienser, Augustiner, Templer, Johanniter, denen er zu diesem Behufe grössere Länderstrecken überwies. Das Land Lebus war bis zu jener Zeit von der Elbgegend und seinem Kulturzentrum Magdeburg getrennt durch die wilden, christenfeindlichen Slavenstämme der Liutizen, welche die Mittelmark bewohnten. Diese Slaven wurden nun aber allmählich durch das Schwert der askanischen Markgrafen und der Erzbischöfe von Magdeburg überwunden und zum grössten Teil ausgerottet, und es ergoss sich nun auch in die Mittelmark der Strom der deutschen Einwanderer, die sich also von Westen her dem Lande Lebus näherten. Früher als die Markgrafen hatten die Erzbischöfe von Magdeburg ihr Auge auf unser Land Lebus geworfen. Die Erzbischöfe hatten nämlich noch nicht vergessen, dass sie einst zur Zeit der Ottonen die geistliche Oberhoheit über das Bistum Posen, also auch über Lebus, gehabt hatten. Wahrscheinlich auf Grund dieser alten Ansprüche hatten sie sich 1109 von Heinrich V. bei Gelegenheit eines Feldzuges gegen Polen die Stadt Lebus vom Kaiser schenken lassen, ohne den Ort behaupten zu können. — Jetzt erneuerten sie ihre Angriffe auf das Land zum Ärger der Askanier, die sich die wichtige Oderlandschaft auch nicht entgehen lassen wollten. Die Streitigkeiten in der Familie der Piasten erleichterten den deutschen Fürsten die Durchführung ihrer Pläne. Herzog Boleslav der Kahle von Niederschlesien suchte einen Bundesgenossen gegen seinen Bruder Heinrich III. von

Breslau. Hierzu bot sich ihm der Erzbischof Wilbrand von Magdeburg an. Als Preis für seine Hilfe überliess ihm Boleslav die Hälfte des Landes und der Stadt Lebus und nahm die andere Hälfte von ihm zu Lehen. Eine höchst interessante Urkunde vom Jahre 1249, in der auch die Grenzen des Landes genau beschrieben werden, giebt uns genaue Kunde von diesem Vertrag. — Zu unserem Erstaunen erscheinen nun aber in einer Urkunde des Jahres 1252 statt des Boleslav die askanischen Markgrafen Johann I. und Otto III. als die Mitbesitzer des Landes, welches dann im Jahre 1253 zwischen Magdeburg und Brandenburg geteilt wurde. Wie dieser Szenenwechsel vor sich gegangen sein mochte, habe ich in meinem Buche „Das Land Lebus unter den Piasten“ genauer ausgeführt. Von Boleslav ist in der Folgezeit gar nicht mehr die Rede. Es beginnen nun aber allerhand Reibereien zwischen den beiden deutschen Rivalen, die das Land in Beschlag genommen hatten. Es dürfte den verehrten Anwesenden bekannt sein, dass zwischen den brandenburgischen Askaniern und den Erzbischöfen von Magdeburg so mancher harte Strauss ausgefochten worden ist und dieser Gegensatz erreichte ja gerade in den nächsten Decennien seinen Höhepunkt, als bei Frose 1278 eine Schlacht geschlagen wurde, „so hart, dat neimand dachte noch seggen hadde gehort van so hardem stride. Man kann sich denken, was sich in solcher Zeit für Zustände entwickelten in dem Lande Lebus, welches nicht etwa in der Weise geteilt war, dass die beiden Mächte je einen zusammenhängenden Länderanteil hatten. Die Teile der magdeburgischen und brandenburgischen Hälfte lagen vielmehr bunt durcheinandergewürfelt im ganzen Lande zerstreut, und die Hauptstadt Lebus besaßen sie gar gemeinschaftlich. — Dennoch wurde in den Friedensjahren von beiden Besitzern die Kulturarbeit kräftig gefördert. Immer dichter wurde das Land mit deutschen Kolonisten besiedelt. Im Jahre 1253 gründeten die beiden Markgrafen an einer Stelle, die für den Handelsverkehr überaus günstig lag, die künftige Hauptstadt des Landes Lebus, Frankfurt. Ich glaube in der erwähnten Schrift erwiesen zu haben, dass vor diesem Jahre 1253 eine grössere deutsche Ansiedelung an jener Stelle nicht vorhanden gewesen ist.

In diese erste Zeit der deutschen Herrschaft fällt auch jedenfalls die Gründung der Stadt Fürstenwalde. Denn die älteste diese Stadt betreffende Urkunde, die Ihnen nachher vorgelegt werden wird, aus dem Jahre 1285, nennt die Stadt als eine vor alter Zeit gegründete. Natürlich könnte man die Gründung auch in die letzten Jahrzehnte der schlesischen Herrschaft verlegen, aber keinesfalls vor 1225. Die regelmässige Anlage der Strassen, das Fehlen eines Kietzes, in den sonst bei alt-slavischen Orten die slavische Bevölkerung verbannt zu werden pflegt, der deutsche Name deuten an, dass wir es hier mit einer deutschen Neugründung zu thun haben. Hütten slavischer Fischer könnten vielleicht gelegen

haben in einer ziemlich tief liegenden und Überschwemmungen ausgesetzten Gegend, zwischen der Spree und sumpfigen Wiesen und ausserhalb der alten Stadtmauer. Dieselbe führt nämlich noch jetzt den Namen Altstadt. Die älteste Erwähnung dieser Bezeichnung, die ich habe finden können, steht in einer Urkunde des Bischofs Friedrich vom Jahre 1466, „hortus Petri Krüger in der alden Stadt“. — Dass dort nicht die alte deutsche Stadt Fürstenwalde gelegen haben kann, erhellt ohne weiteres aus der ganzen Lage. Woher der Name der Stadt Fürstenwalde kommt, kann man nur vermuten. Der zeitweilige Fürst des Landes war vor der Gründung der Stadt selbstverständlich der Herr und Besitzer des ungeheuren Forstes, in dessen Mitte die Stadt erbaut wurde. Nach dieser Abschweifung kehren wir zu der Geschichte des ganzen Landes zurück.

Mit den Eifersüchteleien der beiden Besitzer des Landes hängt vermutlich die Verlegung des Bischofssitzes von Lebus nach Göritz zusammen. Die Bischöfe und das Domkapitel von Lebus stammten noch auf Jahrzehnte fast ausschliesslich aus Schlesien und zwar speziell aus Breslau; wenngleich sie jetzt bereits meist deutschen Stammes waren, so standen sie den neuen deutschen Herren doch mit einem übrigens wohlbegründeten Misstrauen gegenüber und suchten sich eine möglichst unabhängige Stellung zu sichern. — Bischof Wilhelm, der zur Zeit des Regierungswechsels den bischöflichen Stuhl inne hatte, glaubte nun wohl durch engen Anschluss an Magdeburg die Interessen seines Bistums zu fördern. Er versprach in einer Urkunde vom Jahre 1276 — aus der übrigens zu entnehmen ist, dass Bischof und Domkapitel schon seit einiger Zeit nicht mehr in Lebus weilten, vielleicht weil ihnen hier der Boden zu heiss war — seinen Sitz auf den magdeburgischen Anteil des Landes Lebus zu nehmen. Hieraus erklärt sich, dass wir nun in der Folgezeit aus Urkunden erfahren, dass die Residenz der Bischöfe nach Göritz, jetzt ein Flecken nicht weit von Lebus, aber auf dem rechten Oder-Ufer, verlegt worden ist. Doch auch hier war, wie sich zeigen wird, ihres Bleibens nicht. — Die Tage der Doppelherrschaft gingen zu Ende. Magdeburg musste seinen Anteil an dem Lande Lebus etwa ums Jahr 1287 abtreten. In der That war es wohl eine Unmöglichkeit für das Erzstift, den weit vorgeschobenen Posten in der Oderlandschaft, der rings von brandenburgischem Gebiet eingeschlossen war, zu behaupten. Der Umstand, dass zu dieser Zeit gerade ein Askanier, Erich, den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg inne hatte (1283 bis 1294), dürfte einen solchen Ausgleich wesentlich befördert haben. — Besonders glänzend entwickelte sich nun die Macht des askanischen Hauses unter dem grossen Waldemar. Da mussten sich denn die Bischöfe von Lebus im Jahre 1317 bequemen, in aller Form das Patronat ihrer Landesherrn anzuerkennen. Doch mit dem Tode Waldemars

brachen die Stürme über Land und Bistum von neuem herein. Denn auch auf dem Boden der Mark wurde der grosse Streit zwischen den Häusern Wittelsbach und Luxemburg, zwischen dem gebannten Kaiser und dem Papste ausgefochten, weil Kaiser Ludwig der Baier seinen Sohn Ludwig mit der erledigten Mark belehnt hatte. Vom Papste autorisiert, brachen die Horden des Polenkönigs 1325 und 1326 in die östlichen Landschaften Brandenburgs ein und verwüsteten insbesondere das Land Lebus in greulicher Weise. Bischof Stephan II. von Lebus wurde, wahrscheinlich weil er in dem Streit zwischen Kaiser und Papst sehr entschieden gegen den ersteren Partei genommen hatte, beschuldigt, diese Einfälle veranlasst zu haben, und da er zu dieser Zeit auch in einen Streit mit der Frankfurter Bürgerschaft verwickelt war, so richtete sich die Volkswut gerade gegen ihn. Gern zogen daher auf den Ruf ihres Markgrafen die Frankfurter — auch die Müncheberger und Brandenburger scheinen teilgenommen zu haben — unter Leitung des Lebuser Vogts Erich von Wulkow aus, um die Güter des Stifts heimzusuchen. Göritz, den Sitz des Bischofs und Domkapitels zerstörten sie so gründlich, dass die Stadt, wie eine päpstliche Bulle sagt, „facta est campus et ager, in quo semina seminantur“ — zu Ackerland wurde. Dafür wurde der Markgraf und die beteiligten Städter von dem Bischof mit Bann und Interdikt belegt. Das feindselige Verhältnis der wittelsbacher Markgrafen zu den Bischöfen von Lebus währte auch fernerhin, so dass der Bischof und die Domherren ausserhalb ihres Sprengels umherirrten, gewiss meist in Schlesien, wo auch Stephan II. 1345 starb. Sein Nachfolger Apezko wurde sogar von dem Marschall des Markgrafen Ludwig gefangen und musste sich mit Geld auslösen. Erst als Heinrich II. von Bantsch, wie sein Vorgänger ein Breslauer, im Jahre 1354 die bischöfliche Würde erlangte, wurde der Friede hergestellt. An wem hätte auch der Bischof einen Rückhalt finden können, nachdem die Tragikomödie des falschen Waldemar ausgespielt war und Karl IV. sich 1350 mit Ludwig, dem bayerischen Markgrafen, ausgesöhnt hatte. Dass der falsche Waldemar auch hier in unserer Stadt Anerkennung fand, werden Sie aus zwei Urkunden, die Ihnen vorgelegt werden sollen, ersehen. — In Folge des Ausgleichs zwischen Ludwig dem Römer und dem Bischof, der natürlich von dem Markgrafen mit grossen Opfern erkaufte werden musste, erhielt das Bistum die Städte Lebus und Fürstenwalde mit allen Hoheitsrechten, nur behielt sich Ludwig das Öffnungsrecht vor. Seine Hoheitsrechte in Fürstenwalde hatte Markgraf Ludwig bereits 1352 einem seiner bairischen Vertrauten, dem Friedrich von Lochen, zu Lehen gegeben; auch hatte er diesem seinen Günstling gestattet, ein festes Haus, „ein Gebuw, das da gebuwet ist an der nügen Vosten in der Stat“ zu bauen. Er wurde mit Boitzenburg entschädigt. Und nun erst hob der Bischof

Heinrich im Namen des Papstes den Bann auf, der noch immer auf dem Markgrafen und allen, die ihm anhängen, lastete. — Nun kam aber auch das Bistum erst wieder in den Besitz seiner Güter, soweit dieselben in der Mark lagen; denn die bedeutendsten Besitzungen desselben lagen damals noch in Schlesien und Ostgalizien. — Da die Kathedralkirche und die Wohnungen der Domherren in Göriz ganz zerstört waren, so verlegte Bischof Heinrich den Sitz des Bistums wieder an die ursprüngliche Stelle — nach Lebus. Auf einem bisher unbebauten Berge neben dem Schloss — die alte Kathedralkirche ist also gewiss völlig zerfallen gewesen — wurde die neue Domkirche gebaut; aber es war ein ärmliches Gebäude. Doch auch hier war dem Bischof und Domkapitel keine Ruhe vergönnt. Dasselbe Ereignis des Jahres 1773 nämlich, welches unserem Städtchen Fürstenwalde einen Platz in jedem vaterländischen Geschichtsbuche verschafft hat, hat auch die Veranlassung gegeben, dass der Sitz des Bistums endlich zum dritten und letzten Male verlegt wurde — und zwar nach Fürstenwalde. Der letzte ohnmächtige Markgraf aus dem Wittelsbachischen Hause, Otto der Faule, wurde von Karl IV. im Jahre 1373, als er es allzuspät versuchte, seine Selbständigkeit zu wahren, mit Krieg überzogen und hier vor Fürstenwaldes Thoren in dem bekannten Vertrage gezwungen, die Mark an Karls Söhne abzutreten. Bei Gelegenheit dieses Kriegszuges wurde nun auch Stadt und Schloss Lebus erstürmt und die dortige Domkirche wurde „in stabulum jumentorum“ zu einem Pferdestall erniedrigt, die Wohnungen der Domherren verbrannt. So war denn das Bistum wieder einmal obdachlos, und schon damals beschloss Bischof Peter I. von Oppel, seine Residenz nach einem festeren und blühenderen Orte, nach Fürstenwalde zu verlegen. Erst 12 Jahre später, im Jahre 1385, wurde die Verlegung von Bischof Johann II. von Kittlitz wirklich vollzogen. In der päpstlichen Bulle wird der neue Bischofssitz gerühmt als *solenne et populosum, muris, turribus propugnaculis et fossulis bene munitum*, d. h. als prächtig und volkreich, durch Mauern, Türme, Festungswerke und Gräben wohl geschützt, in der die Güter und Personen des Stiftes wohl geborgen sein würden. Wenn nun auch die päpstliche Kanzlei den Mund etwas voll zu nehmen pflegt, so dürfte doch richtig sein, dass Fürstenwalde zu jenen Zeiten eine verhältnismässig ansehnliche und wohlverwahrte Stadt war. Der Stadtgraben wurde direkt von der Spree gespeist und bei Hochwasser umspülte sogar die Hochflut die ganze Stadt. — Das frühere Schloss des ebenerwähnten Friedrich von Lochen wurde nun vermutlich der Sitz des Bischofs. Es wurde 1407 neu erbaut. Das Restaurant, in dem wir eigentlich laut Programm zu frühstücken beabsichtigten, liegt an der Aussenseite des Grabens, der das Schloss umgab. Leider sind nur noch die Grundmauern vorhanden, da das Schloss 1576 ein Raub der Flammen wurde. — Die Pfarrkirche

der Stadt, die hier in unserer Nachbarschaft liegt und die wir gleich besuchen werden, wurde zur Kathedralkirche erhoben. Sie wurde von Bischof Johann VII. v. Dehr im Jahre 1446 neu im gotischen Stil erbaut. Aber auch von diesem einst sehr stattlichen Bauwerk sind nur noch die Umfassungsmauern und die Pfeiler, die das Schiff tragen, erhalten. Die Renovierung des Jahres 1771 hat die Kirche sehr entstellt.

Die älteste Urkunde der Stadt Fürstenwalde — sie wird Ihnen nachher auf dem Rathause vorgelegt werden — stammt also, wie bemerkt, aus dem Jahre 1285. In derselben wird der Stadt von den askanischen Markgrafen der ottonischen Linie, Otto V. und VI., ihr Stadtgebiet unter genauer Angabe der Grenzen bestätigt. Es sind genau dieselben Grenzen wie noch heutzutage. Sie umschliessen bereits den kostbaren Besitz der Stadt, den ausserordentlich grossen Stadtforst; er beläuft sich auf 21 000 Morgen. Es ist merkwürdig, dass der grössere Teil dieses Forstes, die sogenannte grosse Heide, auf einem zur Zeit der Gründung fremden Staatsgebiet lag, denn sie befindet sich jenseit der Spree, also damals auf lausitzischem Boden. Die Spree bildete seit ältester Zeit die Grenze zwischen der Mark Brandenburg und der Mark Lausitz, zu der die Herrschaften Beeskow-Storkow gehörten, die später hier entstanden. Wäre nicht seit 1303 die Lausitz auf längere Zeit mit Brandenburg vereinigt geblieben, so würde man schwerlich diesen Schatz auf die Dauer behalten haben. Es ist nicht zufällig, dass die Stadt zur Zeit der Unruhen nach dem Tode des grossen Waldemar in ihrem Besitz von den Beherrschern von Storkow, den Herren v. Strelen, beunruhigt wurde, wovon uns ein Verzicht dieser Herren aus dem Jahre 1328 Kunde giebt. Die Urkunde wird Ihnen nachher auf dem Rathause vorliegen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, dass die Blüte von Handel und Gewerbe und der Wohlstand der Stadt, der trotz Brand, Kriegsnot, Pest und Überschwemmung bis an den Anfang dieses Jahrhunderts Bestand hatte, zum guten Teil auf den Besitz dieses grossen Waldes beruhte. Bis zum Jahre 1779 bezogen alle Bürger aus dem städtischen Forst nicht etwa bloss freies Brennholz zum Heizen, sondern auch freies Bauholz zu allen Bauten und freies Brennmaterial zu allen bürgerlichen Hantierungen, so dass allein das freie Brennholz für die Bürgerschaft — es wurde natürlich auch noch Holz verkauft — in dem genannten Jahre 6400 Klafter betrug. Man kann sich denken, wie förderlich dies für die Brauer, Brauntweinbrenner, Bäcker, Töpfer war. Dazu kam ein schon im 16. Jahrhundert erwähntes, sehr einträgliches Brauereiprivileg, wonach laut Edikt Friedrichs I. vom Jahre 1702 sämtliche Orte des Kreises Lebus ihr Bier und ihren Brauntwein aus Fürstenwalde beziehen mussten; endlich war für den Gewerbebetrieb die billige Wasserkraft sehr vorteilhaft. Die Spree-Mühlen, die schon 1352 erwähnt werden, waren zwar fiskalisch, aber ihre Benutzung stand den Bürgern gegen eine mässige Abgabe

frei. Es waren gegen Ende des 16. Jahrhunderts nicht weniger als 11 Gänge vorhanden, und zwar gab es eine Getreide-Mahlmühle, eine Sägemühle, auf der der Magistrat eine bestimmte Menge Sägeblöcke unentgeltlich schneiden lassen durfte, drittens eine Lohmühle, die die Schusterzunft resp. Gerberzunft benutzte, viertens eine Walkmühle, welche den Tuchmachern diente. — Da wird es nicht Wunder nehmen, dass am Anfang dieses Jahrhunderts noch 25 Tuchmachermeister mit 410 Arbeitern und 73 Schuhmachermeister vorhanden waren. Mit der Beseitigung des Zunftzwanges und der sonstigen Privilegien sank die Blüte der hiesigen Gewerke schnell; das Land aber ringsum befand sich gewiss nicht schlechter. Übrigens ist die Stadt seit etwa 25 Jahren in ziemlich schnellem Wachstum begriffen und hat jetzt wohl dreimal so viel Einwohner als in alten Zeiten. — Endlich beruhte der Wohlstand der Stadt auch auf der Schifffahrt. Von Berlin aus wurden die Waaren meist nur bis hierher zu Schiff gebracht und von Fürstenwalde aus zu Lande weiter nach Frankfurt. Schon 1298 wird der Zoll erwähnt, der in Fürstenwalde von Schiffen und Flößen erhoben wurde; ferner hören wir, dass 1352 hier Zoll und Geleitsabgabe gezahlt wurde. Die im J. 1558 hier erbaute Schleuse dürfte nicht die erste gewesen sein; jedenfalls wurden von da ab die Handelsgüter, die nach Frankfurt bestimmt waren, zu Schiff bis an den Kersdorfer See gebracht und von da auf dem Landwege nach Frankfurt. Die Anlage des Müllroser Kanals durch den grossen Kurfürsten, vor allem aber in allerjüngster Zeit die des neuen Fürstenberger Kanals haben die Schifffahrt natürlich ausserordentlich gesteigert. Im vorigen Jahre haben 15 000 Kähne die Schleuse passiert, von denen die Hälfte noch einmal so viel trägt als die früheren kleineren Kähne, und doch ist der Schiffsverkehr, glaube ich, nicht mehr so einträglich für die Stadt als im Mittelalter. — Die Stadt erfreute sich unter bischöflichem wie unter kurfürstlichem Regiment einer ziemlich hohen Selbständigkeit. Zwar wurden die acht Ratmänner und der Richter vom Stadtherrn ernannt, der Rat aber wählte die vier Bürgermeister, von denen immer abwechselnd je zwei mit je vier Ratsherren die Geschäfte führten, und das Kollegium der scabini oder Schöffen, welches unter dem Vorsitz des Richters zu Gerichte sass, ergänzte sich selbst durch Cooptation. Dass diese Ämter vornehmlich mit den Angehörigen gewisser wohlhabender Familien besetzt wurden, ist selbstverständlich. Ein mehr demokratisches Element der städtischen Verwaltung bildete das Kollegium der Viertelsmeister, d. h. der Vertreter der vier Gewerke oder Zünfte, der Tuchmacher, Fleischer, Bäcker, Schuhmacher — im Jahre 1427 zum ersten Male urkundlich erwähnt. Diesen Viertelsmeistern oder Stadtverordneten stand im Jahre 1536 die Heide — Fischerei — Markt- und Baupolizei zu, sowie die Aufsicht über das Feuerlöschwesen.

Sie traten manchmal dem Magistrat feindlich entgegen; so scheinen sie es namentlich für ihre Aufgabe erachtet zu haben, darüber zu wachen, dass der Bürgergemeinde vom Magistrat nicht der Mitgenuss an den städtischen Gerechtigkeiten, besonders an dem Ertrage des Forstes, geschmälert werde. — Sehr interessant ist die Geschichte der hiesigen Schützengilde. Sie hatte, wie die Gründungsurkunde derselben aus dem Jahre 1427 beweist (Sie werden die Urkunde nachher sehen), nicht bloss gesellige, sondern wie alle diese Bruderschaften des Mittelalters, auch sittlich-religiöse Zwecke. Sie dotierte und unterhielt eine Jacobus-Kapelle ausserhalb der Stadt. — Nicht minder interessant ist eine Verordnung des Rats vom Jahre 1451, welche die schon 1365 erwähnte Elendsgilde von Fürstenwalde betrifft. Diese Bruderschaft stand in Beziehung zu der hiesigen kleinen Heiligen Geistkirche, die vor dem Müncheberger Thor lag und mit einem Spital verbunden war. Die traurigen Ueberreste desselben waren bis vor einem Jahre dicht bei dem Denkmal zu sehen, an dem Sie vorübergegangen sind. Dies über Verfassung und wirtschaftliche Lage der Stadt in älterer Zeit. Nun wäre freilich noch viel zu erzählen von den zum Teil hervorragenden Männern, die den Lebuser Bischofsstuhl im 15. und 16. Jahrhundert geziert haben. Ich greife besonders diejenigen heraus, deren Grabmonumente und Siegel Sie nachher in der Domkirche und im Rathaus sehen werden. Ich nenne Johann VII. von Dehr, einer schlesischen Familie angehörig, der den Dom 1446 erbaute, woran ein Denkstein in der Kirche erinnert. Seine kunstvoll gearbeitete Grabplatte ist vielleicht ein Werk Hermann Vischers, des Vaters des berühmten Peter Vischer; dann Friedrich III. Sesselmann, der als Kanzler unter Friedrich II., Albrecht Achill und Johann Cicero eine hochwichtige politische Rolle spielte — sein Wappen mit dem Halbmond werden Sie an dem Taufbecken erblicken — ferner den um das Bistum hochverdienten Dietrich v. Bülow, 1490–1523, wahrscheinlich Erbauer unseres Rathauses sowie des schönen Sakramentshäuschens im Dom, 1521 zum Regenten der Mark bestellt, der sich durch seine vorzügliche Finanzverwaltung des Stiftes hervorthat; er kaufte 1518 für 45 000 rheinische Gulden die Herrschaften Beeskow-Storkow von Ulrich v. Biberstein — Sie sehen, damals kostete ein Fürstentum so viel als jetzt ein mässiges Haus. Bekannt ist er auch als Gegner der Reformation. In der Bürgerschaft Fürstenwaldes scheinen protestantische Lehren schon sehr früh Eingang gefunden zu haben, denn ein Aufruhr der Bürger im Jahre 1523, an dem sogar der Bürgermeister Klaus Bernd Discher teil hatte, ist sicher auf die religiöse Bewegung zurückzuführen, die gerade in diesen Jahren das Bürgertum ergriff. Als Fürbitter für die Frevler treten bezeichnender Weise die Kurfürstin Elisabeth und ihr Bruder König Christian II. von Dänemark auf, der der Kurfürstin später bei ihrer Flucht behilflich war. Noch viel verhasster aber als

Dietrich war den Protestanten Bischof Georg von Blumenthal. Diesem Umstand verdankte ja Fürstenwalde den schlimmen Besuch des abenteuerlichen Ritters Nickel Minkwitz, Herrn von Sonnenwalde und Drehna. Noch eifriger als der Bischof war der Domherr Redorfer, Haupt- ratgeber Joachims I. in kirchlichen Dingen; Heidemann bezeichnet ihn als den gewandtesten Gegner, den die Reformation in der Mark gefunden. Es entwickelten sich hier in der Folgezeit höchst sonderbare Zustände, da die Bürgerschaft, abgesehen von einigen Magistratsmitgliedern, meist protestantisch gesinnt war, während der Stadtherr und sein Domkapitel eifrig katholisch waren. Die protestantischen Bürger suchten einen Rückhalt an Joachim II. Der Kurfürst aber, obwohl er der Patron des Bistums war, wagte doch keinen Eingriff in die Rechte des Bischofs zu thun. Bekanntlich suchte er alle extremen Schritte zu vermeiden; nur zu gern hätte er in der Mark die bischöfliche Gewalt mit der geistlichen Aufsicht über das Religionswesen erhalten; aber der Bischof Busso von Havelberg und Georg von Lebus versagten jede Mitwirkung bei einer auch noch so massvollen Reformation; sie leisteten bis an ihren Tod passiven Widerstand. Nachdem das Domkapitel noch einmal 1551 einen streng katholischen Bischof gewählt hatte, verstand es sich nach dessen Tode 1554 dazu, den neunjährigen Enkel des Kurfürsten Joachim Friedrich zum Bischof zu wählen. Nun mussten die Domherren 1554 die Domkirche den Protestanten zur Mitbenutzung einräumen, und als Joachim Friedrich 1598 den Thron der Hohenzollern bestieg, vereinigte er das Bistum mit dem Kurlande. Das Bild dieses letzten Bischofs von Lebus, welches er dem Rat selbst verehrt hat, werden Sie sogleich im Rathause sehen. — Einen der preussischen Könige hat Fürstenwalde öfters wenn auch nicht in seinen Mauern, so doch vor seinen Thoren gesehen. Friedrich I. fand an der hiesigen Gegend solches Wohlgefallen, dass er sich 1700 hier unmittelbar vor dem Frankfurter Thor ein einfaches Jagdschloss erbaute und es mit einem Lustgarten umgab. Die Jagd in der Heide hatte nämlich die Stadt 1557 an den Kurfürsten verkauft. Das Jagdschloss ist jetzt in ein Magazin umgewandelt, der Lustgarten ist verschwunden; denn der umliegende fiskalische Grund und Boden wurde von Friedrich dem Grossen zur Anlegung einer Kolonie, der sogenannten Amtskolonie, verwendet. Überhaupt hat Friedrich der Grosse seinem Kolonisationseifer hier die Zügel schiessen lassen. Die wohlhabende Stadt Fürstenwalde schien ihm gerade geeignet, um Grund und Boden sowie reiche Geldmittel zu diesem Zweck herzugeben. Trotz allen Sträubens musste der Magistrat in seiner Stadtheide die vollständige Einrichtung zweier Ackerkolonien, Kirchhofen und Braunsdorf, bestreiten und ferner für sächsische Damastweber vier Doppelhäuser bauen.

Dass Fürstenwalde auch zeitweise Universitätsstadt gewesen ist,

verdankte sie dem Umstand, dass in Frankfurt häufiger die Pest wütete als hier. Ein Dichter des 17. Jahrhunderts mit Namen Crellius besingt dies in folgenden köstlichen Alexandrinern:

Zu Frankfurt stirbt es noch; drum Pindus sich versetzt,
Der Kastalinnen Saft itzt Fürstenwalde netzet,
Parnass ist nun im Wald, und die geneunte Schaar
Die singet frei darinn

Zum Schluss möchte ich noch erwähnen, dass Fürstenwalde in seinem wackeren Bürgermeister Lotichius einen Dichter besessen hat, der im Jahre 1679 in einer stellenweise wirklich anmutigen Dichtung die Reize der Stadt besungen hat. Vergleichen Sie selbst, ob das Bild, das er von Fürstenwalde entwirft, nicht etwas geschmeichelt ist:

Es hat fast die Natur, die Schaffnerin der Sachen
In dieser Gegend hie nichts Schönres können machen:
Die Wälder rund herumb; die Wiesen hart dabey,
Nicht weit der Felder Zier; nah an die Schäferei,
Die Gärten stracks am Thor; am Acker das Gepüsch,
Da Lufft und Erdwild wohnt im sanfften Laubgezische;
Am Wasser liegt die Stadt: Ihr Bildniss und Gestalt
Ist lustig, lieblich, schön: ist lauter Grün und Wald.
Man sieht der Häuser Schmuck in allen Gassen leben;
Man sieht sie gantz in Laub, in Rancken und in Reben
Mit vollen Trauben stehn, die oft so gross und breit,
Dass deren eine nur den gantzen Teller kleidt.

Ich bin gewiss, verehrte Gäste, dass Ihr Urteil nicht so überschwenglich ausfallen wird, wie das des braven Lotichius, und wage nur den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, dass Ihnen unser Städtchen nicht allzusehr missfallen möge.

Kleine Mitteilungen.

Krustentiere der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

I. Nachdem ich mit der Durchmusterung der Krustentiere unserer Provinz fertig bin, kann ich das Endergebnis, wie folgt, mitteilen:

I. Podophthalmata	1	Species	(Edelkrebs)
II. Isopoda	22	„	(Asseln)
III. Amphipoda	3	„	
IV. Copepoda			
A. Eucopepoda	14	„	
B. Siphonostomata	8	„	
V. Ostracoda	15	„	(Muschelkrebse)
VI. Phyllopoda			
A. Cladocera	81	„	
B. Branchiopoda	5	„	

Summa 149 Arten.

Als Professor Schödler 1877 seine Arbeiten über Cladoceren abschloss, zählte er bei Berlin 60 Arten; davon musste ich manche, als nichtgute, einziehen. Manch neue Species kommt dafür hinzu.

Die Krebstiere aller anderen Ordnungen unserer Provinz sind bisher nie systematisch bearbeitet worden.

Berlin, 19. VII. 1893. W. Hartwig.

2. Herr ordentl. Lehrer W. Hartwig hat in unserem Auftrage eine List und Beschreibung der Krustentiere der Provinz Brandenburg aufgestellt, welche unter den Schriften der Direktion im nächsten Frühjahr erscheint. Die meisten Tiere der Klasse Crustacea im Märk. Museum sind von Herrn W. Hartwig persönlich gesammelt, welcher überdies die ganze Folge seiner, der erwähnten Liste zu Grunde liegenden Krebstiere unserm Institut zugesichert hat.

Berlin, 21. VII. 1893. Direktion des Märk. Prov. Museums.

3. Die Krebspest (*Mycosis astacina*) trat bei uns 1874 (Beeskow) zuerst auf; 1880 bei Berlin; 1883 in der Mietzel (Neumark, nach Max von dem Borne). Gegenwärtig ist sie hier in der Provinz erloschen, wüthet aber in Polen sehr stark.

Berlin, Juli 1893. W. Hartwig.

Aus der Lichtschen Karte des Kleinen Tiergartens zu Berlin von 1782.*)

Von Ernst Friedel.

Genauere Karten und Pläne ersetzen langatmige Beschreibungen und gewähren oft interessante Aufschlüsse über geschichtliche und andere Verhältnisse. Dies gilt von einer uns von vorliegenden mit der Hand gezeichneten Karte Licht's von 1782, aus welcher wir den Kleinen Tiergarten und die Stätte des heutigen Berliner Stadtteils Moabit gesondert hervorheben wollen.

In den zugehörigen Randbemerkungen der Karte heisst es: „Der kleine Thiergarten bestehet aus sandigtem Boden, der mit überständigem Kienholze bewachsen, und einem kleinen Elsbruche, so zwar guten Moor-Boden fasset, aber mit wenigen und schlechten Elsen bewachsen ist.“ Die hohe Heide ist vermessen auf 273 Morgen 107 Quadratruten Eichen und Kienbäume, das Elsbruch auf 34 Morgen 167 Quadratruten. Dazu Wege und Unland 21 Morgen 170 Quadratruten, zusammen 330 Morgen 84 Quadratruten. Von dem Teil zwischen der Otto-Strasse, Thurm-Strasse, Strom-Strasse und Strasse Alt-Moabit heisst es westlich: „Bepflanzt mit Laubholz, hochstämmige Bäume an. 1791“, in der Mitte: „bepflanzt mit Laubholz 1790, hochstämmige Bäume“, östlich: „bepflanzt mit Laubholz 1791“. Ein Teil dieser Bäume, fast ausschliesslich Eichen, steht noch jetzt, namentlich in der fiskalischen sogenannten Plantage nördlich vor dem Borsigschen Grundstück an der Strasse Alt-Moabit zwischen der Thusnelda-Allee und der Otto-Strasse.

Im Norden des Kleinen Tiergartens heisst es „Grenze mit der Berlini-

*) „Charte von dem Grossen und Kleinen Thiergarten nebst der Haasen Heide auf allergnädigsten Befehl eines hohen Forst-Departements vermessen im Monath October 1782 durch Licht. Copirt 1784 durch Oesfeld. Copirt im Monath September 1836 durch F. Horwicz.“ Im Besitz der K. Ministerial-Baukommission.

sehen Magistrats Heyde“, worunter zunächst das ganze Terrain bis zum Kleinen*) und Grossen Plötzensee zu verstehen wäre. Darin ist das Pulvermagazin und zwar bereits auf dem fiskalischen Terrain, jetzt ungefähr in der Gegend Ecke Thurm- und Rathenower Strasse, ebenso die Magazin-Wache vermerkt.

In dem Randverzeichnis unserer Karte heisst es dann weiter:

„Die Grundstücke, so in dem [Kl.] Thiergarten liegen, aber nicht dazu gehören:

e. ein Stück Acker zum Rhabarber Vorwerke	41 Morgen	90 Qu.-Ruten
d. die Colonisten Gärten	10	90
e. die Pulver-Mühlen	40	135
f. die drey Schoppen und die Magazin-Wache —	—	65
g. der Garten zum goldenen Stern	1	—
h. die Kohlen-Brennerey	1	20
i. eine Wiese zum Amte Schönhausen	3	60

Summa 98 Morgen 100 Qu.-Ruten.

Das Land zu e erstreckt sich östlich der heutigen Beussel-Strasse. An der Gotzkowsky-Strasse zwischen der gleichnamigen Brücke und der Strasse Alt-Moabit, also auf heutigem Berliner Gebiet findet sich auf der Karte vermerkt: „Schenkenhof oder Rhabarber-Vorwerk“.

Nördlich vom Elsbruch bemerkt die Karte an der Strasse Alt-Moabit „mit Weyden bepflanzt“ an dies. Stück östlich und östlich an das Elsbruch stossen 10 Morgen bezeichnet „Kammerdiener Deny“.

Das ganze Gelände südlich der Strasse Alt-Moabit bis zur Spree wird bezeichnet: „Das Moabiter Land“, eine Bezeichnung, die ohne der Sprache Gewalt anzuthun, doch nur auf die alttestamentalischen Moabiter bezogen werden kann. Die Kolonisten hiessen also „Die Moabiter“ in Erinnerung an das Land Moab bereits vor weit über hundert Jahren.

Die „Wulwelanke“, von welcher zur Zeit nur noch ein kleiner etwas morastiger Rest zwischen dem Borsigschen Eisenwerk und dem Helgoländer Ufer vorhanden ist, erscheint 1782 als ein stattliches Gewässer in dessen östlichem Theil eine wiesenartige Insel liegt.**)

Der Garten zum Goldenen Stern ist etwa in der Heide-Strasse wo die Strasse 29b Abt. VIII des Bebauungsplanes abzweigt zu denken. Die Kohlenbrennerei lag südwestlich davon bis zur Spree in der Gegend des Humboldthafens.

Der Goldene Stern zahlte einen Kanon zur Domänenkasse. Die Grundstücke zu c und d waren ganz frei.

***) Inzwischen verschüttet, aber noch kenntlich an dem Treffpunkt der See- strasse und des Nordufers.

*) Die jetzige Erhöhung, welche das Gelände, eine Landzunge, zwischen Spree und Wulwe-Lanke bildete, ebenso der Teil, worauf das jetzige Helgoländer Ufer liegt, ist, wie ich genau beobachtet, erst seit 1880 etwa hoch aufgeschüttet worden, theils durch Schuttabläden, theils durch Baggersand. Vorher war die Halbinsel, früher die Insel, nicht höher als die jetzige Judenwiese in Moabit, ging also, obwohl einen festen Kern enthaltend, bei Hochfluten unter Wasser.

Mit den 98 Morgen 100-Quadratruten der Einschliessungen zählte der Kleine Tiergarten damals noch im Ganzen 429 Morgen 4 Quadratruten, also einen ganz ansehnlichen Bestand.

Zum Vergleich sei hinzugefügt, dass dieselbe Karte den Grossen Tiergarten mit 848 Morgen 167 Quadratruten und die Kgl. Fasanerie mit dem dareinliegenden Terrain zu 193 Morgen 175 Quadratruten vermisst, was einen fiskalischen Forst- pp. Bestand von 2030 Morgen 70 Quadratruten für das gesammte Revier ergibt.

Im Septemberheft 1892, p. 105 theilte E. Friedel eine Verwünschungsformel gegen Bücherdiebe mit, die in den vierziger und fünfziger Jahren Berliner Gymnasiasten auf den Innendeckel ihrer Bücher zu schreiben pflegten. Diese Sitte findet sich in der Mark auch noch in späterer Zeit. In den sechziger Jahren trugen die Schüler einer kleinen Dorfschule des Mitteloderbruchs (Altwustrow) ähnliche Verse wie die von Friedel angeführten in ihre Bibeln ein. Sie lauteten dort:

Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer's mir stiehlt, der ist ein Dieb,
Es sei Herr oder Knecht,
So ist er gleich dem Galgen gerecht;
Von dem Galgen bis auf's Rad,
Da kriegen die Raben auch was ab.

Eine zweite Formel war:

Liebes Büchlein, ich will dir etwas sagen:
So jemand kommt und will dich forttragen,
So sprich: Lass mich in Ruh,
Ich gehöre N. N. zu.
N. (Vorname) bin ich getauft,
N. (Vatername) bin ich geboren,
Wer's find', ich hab's verloren

O. Matzdorff, Thorn

Berliner Missgeburt von 1617. Jo. Ludovici Gottfridi Historische Chronica oder Beschreibung der Vürnemsten Geschichten, so sich von Anfang der Welt bis auff unsere Zeiten zugetragen: Nach Ausstheilung der vier Monarchien, und bey gefügter Jahresrechnung, auff's fleissigste in Ordnung gebracht, und in Acht Theil abgetheilet. Mit viel schönen Contrafacturen und Geschichtmässigen Kupfferstücken, zur Lust und Anweisung der Historien gezieret, an Tag gegeben und verlegt, Durch Matthaecum Merianum. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn (In Wolfgang Hoffmanns Buchdruckerey) Im Jahr nach Christi Geburt M.D.C.XXXII. VIII. Theil. Unter Anno Christi 1617 heisst es darin wörtlich: „In Berlin wurde im Februario eine abscheuliche Missgeburt an die Welt gebracht, so weibliches Geschlecht war. Hatte zwey Nasen, drey ungestalte Mäuler, ein dreyfaches Kinn, zwey grosse weite Augen, so weit vor ungleich von einander stunden: Auff dem Haupt hatte es eine Haut, wie eine gestrichte Haarhauben, und sonst das Gesicht roht, wie Blut anzusehen.“

Dergleichen Vorkommnisse wurden selbst noch Jahrzehnte später als so wichtig und bedeutungsvoll angesehen, dass sie neben allen Haupt- und Staats-Aktionen in den zeitgenössischen Chroniken und Geschichtswerken

Mitteilung fanden. Wäre es nicht sonst eine Missgeburt gewesen, so würde die „Glückshaube“ auf dem Kopf als ein Gutes verheissendes Zeichen ohne Zweifel gedeutet worden sein. Fr.

Aus dem Märkischen Provinzial-Museum. Von Alters her ist uns die germanische Sitte bezeugt, dass gewaltsam Getöteten an der Stelle, an der die Unthat geschah, ein Erinnerungszeichen in Gestalt eines Kreuzes errichtet wird. Man hat für diese Denkmäler die Bezeichnung „Mordkreuze“ gewählt. Dass die Sitte heute noch lebendig ist, dafür liegt uns aus unserer Heimat ein interessanter Beleg vor. Wie uns Hr. Grunow mitteilt, findet sich auf dem Wege von Fr.-Buchholz nach Schönerlinde links der Chaussee ein Kreuz, das dem vor Jahresfrist an der Stelle ermordeten Handelsmann Mützelburg von seiner Schwester errichtet worden ist. Dr. Pn.

Die Verwünschte in Sanssouci. Vor etwa zwölf Jahren teilte mir in Schlesien ein wendischer Bauer, der jetzige Gemeinde-Vorsteher Herr Hantscho-Hano in Schleife, wörtlich folgendes mit: „In Potsdam, im königlichen Park Sanssouci, liegt ein schlafendes Mädchen hinter einem hohen, steinernen Thore. Auf dem Thorbogen ist ein Adler, der in seinem Schnabel eine grosse, vergoldete Schlange hält. Wenn einst ein kühner Reiter es wagen wird, mit seinem Pferde dort über den dreissig Fuss hohen Thorbogen zu springen, dann wird er die schlafende Verwünschte erlösen. Dies haben mir Bürger von Potsdam erzählt.“ Der Erzähler diente nämlich vor mehr als zwanzig Jahren beim ersten Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam. Da ich gern etwas Näheres über die Verwünschte erfahren wollte, fuhr ich in diesem Frühjahr eines Tages nach Potsdam, um selbst im Volke Nachforschungen anzustellen, und da erfuhr ich denn, dass das, was Hantscho-Hano berichtet hat, durchaus zutreffend und die Verwünschte in Volkskreisen Potsdams allgemeiner bekannt ist. Die schlafende Jungfrau, um die es sich handelt ist die Nachbildung eines klassischen Kunstwerkes, nämlich der schlafenden, Ariadne, die auch im alten Museum zu Berlin als Gypsabguss unter der Bezeichnung „Ariadne, Madrid“ Aufstellung gefunden hat. Sie befindet sich im Parke von Sanssouci hinter einem grottenartigen Thordurchgang und ist in Potsdam bei den Leuten unter drei Namen bekannt, nämlich als „verwünschte Prinzessin“, als „Marmorprinzessin“ und als „schlafende Jungfrau“. Warum sie verwünscht ist, wusste niemand zu sagen, aber wenn jemand zu Pferde dreimal über das Thor springt, ist sie erlöst. Manche Leute, wenn sie vorbeigehen, schlagen ein Kreuz, und in den Schulen erzählen sich die Mädchen davon. Es soll auch ein Rätsel darüber geben. Oben auf dem „Thore“ sieht man als Gebilde von Erz einen Adler, der eine Schlange gefasst hält; wie man mir auch einmal sagte, sei es der Teufel, den die Schlange beisst. Ob zu dieser Meinung ein gewisses tropfsteinartiges Gebilde oben an der Thorkante Veranlassung gegeben hat, in dem man allenfalls ein Wesen mit Armen und Beinen erkennen kann, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hat sich hier im Parke von Sanssouci in neuester Zeit, inmitten einer grossen Stadt, die Sage von einer Verwünschten gebildet und festgesetzt, und zwar im Anschluss an ein Kunstwerk aus dem alten Rom, das selbst wieder seine Anregung gewonnen hat aus der altgriechischen Sage, eine Gestalt der

griechischen Volkssage darstellend. Wir ersehen hieraus auch für unsere Zeit noch die lebensvolle Macht und Bedeutung der Volkssage. „Bär“ 3. 6. 1893, S. 432. W. von Schulenburg.

Bücherschau.

Berliner Gedenktafeln von Paul Schmidt-Neuhaus. Mit 2 Abbildungen Berlin 1893. Buchdruckerei Gutenberg, Schönhauser Allee 141 a. Unser Bibliothekar hat sich der Aufgabe unterzogen, die Gedächtnistafeln aufzusuchen, welche zur Erinnerung an berühmte Männer an Berliner Häusern befestigt worden sind; es ist ihm gelungen 50 solcher aufzufinden, über deren Bedeutung und Aufstellung er berichtet, und er hofft, dass seine Anregungen noch einige mehr ans Licht fördern werden.

Der Star (*Sturnus vulgaris*) in volkswirtschaftlicher biologischer Beziehung. Ein Beitrag zur Vogelschutzfrage von Dr. O. Koepert. Sonderabdruck aus: Mitteilungen aus dem Osterlande. Neue Folge 5. Bd. Der Vfr. hat eine grosse Anzahl von Urteilen über den Nutzen und Schaden dieses Vogels aus allen Gauen Deutschlands gesammelt, unter diesen befinden sich auch einige, welche unsere Provinz betreffen. In der Umgegend von Perleberg richtet er bemerkbaren Schaden niemals an. Über die Uckermark äussert sich der Kgl. Forstmeister Herr zur Linde in Gramzow, dass seine überaus nützliche Thätigkeit ausschliesslich der Landwirtschaft zu gute kommt, während Herr Prof. Altum-Eberswalde sein Urteil folgendermassen abschliesst: „Ich halte den Star in seinem Wirken zunächst für indifferent, in mancher Hinsicht für nützlich und weniger, weil nur unter besonderen, im allgemeinen nicht häufigen Verhältnissen, für schädlich.“

Fragekasten.

„Muckel“ und „Muckebold“. Unserem Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz ist die Bezeichnung „Muckel“ für „Kröte“ aus der Mark mitgeteilt und es wird nun gefragt, ob dieser Ausdruck anderweitig bekannt sei? — In Grimm's Wörterbuch fehlt das Wort „Muckel“ ebenso wie „Muckebold“. — Sonst heisst „die Muck“ oder „die Mocke“ das Mutterschwein. — Meine Frau macht mich darauf aufmerksam, dass man in Mecklenburg und Neuvorpommern für Kaninchen „Mucke“, „Muckel“ und „Mucking“ sagt, wie wir für dasselbe Tier in Berlin „Nucke“ und „Nuckel“. Diese Bezeichnung ist schallnachahmend wegen des murmelnden, leicht grunzenden Tons, den besonders alte Kaninchen-Rämmler von sich geben, wenn sie erregt sind. Auch die dem Volk erst in nachcolumbischer Zeit bekannt gewordenen Meerschweinchen (*Cavia Cobaya*) werden aus der gleichen Ursache von den Kindern „Muckel“ bzw. „Nuckel“ gerufen. — In dem in hiesiger Gegend üblichen Ausdruck „Muckebold“, eigentlich einem Schimpfwort,

mag vielleicht der Ausdruck „Muckel“ im Sinne von Kröte stecken. „Muckebold“ bedeutet in unserem Volksglauben im eigentlichen Sinne einen hässlichen, ungestalteten Zwerg und wird von den Unterirdischen im schmähenden Sinne gebraucht, wie auch sonst mitunter, zunächst wegen ihres unterirdischen Wohnens und ihrer nächtlichen Thätigkeit, die Zwerge mit Kröten verglichen werden. Auffallend ist mir immer gewesen, dass A. d. Kuhn, Märkische Sagen 1843 bei den „Kobolden“ nur den Ausdruck „Tückbold“ erwähnt, sich aber über den „Muckebold“, der z. B. in Berlin von jeher so sehr beliebt ist, völlig ausschweigt. — Das Wort „Tückbold“ (zweiselbig) habe ich übrigens immer nur dreiselbig als „Tückebold“ gehört. Kleine drollig ausgelassene Knaben nennt man bei uns auch ohne tadelnden Beigeschmack „Muckebolde“.

E. Friedel.

Le théâtre moral de Berlin. — En 1873, la ville de Berlin faisait bâtir un théâtre qui devait porter le titre de Théâtre populaire et moral. Sait-on si cette salle de spectacle existe réellement sous ce titre? Flaugonzo.

L'Intermédiaire des chercheurs et curieux. Paris, 20. Mai 1893, S. 530.*) — Antwort: Die Stadt Berlin hat niemals sei es ein volkstümliches und moralisches, sei es ein anderes Theater bauen lassen. Der Antrag einer Gesellschaft, aus städtischen Mitteln einen Zuschuss zu einem „ethischen Volkstheater“ in Berlin zu gewähren, ist vom Magistrat am 8. Juli 1893 abgelehnt worden.

F.

Wo liegt der höchste Berg der Provinz Brandenburg? — Als höchste Erhebung gilt der Rückenberg mit 242 m über Meer. Derselbe liegt südlich nahe Sorau im südöstlichsten Winkel unserer Provinz unweit der schlesischen Grenze. Eine gründliche geologische Untersuchung des „Rücken“ fehlt noch.

Petrophilus. — Die Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen bestehen nicht aus Granit, sondern aus Gneis. Granit ist übrigens in der norddeutschen Tiefebene ein volkstümlicher Sammelname für alle Geschiebe nichtsedimentären Ursprungs. Vgl. Jahrgang I der Brandenburgia S. 242.

*) In dem seit 1864 mit dem 27. Band erscheinenden „Intermédiaire“ (Vermittler) werden ganz anregende, mitunter aber auch höchst seltsame Anfragen gestellt. So berichtet ein Mitarbeiter, dass nach einer Mitteilung aus dem Jahr 1827 im Kanton Tessin ein im Jahr 1660 von einer Lawine verschütteter Mann aus dem Eise ausgegraben und wiederbelebt worden sei. Der Einsender hält dies nicht für so absolut ausgeschlossen, weil seit längerer Zeit eingefrorene Fische wiederbelebt worden wären und bittet deshalb um eine Begutachtung jenes Falles.

Berichtigung.

Zu lesen ist: S. 96 Zeile 13 von oben Fuss statt m;
S. 97 „ 3 „ unten Umfang statt Durchmesser.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 61. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 7. (2. öffentl.) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. September 1893, abends 7¹/₂ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses
Matthäikirchstrasse 20/21.

Die Sitzung wurde um 7¹/₂ Uhr abends vertretungsweise durch den 2. Vorsitzenden, Stadtrat Friedel mit einer Begrüssung und mit einer kurzen Besprechung des Winterprogramms der Gesellschaft eröffnet.

1. Der 2. Vors., E. Friedel legte das Schriftchen des Gesellschafts-Bibliothekars Paul Schmidt-Neuhaus, „Berliner Gedenktafeln“, Sonder-Abdruck aus dem „Bär“, Berlin 1893, mit anerkennenden Worten vor. Da der Verfasser auf Seite 18 selbst um Nachträge bittet, so macht der Vortragende auf den vom Verfasser übersehenen Gedenkstein, an der Stelle, wo Constantin von Doppelmair durch Sturz vom Pferde getötet ward, aufmerksam. Am Gartenufer, nordwestlich vom Haupteingang des Zoologischen Gartens lehnt an einem mächtigen Eichenstamm, der sich weiter oben dreifach gabelt, eine längliche Granitplatte. In derselben ist ein Eirund auspoliert; darauf stehen die Worte:

Constantin

von

Doppelmair

+

XXVII. October MDCCCLXXI.

Oben das Familienwappen: zwei Tannenbäume, darüber zwei sich kreuzende Mannsarme, jeder ein Bäumchen haltend. Fünf Granitfindlinge umgeben schützend das traurige Erinnerungszeichen.

2. Zum Gedächtnis des 80. Jahrestages des Dennewitzer Sieges hat der Magistrat von Berlin in das von dem wackern Pfarrer Zimmermann zu Nieder-Görsdorf, dem Hüter der Erinnerungen des Schlachtfeldes, angelegte Album ein Blatt auf Rechnung des

Repräsentationsfonds mit einem Kostenaufwand von 100 Mark gestiftet. Der 2. Vorsitzende überreichte eine Photographie des vom Magistrats-Kalligraph C. Wendel gefertigten Kunstblattes, welches folgende Inschrift trägt:

„Zur Erinnerung an die Schlacht bei Dennewitz,
den 6. September 1813.

Gedenkblatt

Berlin, den 6. September 1893.

Magistrat hiesiger Königlicher Haupt- und Residenzstadt.

Kirchner.

Friedel.“

und erinnerte an die Bedeutung des von Bülow wider Ney erfochtenen Sieges, der Berlin zum zweiten Male vor Plünderung und Verwüstung rettete.

3. Der 2. Vorsitzende erwähnt des wertvollen Geschenks, welches Professor Liebenow, stellvertr. Vors. des Ausschusses, der Gesellschaft mit seinem grossartig angelegten mitteleuropäischen Kartenwerk, bei dem uns namentlich die Brandenburg umfassenden Blätter angehen, gemacht hat. Diese Karte ist auf Veranlassung des Preussischen Generalstabs (Feldmarschall Graf Moltke) entstanden. Die Blätter westlich des Rheins waren an die Armeestäbe 1870/71 in 50000 Exemplaren verteilt und haben „mitgefochten“ für Preussen und Deutschland. Die Blätter von Elsass-Lothringen liegen, mit der von Herrn Liebenow im Kabinet des Fürsten Bismarck bearbeiteten neuen Deutschen Grenze dem Friedensvertrage mit Frankreich bei und sind auch später bei den Friedensverhandlungen in Brüssel, zu denen Herr Liebenow dorthin entsendet wurde, benutzt worden. An genannter Karte ist 18 Jahre gearbeitet worden, es sind also jährlich 8 Blatt in Zeichnung und Stich fertig gestellt. Das Terrain ist auf besondere Platten gestochen, so dass die Karte mit oder ohne Terrain gedruckt werden kann. Durch Ueberdruck und Zusammendruck sind aus den kleineren Blättern grössere zusammenhängende Karten der einzelnen Provinzen hergestellt, meistens ohne Terrain. Der Stich der Karte hat gegen 100000 Mark gekostet, im Buchhandel kostet das Blatt 1 Mark, die ganze Karte pro Exemplar 145 Mark.

4. Mitglied H. Maurer bespricht den beim städtischen Rieselgut und der Nordbahn-Haltestelle Blankenburg belegenen Burgwall, den er im Auftrage des Märkischen-Museums in Gemeinschaft mit dem Mitglied E. Schenk untersucht und als eine wendische Zufluchtsstätte aus letzter heidnischer Zeit erkannt hat. Eine Tafel mit charakteristischen Fund- und Beweisstücken wurde herumgereicht, genauer Bericht wird in der „Brandenburgia“ später abgedruckt werden, wie der 2. Vorsitzende bemerkte.

5. Der 2. Vorsitzende legt ein bereits in der Presse vielbesprochenes seltenes und merkwürdiges Fundstück aus dem Spreebett vor und bemerkt dazu Folgendes.*) Gleichzeitig mit allerhand Gerätschaften wurde in diesem Frühjahr von der Königl. Ministerial-Bankommission als im Flussbett vorm Schloss gegenüber der Burgstrasse ausgebaggert „ein grosser unbekannter Gegenstand“ dem Märkischen Museum übergeben. Ich erkannte in demselben sofort eine ausgehöhlte halbe Meer- oder See-Kokosnuss, auch Sechellen-Nuss oder Maledivische Nuss genannt. Die gewaltigen, mitunter einknolligen, meist aber zweiknollig aneinander gewachsenen Früchte rühren von der Palme *Lodoicea Sechellarum* her, die anscheinend nur auf zwei von den Sechellen-Inseln, Curieuse und Praslin, wild wächst. Lange vor der Entdeckung und Besiedelung der entlegenen Inselgruppe sind diese seltsamen grossen Früchte bekannt gewesen. Sie treiben vermöge der herrschenden Winde und Strömungen nordnordöstl. auf das Ufer der einsamen Tschagos-Inseln und Diego Garzia sehr selten, dagegen am Strande der Malediven, die aus etwa fünfzehntausend Korallen-Riffen bezw. Atolls bestehen und sich in nördlicher Richtung längs des 91. Meridians zwischen dem Äquator und 10° n. Br. hinziehen, etwas häufiger an, mögen deshalb auch schon den antiken Taprobane-Fahrern bekannt gewesen sein. Jedenfalls galten sie im Mittelalter und bis ins vorige Jahrhundert als äusserst seltene und kostbare Stücke unbekannter Herkunft, welche für die sogen. Kunst-kammern der Vornehmen und Fürsten sehr begehrt waren. Auf Ceylon und in Ostindien sollten sie gegen Schlangenbiss, selbst gegen den Giftzahn der Brillenschlange helfen, auch in Europa mass man ihnen allerhand abergläubische Beziehungen und Kräfte bei. Auf welche Weise gelangte die Sechellen-Nuss nun in das Spreebett vorm Königlichen Schloss?

Seit dem Grossen Kurfürsten befand sich hier nach der Stromseite zu die Kunstkammer, welche wirkliche Kunstsachen und künstliche Raritäten, aber auch Gerätschaften wilder und halbwilder Völker, sowie seltene oder abenteuerlich aussehende Naturerzeugnisse umfasste.

Fürstliche und andere angesehene Personen erwarben nicht bloss die Sechellennüsse gern, sondern liessen sie aushöhlen und in Silber fassen; das aus dergleichen „Bowlen“ genossene Getränk galt als besonders gesund. Auch meinte man, dass die Maldivennüsse von Pflanzen herrührten, welche auf dem Grund des Weltmeers wüchsen.

Auf diese beiden letztgedachten Beziehungen spielt Luis de Camoens (geb. 1524, † 1579) in der *Lusiada*, canto X v. 136 an:

*) Vergl. auch meine Mitteilung in der *Naturwissenschaftlichen Wochenschrift*, Berlin 1893. Seite 378. — Eingetragen ist die Maldivennuss im Märkischen Museum in Katalog A II Nr. 2252.

„Nas ilhas de Maldiva nasce a planta
 No profundo das agoas soberana,
 Cujo pomo contra o verseno urgente
 He tedeo por antidoto excellente.“

Von Carl Bolle frei übersetzt:

„Es wächst ein Baum, wo rings um die Maldiven
 Die Meeresküsten Seltsames gebären,
 In dessen Frucht geheime Kräfte schliefen,
 Dem schlimmsten Gift als Gegengift zu wehren.“

So wird sich auch, beinahe zweifellos, die Maldivennuss in der erst churfürstlichen, dann königlichen Kunstkammer des Berliner Schlosses befunden haben. Allmählig mit zunehmender Aufklärung verloren dergleichen Dinge an Wert,^{*)} und so mag die seltene Palmfruchtschale später bei Seite gestellt worden sein. Vielleicht hat man die kostbare Nuss, als Dominique Vivant Baron Denon, Generalinspektor der französischen Museen, auf Napoleon's I. Betrieb im Berliner Königsschloss hauste und annektierte, als wertlos, nachdem man ihr ihre Einfassung, auf die eine Spur hinzudeuten scheint, geraubt, und als unnütz aus dem Fenster in die vorbei fließende Spree geworfen, welche den merkwürdigen und seltenen Gast sorglich mit Schlamm und Sand überdeckt und dadurch für uns leidlich erhalten hat.

6. Ebenso sind im Spreebett, wie im ehemaligen Königsgraben zu Berlin rezente Steinnüsse ausgebaggert und dem Märkischen Museum als Versteinerungen überbracht worden. Auch hiervon lege ich Proben vor.

Es handelt sich, wie Dr. Potonié in der Naturw. Wochenschrift a. a. O. S. 337 ausgeführt hat, dabei um zwei verschiedene Palmensamen. Einmal um die wegen ihres harten Endosperms unter dem Namen Elfenbein- oder Steinnüsse, auch vegetabilisches Elfenbein benannte *Phytelephas macrocarpa* Mart. vom Magdalenenfluss in Südamerika, die zu Knöpfen und anderen Gegenständen verdrechselt wird und um die charakteristischen, apfelförmigen, durch eine knollenförmige Raphewucherung tief ausgehöhlten Samen einer Sagopalme, *Coelococcus* (= *Sagus*) *amicarum* Wendl. von den Freundschaftsinseln. Dem Märkischen Museum wurden diese mehrfach als „versteinerte Nüsse“ oder „versteinerte Äpfel“ angeboten.

7. Der 2. Vorsitzende E. Friedel legt des weiteren eine dem Märkischen Museum (Kat. B. XI No. 686) gehörige Lithographie mit der Unterschrift: „Abbildung des grossen Markgrafen-Steins auf den Rauen-schen Bergen bei Fürstenwalde, so wie er Pflingsten des Jahres 1827 noch

^{*)} Wie z. B. nicht länger die Stosszähne des Mammuth als Greifenklauen und der Stosszahn des Narwal (*Monodon monoceros*) nicht mehr als Horn des Einhornpferdes angesehen wurden.

zu sehen war. Gez. von J. Schoppe. Lith. von Tempelvey.“ — vor und bemerkt dazu Folgendes.

Es wird unserer Gesellschaft von Interesse sein, eine naturgetreue Abbildung des von uns am 3. d. Mts. betrachteten grossen Markgrafensteins aus dem Jahre 1827 vor der teilweisen Sprengung desselben durch den Baurat Ernst Cantian zu besichtigen und die Besprechung zu hören, welche Goethe (sämmtl. Werke in 40 Bänden, Stuttgart u. Tübingen, 1857. Band 31 Seite 319) der Abbildung widmet.*)

„Es ist von nicht geringer Bedeutung, dass uns dieser Granitfels in seiner ganzen kolossalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geschieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spreeufer, sechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürstenwalde gegenüber, und, verhältnismässig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuss über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, sondern es finden sich in dessen Nähe noch zwei andere, ein schon bekannter und ein erst neulich entdeckter. Der Gipfel der Rauhischen Berge, ungefähr dreihundert Schritte nördlich von dem Markgrafenstein, erhebt sich 450 Fuss über das Meer.“

„Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, dessen Boden gegen den Fluss nicht allmählig abhängend ist, sondern ungefähr auf dem halben Wege, sehr bestimmt und scharf über dem mittleren Wasserstande absetzt. Die untere Ebene des Flusses besteht aus echt märkischem Sand; das linke Ufer ist auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.“

„Diese Gegend ist höchst merkwürdig, da eine so bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt scheint.“

„Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortsetzung seiner Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniss der Mark Brandenburg, die sichersten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegend ersuchen möchten. Glücklicherweise würden wir uns schätzen, wenn Granit hier wirklich in seiner Urlage anstehend gefunden würde, und wir uns der bescheidenen Auflösung eines bisher allzustürmisch behandelten wichtigen geologischen Problems näher geführt sähen.“

Erst mehre Jahre später folgte Friedrich von Klöden Goethe's Aufforderung. Aus dem 5. Stück der „Beiträge“ im Schulprogramm vom 31. März 1832 entnehmen wir Seite 58 flg. die nachfolgenden Stellen:

*) Auf Seiten 317 und 318 bespricht Goethe in einem Aufsatz: „Granitarbeiten in Berlin“ die Herstellung der Schale vor dem Alten Museum aus einem Splitter des Rauener Gneiss-Blocks, vgl. in Jahrg. I unserer Zeitschrift Seite 242 meinen Bericht. — Vgl. ferner über andere ältere Abbildungen der Markgrafensteine Felix Telge: Die geschichtliche Bedeutung eines Granitblockes, Zeitschrift „Bär“ Jahrg. VI S. 167 flg.

„Die grössten Geschiebe der Mark liegen auf den Rauenschen Bergen, einer ansehnlichen Berggruppe in der Nähe von Fürstenwalde, südlich von der Spree zwischen den Dörfern Ketschendorf, Alt und Neu Golm, Petersdorf, dem Scharmützelsee, Kolpinichen und Rauen. Sie erscheint von Fürstenwalde oder Markgrafpieske gesehen, wie eine sanft geschwungene Kette. Bei Petersdorf sondert sich eine Gruppe kopfförmiger Hügel ab, welche den Namen der Soldatenberge führen, und östlich davon hinter Neu Golm liegen die schon erwähnten Duberowberge, und bilden eine isolirte bedeutend hervortretende Gruppe. Sämtliche Berge sind mit Eichen und Kiefern bewachsen; die Rauenschen Berge sind grossenteils unter dem Holze mit *Vaccinium Myrtillus* und *Vaccin. Vitis Idaea* reich bedeckt. Über diese Berge zieht sich der Kolpiner Forst hinweg. Die Höhe bei Kolpin, am Ausgange des Waldes ist nach Mädler's Bestimmung 227,0 P. F. hoch.

„Am nördlichen Fusse dieser Berggruppe zieht sich ein aus Diluviallehm mit sehr vielen Geschieben bestehendes Plateau von etwa einer halben Meile Breite längs den Bergen gegen die Spree hin, von welcher es eine Viertelmeile entfernt bleibt, und ihren südlichen Thalrand bildet. Der Lehm schneidet hier plötzlich ab, und macht dem Diluvialsande Platz. Auf diesem Plateau liegt am Fusse der Berge das Dorf Rauen, dessen Bewohner sich durch die Beibehaltung mancher wendischen Gebräuche auszeichnen. Das letzte Haus des Dorfes, unmittelbar an den Bergen, liegt nach meiner Messung 221,56 P. F. hoch.

„Ein breiter Weg führt von hier in die Berge. Seitwärts desselben ist eine Kuppe auf dem Gipfel abgeholzt, mit einem Geländer umgeben, und auf dem nördlichen Abhange mit einer jungen Akazien-Anpflanzung bedeckt. Der runde Platz ist mit Linden umgeben und heisst „Die Aussicht“. Man hat hier einen weiten Überblick der Gegend, und sieht das 7 Meilen entfernte Berlin mit allen seinen Thürmen sehr deutlich; die fernen Potsdamer Höhen, der Stabelberg, die Müggelsberge, der Colberg (316,0 P. F. hoch nach Mädler's Bestimmung), die Krons- und Wurzelberge mit der Rüdersdorfer Kalkkette, gewähren im Verein mit dem mannigfach zwischen dunklen Forsten aufblitzendem Gewässer, dem nahen Fürstenwalde*) und der belebten Spree ein angenehmes Bild. Ich fand die Höhe aus zwei Beobachtungen 442,01 P. F. — Herr Professor Fr. Hoffmann hatte sie im Dezember 1827 = 452,58 aus einer Beobachtung gefunden. Einen Gipfel im Süden des Dorfes hat Mädler durch zwei Barometermessungen im Mittel auf 305,9 P. F., einen zweiten im Osten des Dorfes auf 421,1 P. F. bestimmt.

„Von dieser Höhe führt in sanfter Senkung auf dem breiten Rücken

*) Der Gasthof zum Kronprinzen daselbst liegt nach Mädler's Bestimmung 145,9 P. F. hoch.

ein mit Eichen bepflanzter Weg nach Süden zu den beiden merkwürdigen Geschieben, den sogenannten Markgrafensteinen. Es ist nicht bekannt, woher sie diesen Namen führen; wahrscheinlich vom Markgrafen Johann von Küstrin, der im Jahre 1550 die Herrschaften Beeskow und Storkow kaufte, und seinem Schwiegersohne, dem Kurprinzen Joachim Friedrich, schenkte, der sie seinem Vater, dem Kurfürsten Johann Georg 1575 abtrat. Vielleicht hat er sie einmal besucht, und hier irgend eine Festlichkeit veranstaltet.

„Der nördlichste dieser Steine war der grösste, und imponierte durch seinen Umfang. Fast hätte man glauben sollen, einen anstehenden Felsen zu sehen. Die Gestalt war unregelmässig, nach oben schief dachförmig abgerundet, überhaupt stumpfkantig. Er lag einige Fuss tief in der Erde. Wenngleich der Umfang nicht vollkommen rund war, so zeigten sich die beiden Querdurchmesser doch nicht sehr verschieden, und der längste 26 P. F., die Dicke 25 Fuss. Der Umfang betrug an der Erde 95 Fuss, die Höhe über der Erde 25 Fuss, wozu 2 Fuss in der Erde kommen. Eine nicht eben gelungene Abbildung von ihm giebt nach drei Seiten bereits Bekmann auf Taf. IV. No. 8. Im Jahre 1827 erschien eine sehr hübsche lithographirte Abbildung zu Berlin nach einer Zeichnung von Jul. Schoppe, die eine richtigere Vorstellung von seiner Figur und Grösse gewährt.

„In der Entfernung von 12 Ruten genau gegen Süden von ihm liegt ein zweiter grosser Block, dessen Gestalt jenem ähnlich ist. Sein Längendurchmesser ist 18 Fuss, der Umfang 69 Fuss und die Höhe 16 Fuss. Auch er scheint nur einige Fuss tief in die Erde herabzu reichen. Eine ziemlich getreue Abbildung beider Steine in ihrer gegenseitigen Lage mit Seitenprofilen giebt die erste Tafel in Schulz: Beiträge zur Geognosie und Bergbaukunde; besonders gut sind die Profile.

„Die Höhe des Bodens fand ich im Mittel aus zwei Messungen = 389,20 P. F. — Herr Professor Hoffmann fand früher 398,28 P. F.

„Beide Felsblöcke bestehen aus einem und demselben sehr markirtem Granite von heller Farbe und grosskörnigen Gemengteilen.

S. 63—64. „Etwa eine halbe Viertelmeile östlich von dem Dorfe Rauhen, auf dem ebenen Plateau vor den Bergen, nicht ganz eine Viertelmeile von den Markgrafensteinen entfernt, und diesen im Norden, liegt ein dritter grosser Block, von welchem früher nur ein Teil der oberen scharfen Kante wenig aus dem Erdboden hervorragte, und sich mit Flechten bedeckt hatte. Er ist jetzt von dem umgebenden Diluviallehm entblösst, und liegt in einer tiefen Grube. Seine Form ist im Allgemeinen dreikantig, fast keilförmig, nur die nördliche Seite ist rund, und hat das Ansehen, als wäre sie früher schon der Atmosphäre ausgesetzt gewesen; die südliche sieht frischer, wie abgesprengt aus. Die untere aufliegende konnte nicht untersucht werden. Die Länge dieses gewaltigen Blocks

ist 25 Fuss, die Breite 16 Fuss und die Höhe 12 Fuss. Es sind aus ihm vier grosse Säulen gefertigt, und er ist dadurch als Geschiebe verschwunden. Der Granit ist vollkommen derselbe, leicht erkennbare und sich hinreichend von anderem unterscheidende, der Markgrafensteine, und alle drei müssen ohne Zweifel zu einem und demselben Felsen gehört haben.

„Sollte es hierbei nur zufällig sein, dass diese kolossalen Bruchstücke in einer Linie lagen von Norden nach Süden? Drängt sich dabei nicht unwillkürlich der Gedanke an eine in dieser Richtung thätigen Wurfkraft auf? Wenn der kleinere Stein früher sein Ziel erreichte, so würde dies aus der verhältnismässig grösseren Wirkung des widerstehenden Mittels zu erklären sein. Wie kam es aber dann, dass der mittlere weiter gelangte, als der grösste? Oder ist vielleicht erst an Ort und Stelle auf den Bergen eine nochmalige Zerspaltung und Fortschiebung beider Massen erfolgt? Für die Beantwortung dieser Fragen, die wir von der Zukunft erwarten wollen, ist es nicht ohne Nutzen, die Höhe zu kennen, in welcher dieser Stein liegt. Nach einer zweimaligen Messung liegt die obere Kante und der jetzige Boden des Plateaus = 205,15 P. F. Rechnet man hiervon 12 Fuss ab, so liegt die Sohle des Steins 170,05 P. F. tiefer, als die der Markgrafensteine.

„Woher es kommt, dass dieser Stein in den Boden eingesenkt ist, während die andern beiden auf den Bergen fast ganz entblösst sind, wird man sich auf ähnliche Weise wie früher angegeben erklären können.

S. 65 – 66. „An den grossen Stein knüpft sich manche Sage der umliegenden Bewohner, unter anderen auch die, dass der Teufel denselben vor langen Zeiten auf die Berge gebracht, und ein schönes Mädchen — nach andern eine Prinzessin — darin eingeschlossen habe, die man noch von Zeit zu Zeit winseln hörte, so lange er an Ort und Stelle lag. Von dem kleinen, behauptet die Sage, habe man keine Nachricht, wo er hergekommen wäre. Das Dasein des dritten grossen Steines ist selbst der Umgegend erst vor Kurzem bekannt geworden.

„Jetzt ist der grösste dieser Steine nicht mehr vorhanden. Er hat das Material zu einer kolossalen Schale hergeben müssen, welche hinsichtlich ihrer Grösse und Ausführung mit den bewundertsten Werken des Altertums in dieser Art die Vergleichung aushält und jetzt den Lustgarten vor dem neuen Berliner Museum schmückt. Sie ist von dem Herrn Stadtrat und Bau-Inspektor Cantian zu Berlin ausgeführt, hat 22 Fuss im Durchmesser, ist kreisrund und hat eine Tiefe von 5 Fuss. Der Block wurde an Ort und Stelle in drei Teile gespalten, wovon der mittlere Teil die Schale gegeben hat, die der Hauptsache nach auf den Bergen ausgearbeitet wurde. Der untere Teil ist zu grossen Blöcken zersprengt, welche zu kleineren Arbeiten dienen sollen, und aus einem derselben ist ein runder Tisch gearbeitet worden, der den Platz der

„Aussicht“ ziert. Der obere dritte Teil bildet immer noch ein gewaltiges Felsenstück und soll ebenfalls verarbeitet werden.

„Auch der grosse Block im Rauenschen Plateau ist jetzt gesprengt und verarbeitet. Nach kurzer Zeit wird nur noch der sogenannte kleine Stein auf den Bergen übrig sein. Man wird es daher nicht überflüssig finden, wenn ich diese für die Geognosie wichtigen Blöcke hier nach wiederholter Untersuchung, sowohl vor der Verarbeitung, als während derselben, genau und ausführlich beschrieben habe.

„Obgleich auf den Bergen noch eine grosse Zahl ansehnlicher Blöcke liegt, so findet sich doch der Granit der Markgrafensteine in keinem wieder. Nicht weit von der Aussicht liegt ein grosser Granitblock mit sehr lebhaft rotem Feldspath in einer Thalschlucht, dessen Länge neun Fuss beträgt. Er ist ebenfalls zur Verarbeitung bestimmt worden. Auf dem über viele Rücken und Thalgründe führenden Wege nach Petersdorf liegen auf den Höhen noch sehr viele Granite, aber alle untereinander verschieden. Ein grosser, jetzt verarbeiteter Block, in Petersdorf selbst gefunden, hatte eine Länge von 10 Fuss und 7 Fuss Dicke. Er bestand aus weissem Quarz, licht und fleischrötlichem Feldspath, ebenso häufigem spargelgrünem Natron-Spodumen und wenigem Glimmer, grobkörnig mit einander verbunden. Noch mehr grosse Blöcke finden sich von den Markgrafensteinen aus nach Saarow und Colpin hin; sie zeigen, obgleich sämtlich Granite, einen sehr verschiedenen Charakter.“

Dieser Klödensche Bericht von 1832 leidet, bemerkte hierauf der Vortragende, an einer merkwürdigen Unrichtigkeit. Wie die Teilnehmer unseres Ausflugs vom 3. Septbr. d. Js. wissen, existiert von dem Grossen Markgrafenstein, den Klöden als nicht mehr vorhanden bezeichnet, noch der überwiegende Teil. Den Anwesenden, welche nicht zugegen waren, lege ich von beiden Markgrafensteinen photographische Aufnahmen vor, von Mitglied B. Telge am 3. d. M. mit gewohnter Meisterschaft angefertigt.

Noch jetzt leben alte Leute in Rauen, welche gehört haben wollen, wie die im Steine eingeschlossene Prinzessin „gewinselt“ habe, als die bösen Steinschläger im Jahre 1827 den grossen Block spalteten, immerhin wird man aber zugeben müssen, dass der übrig gebliebene Rest des Felsblocks noch gross genug ist, um eine Prinzessin selbst mit ihrer Kammerfrau darin aufzunehmen.

Bekmann, Hist. Beschr. der Chur und Mark Brandenburg, I. Teil, 1751, S. 374, drückt sich wie folgt aus:

„Man siehet auch bei dem Dorfe Rauen eine halbe meile von der Stat Fürstenwalde auf einem berge zwei dergleichen ungemeyn grosse Steine, die man auch nach dem namen des Dorfs die Raudensche Steine nennet, und vielleicht wegen ihres alterthums mit etwas eingezogenem worte die Runische Steine nennen möchte, auch darum

wohl anmerkwürdig sein, dass, da sonst in der Gegend keine sonderliche Steine anzutreffen, diese sehr grosse dennoch auf solche Höhe sich finden lassen. Der kleinere davon ist im Perpendicul 22 Fuss hoch, und begreift in dem Umfang 82 Fuss. Der grösste, welcher auf der IV. Tab. N. VIII. abgezeichnet steht, ist 23 Fuss hoch, und hält in dem Umfang 95 Fuss, A ist die Seite von Morgen gegen Mitternacht; B die Seite gegen Mittag; C die Seite von Abend gegen Mitternacht. Es sein auch an demselben einige eingehauene Zeichen, und ebenfalls kleinere Steine darneben gesetzt, wobei es an allerhand Erzählungen des gemeinen Mannes nicht fehlet, die man aber billig*) übergeht.“

Die eingehauenen Zeichen ebenso wie die um die Steine gestellten kleinen Blöcke weisen darauf, dass diese beiden grossartigen Wahrzeichen der geologischen Umwälzungen unserer Heimat einst in heidnischer Zeit verehrt wurden oder dass man bei ihnen die Götter verehrte. In der That mag in unserer nächsten Umgegend kaum eine Stelle gefunden werden, wo der Wald, die Felsen und die Fernblicke auf das sinnige und naturfrohe Gemüt unserer semnonischen Altvordern ergreifender einwirken konnten als gerade hier. „Die Götter in Tempelwände einzuschliessen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden, das meinen sie, sei unverträglich mit der Grösse des Himmlischen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Götter bezeichnen sie jenes Geheimnis, das sie nur im Glauben schauen.“ (Tacitus, Germania 9 u. 39.)

Jetzt ist vom grossen Block die Seite, an welcher die hauptsächlichsten Zeichen waren, ebenso der Steinkranz verschwunden. Der kleine Block zeigt viele eingemeisselte Zeichen, meist allerdings auf die Zeit bezüglich, als die Arbeiter des Baurats Ernst Cantian hier die Vorarbeiten für die Anfertigung der grossen Schale machten i. J. 1827/28.

Von diesen durch Menschenhand bewirkten Zeichen wenden wir uns zum Schluss den eigentümlichen natürlichen Zeichen zu, auf welche ich mir in Gemeinschaft mit Professor Arthur Krause bereits am 3. d. Mts. aufmerksam zu machen erlaubte. Es sind das die seichten Auskehlungen, welche den kleinen Markgrafenstein an der Windseite wie ein etwa 1 m breiter Gürtel, beginnend $\frac{1}{2}$ m über dem Boden, einfassen.

Ich nehme an, dass die grossen Blöcke Überlebsel der ersten (grössten) Vergletscherung sind und dass sie während der Interglazialzeit, als auch bei uns ein rauhes Steppenklima herrschte, viele Jahrhunderte hindurch dem Wehen des

*) Bedauerlicher Weise! Das Studium des folk-love war damals von den gelehrten Pedanten als unwissenschaftlich verpönt. Vergl. die von mir bereits Seite 122 des Monatsblatt gegebene Abbildung Bekmann's, bei der ich den Erosionsgürtel hervorgehoben habe.

Flugsandes ausgesetzt worden sind. Der Sand der Gegend ist gerade besonders hart und scharfkantig, stellenweis bis 90 % aus reinem Quarz oder Quarzit bestehend, ursprünglich tertiärer Herkunft, wie er bei uns in Gemeinschaft oder doch in der Nähe der Braunkohlenbildung gewöhnlich, ja geradezu typisch ist.*) Dergleichen harter Sand und Grand höhlt und schleift, falls sturmartig bewegt, die härtesten Gesteine wannen- oder muldenartig aus, wenn sie vor der konstanten Windrichtung wie ein Wellenbrecher stehen und dabei so hoch sind, dass das Sandgebläse nicht über sie fort fegt.**)

Auch der grosse Markgrafenstein hat einen solchen Sandschliffgürtel an der Windseite, als Erinnerung der zwischeneiszeitlichen Epoche aufzuweisen gehabt, dies geht aus den erwähnten Bekmannschen Zeichnungen von 1751 deutlich hervor. Leider ist gerade diese Seite des grossen Steins abgesprengt und verarbeitet worden.***) Drei Abbildungen des grossen Steins von 1751 nach Bekmann sind Seite 122 No. 7, Jahrgang 1893 der *Brandenburgia* abgedruckt.

Es erübrigt mir nur noch, dem gewiss von allen Natur- und Vaterlandsfreunden gleichermassen empfundenen Wunsche Ausdruck zu geben, dass der Königliche Forstfiskus, in dessen Eigentum sich nicht bloss die beiden Markgrafensteine, sondern noch viele ähnliche grosse Geschiebeblöcke befinden, dieselben sorgfältig erhalten und vor jeglicher Zerstörung fortan behüten wolle.

8. Zum Schluss hielt der 1. Schriftführer Ferdinand Meyer den angekündigten Vortrag: „Rückblicke auf das Jahr 1593 in der Mark und in Berlin.“

Mit den phänomenalen Himmels- und Naturerscheinungen beginnend, die in jenen Zeiten des tief eingewurzelten Aberglaubens als Vorboten von Pest, Krieg und anderen Ereignissen galten, kommentierte der Vortragende die Aufzeichnungen des märkischen Chronisten Angelus, welcher am 9. August 1598 in seiner Vaterstadt Straussberg ebenfalls der grassierenden Seuche erlag.

Zu den abnormen Erscheinungen des Jahres 1593 gehörten ferner die sogenannten Wundergeburten, die unser Chronist als eine „grewliche“ Bestrafung der Hoffart, und auf die bedrohlichen Einfälle der Türken

*) Die unteroligocäne Braunkohle wird seit Alters in und bei den Rauenschen Bergen abgebaut. Glaukonitische Sande, Glimmersande, Glassande und andere Bestandteile des Tertiärgebirges sind in der Umgegend weit verbreitet.

***) Wenn dies der Fall, werden die von mir zuerst (1880) so benannten Facettensteine, mit scharfen Kanten und Grathen hervorgerufen.

***) Der grosse Näpfchenstein beim Dorfe Lichtenberg unweit Frankfurt an der Oder, scheint nicht minder während der Steppenzeit des Interglacials einen Sandgebläse-Gürtel erhalten zu haben. Vgl. Bekmann a. a. O. Taf. IV No. VII.

deutete, die wiederum in jenem Jahre unsere Mark und selbst Berlin in Aufregung versetzten, wie dies aus mehreren kurfürstlichen Edikten hervorgeht. Des Weiteren verbreitete der Vortragende sich über eine gegen die Calvinistischen „Irrlehrer“ gerichtete kirchliche General-Visitation, und über das Sektenwesen der damaligen Zeit; ferner über verheerende Feuersbrünste und vermeintliche Teufelerscheinungen in der Mark.

In das Jahr 1593 fällt auch die Beendigung des Festungsbaues der Stadt Spandau durch den Grafen Rochus zu Lynar, sowie die Vollendung und Erweiterung des Joachimischen Schlosses zu Kölln an der Spree, an das sich denkwürdige Reminiscenzen aus jenem Jahre knüpfen.

„Drei Jahrhunderte (so schloss der Redner) sind ins Land gegangen, seitdem der erste brandenburgische Historiograph, Andreas Angelus, das erweiterte und „vollfertigte“ Kurfürstliche Schloss als solches bezeichnete, das in Deutschland seines gleichen fast nicht habe. Inzwischen ist dasselbe als Königsschloss zum Gipfelpunkt der profanen Baukunst des 18. Jahrhunderts in Deutschland umgestaltet worden. Und wiederum vollziehen sich, im Niedergange des 300jährigen Zeitraumes, Umwandlungen an der zum Deutschen Kaisersitz gewordenen Hohenzollernburg. Möge von ihren Zinnen der preussische Aar seine Schwingen in ferner Zukunft noch schirmend und schützend ausbreiten über das wieder geeinigte deutsche Vaterland!“

Bericht über die 8. (5. ausserordentliche) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 11. Oktober 1893, nachmittags 2 Uhr

in der Königlichen Porzellan-Manufaktur
(Wegelystrasse).

Eine ausserordentlich zahlreiche Versammlung hatte sich mit gütiger Genehmigung der Königlichen Direktion zur Besichtigung der Betriebsräume des Instituts eingefunden. Nach der Mitteilung des 2. Vorsitzenden, Stadtrat Friedel, dass der 1. Vorsitzende, Oberbürgermeister Zelle, erst am heutigen Tage von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt sei, erfolgte der Umgang in zwei gesonderten Gruppen und in entgegengesetzter Richtung durch die verschiedenen Betriebsräume, und zwar unter Führung des Technikers Marquardt und Dr. Pukell.

Wir folgen in unserem Berichte derjenigen Gruppe, die ihren Rundgang durch den Betriebsraum begann, in dem die Herstellung der Porzellanerde durch Zermahlen des in den königlichen Manufakturgruben auf der Senneberger Feldmark bei Halle gewonnenen, mit Feldspath durchsetzten Gesteins (Kaolin) erfolgt. Das Zermahlen wird mittels einer Dampfwalzmühle bewirkt.

In einem der gewölbten Räume wird, wie der führende Herr Techniker Marquardt bemerkte, ein grosser Überrest der Wegelyschen Porzellanerde aufbewahrt, die sich im Baugrunde des „Sedan-Panorama“ auf dem ehemaligen Wegelyschen Grundstück in der Neuen Friedrichstrasse vorfand. Bekanntlich hatte Wegely dort im Jahre 1750 die erste Berliner Porzellanfabrik errichtet.

Die gemahlene Porzellanerde wird demnächst in den angrenzenden oberen Räumen der „Schlemmerei“ von dem groben Quarzsand und Schwefelkies gereinigt, und zwar mittels Schlagwerke in einer rotierenden Wassertrommel; dann gelangt die breiartige Masse in grosse Gefässe und erhält, nach Beseitigung des noch anhaftenden Wassers, eine Beimischung von pulverisiertem schwedischen Feldspath, worauf die festere Masse in Filtrierpressen zu einem kuchenförmigen Teig gestaltet wird. Dieser gelangt sodann in Broden von 10 kg nach dem Absatzraum und wird von dort zur Verarbeitung nach der Dreherei und den Formerwerkstätten gebracht.

Dort erhält die Masse entweder durch Freidrehen auf der Scheibe die annähernde Form des herzustellenden Gegenstandes (insbesondere Tafelgeschirre), oder sie wird direkt in eine Gipsform gepresst. Henkel und Zierrate werden besonders geformt, ebenso bei Figuren und Gruppen die einzelnen Gliedmaassen, die dann angefügt oder miteinander verbunden werden. Aus freier Hand dagegen geschieht das Formen von Blumen und Blättern, Ornamenten etc., — eine Kunsttechnik, die hier in staunenswerter Weise zur Ausübung gelangt.

Nunmehr erfolgt das „Verglühen“ oder Brennen der fertiggestellten und völlig lufttrockenen Porzellane, nachdem dieselben durch Eintauchen in die flüssige Glasur präpariert worden sind. Das „Verglühen“ in den mit Gasfeuerung versehenen Brennöfen bewirkt ein gleichmässiges Überziehen der grossen Oberfläche mit der Glasur. Dann folgt der letzte Prozess des „Gutbrennens“ in feuerfesten Kapseln. Diese gelangen schichtweise in die Brennöfen und können, nachdem die Thüröffnungen zugemauert worden, einer Hitze bis auf 1700° C. ausgesetzt werden.

Der letzte Besuch galt, nachdem die Besichtigung der Glasurwerkstätten und der Brennereien mit ihren 21 Öfen erfolgt war, den Maler-Ateliers. In dem ersten derselben werden die „Zwiebelmuster“ auf den Tafelgeschirren etc., vorzugsweise mit Kobaltblau, her-

gestellt. In den angrenzenden Ateliers, deren Wände mit zahlreichen, als Muster dienenden Frucht- und Blumenstücken, Schmetterlingsgruppen, Arabesken etc. von brillanter Farbengebung geschmückt sind, wird auch die Emailmalerei betrieben. Die Bemalung der Porzellane geschieht auf dem „verglühten Scherben“, der dann erst glasiert und dem „Gutbrande“ ausgesetzt wird. Bei den Emailmalereien erfolgt das Einbrennen in „Muffeln“.

Die Gesellschaft hatte hier Gelegenheit, einige Stücke des dreifachen, für den König von Italien bestimmten Tafelservices, das allein 1200 Teller enthält, in Augenschein nehmen zu können.

Nach der Besichtigung, die volle zwei Stunden beansprucht hatte, fand eine zwanglose Vereinigung im angrenzenden Restaurant „Thiergartenhof“ statt. Hier zeigte das Mitglied Fr. Josefine Freytag drei umfangreiche Körbe voll eigenhändig gesammelter Thiergartenpilze der verschiedensten Arten vor und besprach dieselben in eingehendster Weise, namentlich nach ihrem wirtschaftlichen Werte. F. M.

Bericht über die 9. (2. Arbeits-)Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. Oktober 1893

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

1. In Vertretung des 1. Vorsitzenden eröffnet Stadtrat Friedel, 2. Vorsitzender, die Versammlung mit der erfreulichen Nachricht, dass die Brandenburgischen Stände 500 Mark für die Gesellschaft, speziell für die Herausgabe der „Zeitschrift“ der Brandenburgia, wovon demnächst Heft I erscheinen werde, bewilligt haben. Die Gesellschaft spricht ihren ehrerbietigen Dank aus.

2. Von den Mitgliedern Louis Fischer und Gantzer waren Briefe und Schriften aus Chicago eingegangen, wofür ebenfalls gedankt wird. Unser „Weltreisender“ Louis Fischer ist inzwischen von seinen weiten Fahrten wieder glücklich heimgekehrt.

3. Der 2. Vorsitzende macht folgende Mitteilung über das seit der Vorzeit fortdauernde von Kindern geübte

Verzehren geringwertiger wilder Obstarten.

Gewissermassen an die Küche der Steinzeit werden wir erinnert, wenn man jetzt auf der Höhe des Viktoria Parks in Berlin westlich von dem Kreuzberg-Denkmal sieht, wie die Kinder sich bemühen, Früchte

von zwei daselbst stehenden seltenen Bäumen zu sammeln und zu verzehren.*)

Ich lege zur beliebigen Entnahme Proben von diesen Früchten vor. Sie stammen von zwei ausnehmend stattlichen, nämlich etwa 50 Fuss hohen Zürgel-Bäumen, *Celtis occidentalis* L. Der Zürgelbaum steht botanisch den Ulmen nahe. Die Früchte, nicht viel grösser wie Wachholderbeeren, sind braunrot und an einen Pol spitzeiförmig, sie haben einen grossen Kern und nur wenig Fleisch, darum von süssapfelähnlichem Geschmack. Im südlichen Europa kommt eine heimische Art *Celtis australis* L. mit dürftigen schwärzlichen Früchten vor, deren kärgliche Fleischteile ebenfalls von Kindern und hungerigen Wandersleuten verzehrt werden.

Fast noch primitiver mutet das Verzehren der Scheinfrüchte des Weissdorns (*Crataegus oxyacantha* L. und *Cr. monogynus* Jacq.) an, welches z. B. in Charlottenburg jetzt recht im Schwange ist. In der Zeit vom 1. bis 4. Oktober d. J., als ich das Herzogtum Lauenburg, Lübeck und Umgegend und das zum Grossherzogtum Oldenburg gehörige Fürstentum Lübeck durchstreifte, habe ich an verschiedenen Orten das Sammeln und Rohverzehren dieses seltsamen Obstes der Urzeit mit angesehen.

Schier unglaublich erscheint es unserm verwöhnten Gaumen, dass auch die Vogelbeeren, die Scheinfrüchte der Eberesche (Quitsche, Faulesche), *Sorbus aucuparia* L., welche sich durch ein unangenehmes Blausäure-Bitter auszeichnen, roh gegessen werden. Dennoch geschieht es im nördlichen Russland, wo unser Garten-Obst nicht mehr gedeiht, an manchen Orten ganz gewöhnlich. Man lässt den Frost über die Scheinfrüchte gehen, wodurch sie weicher und milder im Geschmack werden. Neuerdings hat man Spielarten erzielt, die im Geschmack von vorn herein süsslich sind, und selbst unseren Kindern munden, zum Anbau und zur Gewinnung eines billigen Speiseobstes empfohlen.**)

*) Die schönen Bäume dürften vielleicht aus der Zeit des Berliner Baumkundigen Willdenow († 12. Juli 1812) stammen. Dr. Bolle meint jedoch sie seien noch jünger und von dem General-Gartendirektor Lenné gepflanzt.

***) Vergl. J. Blasius: Reise im Europ. Russland in den Jahren 1840 und 1841. I. S. 250 und meinen Aufsatz: „*Sorbus aucuparia* var. *dulcis*“ in der Naturwiss. Wochenschrift. Bd. 5. 1890. S. 478. Im Forstgarten der Kgl. Akademie zu Eberswalde finden sich Exemplare der süssigen Spielart unserer Eberesche. Im Gebiet zwischen dem Onega-See, der Suchona und Dwina wird auch die widerlich bitter-süsse Traubenkirsche (bei uns meist Faulbaum genannt) *Prunus Padus* L., an Stelle der nicht mehr gedeihenden wirklichen Kirsche von den Kindern gegessen. — Da inzwischen schon Nachfrage nach süssigen Vogelbeerbäumen (*Sorbus aucuparia*) gekommen ist, sei darauf aufmerksam gemacht, dass man am besten Wildlinge aus dem Wald in den Garten verpflanzt und dann durch Pfropfreis der süssigen Spielart veredelt. Einzelstehende Ebereschbäume an Landstrassen u. s. w.

Diesen unsern Kindern müssen wir vom Standpunkt der Heimatkunde, des Folklore und der Vorgeschichte es Dank wissen, dass sie gewisse Überbleibsel aus der urzeitlichen Kultur und Lebensweise des Menschen mit unverwüsthlicher Zähigkeit von einem Kindergeschlecht auf das andere Kindergeschlecht Jahrtausende hindurch überliefern, das gilt vom Spiel und Spielen ebenso gut wie von sprichwörtlichen Formeln, von Gebräuchen und, wie Sie sehen, auch von der Nahrung und Beköstigung des Menschen. Denn dass in der bescheidenen Küche des Steinmenschen vor der Erzielung eigentlicher Gartenfrüchte dergl. Früchte wie die vom Zürgelbaum, von der Eberesche, vom Weissdorn, der Traubenkirsche u. a. einen Teil des Obstes und Nachtisches bieten mussten, das liegt auf der Hand.

Professor Dr. Paul Ascherson bestätigt die Angaben des Vorredners, kennzeichnet die Unterschiede in der Frucht der beiden erwähnten Zürgelarten und weist darauf hin, dass bereits Alexander Braun im Süsswasserkalk von Weilheim in Württemberg, dem Interglazial angehörige Früchte des Zürgelbaums entdeckt habe.

4. Ausschussmitglied Buchholz legte 14 grosse, im Laufe des letzten Jahres erschienene Kunstblätter vor, als Fortsetzung der vor einem Jahre in 27 Blättern vorgezeigten ersten Lieferung des Werkes: „Getreue Abbildungen von ehemaligen und gegenwärtigen Ansichten preussischer Städte, nebst deren denkwürdigsten Bauwerken, Wappen, Siegel u. s. w., nach Freihandzeichnungen von Ehregott Zschille in Grossenhain“. Die erste Lieferung umfasste die Brandenburgischen Städte: Baruth, Calau, Cottbus, Dahme, Dobrilugk, Drebkau, Finsterwalde, Forst, Golssen, Guben, Jüterbog, Luckau, Luckenwalde, Lübben, Lübbenau, Peitz, Senftenberg, Sommerfeld, Sonnenwalde, Sorau, Spremberg, Zossen, sowie einige Städte der Grenzreise. Neu eingegangen sind die Blätter: Beeskow, Crossen, Cüstrin, Drossen, Frankfurt a. O., Fürstenwalde, Lieberose, Mittenwalde, Reppen, Seelow, Wrietzen, Zielenzig, Züllichau.

Die einzelnen Blätter sind in den betreffenden Städten käuflich zu haben, sämtliche Blätter aber sind in der Provinz Brandenburg nur in zwei Exemplaren durch die Güte des Verfassers vereinigt und zwar im

können in gleicher Weise veredelt werden, doch unterlasse man dies da, wo die Bartflechte (*Usnea barbata* Fr.) in benachbartem Nadelwald häufig ist. Diese Flechten übertragen sich leicht auf Sorbus und schädigen deren Ertrag ausserordentlich. Stämmchen der var. *dulcis* kosten in den Baumschulen zur Zeit noch 4 bis 4,50 Mark. Nach No. 44 der Mitteilungen über Landwirtschaft pp. d. d. Berlin, 2. November 1893, gibt Forstmeister von Lindenau in Auerbach im Sachs. Voigtland Wildlinge und Edelreiser für 18 bis 20 Pfg. ab. Durch unser Mitglied Ökononierat Späth - Rixdorf sind sie ebenfalls erhältlich.

Fr.

Märkischen Provinzial-Museum und in der Gymnasial-Sammlung zu Guben.

Ein Blick auf die Darstellungen zeigt, dass der Verfasser dem Titel seines Werkes sehr reichlich und zuverlässig entsprochen hat. Die Kenntnis unserer Provinzialstädte ist dadurch erleichtert und gefördert.

Ein ähnliches Werk erschien vor 35 Jahren unter dem Titel: „Brandenburgisches Album, eine Sammlung in Stahlstichen ausgeführter Ansichten der Städte, denkwürdigen Bauten, hervorragender Architekturen, Naturschönheiten und Denkmäler der Mark Brandenburg, nach der Natur gezeichnet von J. Gottheil“, die bez. Aufnahmen trugen indes der älteren Geschichte weniger Rechnung und haben für uns nur insofern Wert, als sie die Gesamtbilder folgender Städte aus den 50er Jahren verewigten: Berlin, Beeskow, Brandenburg, Charlottenburg, Cottbus, Crossen, Cüstrin, Eberswalde, Forst, Frankfurt a. O., Freienwalde, Fürstenwalde, Guben, Jüterbog, Königsberg (nur das Rathaus), Landsberg a. W., Lübben, Luckau, Neu-Ruppin, Perleberg, Potsdam, Pritzwalk, Rathenow, Schwedt, Schwiebus, Sorau, Spremberg, Wittenberge, Wittstock, Wrietzen, Zielenzig, Züllichau; aus der Altmark: Salzwedel, Stendal und Tangermünde.

5. Dem Märkischen Provinzial-Museum ist der farbige Façaden-Aufriss eines monumental gehaltenen, angeblich Berliner Hauses zugesandt worden, welcher, da er bisher noch nicht rekognosziert worden ist, zur Ansicht vorgelegt wird. Das Haus hat 12 Fenster Front, wovon je zwei in der Mitte und auf jeder Seite verkoppelt sind. Es besteht aus Erdgeschoss, erstem Stockwerk und untergeordnetem Oberstockwerk. Das Dach ist einmal gebrochen; über jeder der drei Fensterkoppelungen erhebt sich eine Attika mit einer Mittelrosette und vier kleinen Fensterchen. Innerhalb der drei Koppelungen, über den Fenstern des Hauptstockwerkes, sind Reliefs angebracht, welche Handel, Landwirtschaft und Viehzucht darstellen. In der Stelle des vierten Fensters von der rechten, an ein Wasser stossenden Seite, ist die reichverzierte Einfahrt, von der linken Seite unter dem vierten Fenster, sechs Stufen hoch, die Eingangsthür. Die Mitte des Hauses ist portalartig gehalten, doch schliessen die beiden dorischen Säulen nicht eine Thür, sondern nur ein Fenster ein. Die gesamte Architektur hat Ähnlichkeit mit dem Hinterhause des Kaiser Wilhelm-Palais, welches an der Behrenstrasse, gleich neben der Königl. Bibliothek steht, sowie mit der abgebrochenen alten Börse am Lustgarten, kann aber mit beiden nicht identifiziert werden. — Augenblicklich vermochte Niemand in der Gesellschaft das Gebäude zu erkennen.

6. Herr Buchholz legt aus dem Märkischen Museum eine Spezialsammlung von Berliner Witz- und Redensarten-Bildern vor. Als in den 1820er und 1830er Jahren durch eine strenge

Censur der humoristischen Litteratur das politische Gebiet gänzlich verschlossen war, wurde der Stoff zum grössten Teil dem Berliner Volks- und Strassenleben entnommen. Die beliebte humoristische Bühnenfigur jener Zeit, Beckmann in der Rolle des „Eckensteher Nante“, in mancherlei lithographischen Darstellungen veröffentlicht, gab gleichsam das Signal zur Entstehung ähnlicher, meist minderwertiger Bilder und Schriften, deren Inhalt an witzigen, humoristischen, markigen, mitunter überderben Redensarten mit Vorliebe citiert, auch im Volksverkehr selbst erweitert wurde. Einzelne Künstler, insbesondere B. Dörnbeck, hin und wieder auch Hosemann, machten sich an die Illustration der berlinischen Volkswitze und die Verleger, namentlich Gebrüder Gropius und Winkelmann & Sohn, gaben die betreffenden Blätter in den Handel.

Obgleich hier die stattliche Zahl von 69 verschiedenen Bildern vorliegt, so sind mir doch noch gegen 30 aus anderweitigen Sammlungen, namentlich aus der des Mitgliedes Herrn Burckhard, bekannt und es mögen wohl weit über 100 gedruckt worden sein.

Verzeichnis

der aus dem Märkischen Provinzial-Museum vorgelegten

Berliner Witz- und Redensarten-Bilder.

Kat. XI.

1. Einem Herrn, der durch eine offene Klappe in einen Keller gefallen ist, ruft eine dort mit Zerkleinern von Holz beschäftigte Frau zu: „Ochse! wat is denn det hier vor en Kellergefalle!“

2. Rollkutscher und Schenkmädchen vor einer Kneipe: „Pfui Deibel — Noch eenen!!“

3. Zwei Angeheiterte: Erster: „Ick schlendre meinen Schlendrian un habe meinen Kop vor mir!“ Zweiter: „weest Du wat Gevatter! wenn ick ne Kiepe hedde so setzt ick mir rinder und drüge mir nach Schöneberg, denn däten mir die Beene nich weh —“

4. Eine Frau ruft drohend aus dem Fenster ihrem Töchterchen, das eben im Rinnstein watet, zu: „Aurora! Jux Liese will sie aus 'en Rennsteen!“

5. Lampenanzünder im Begriff eine Laterne anzuzünden, 2 Strassenjungen, 1 Bürger. „Männeken (rufen die Jungen) soll ick ihnen nich vorn Groschen Oehl besorgen?“

6. Frau mit blindem Mann zu einer Bettelfrau mit kleinem Kind: „wat giebt sie denn vor det Balg den Dag Miethe zum betteln gehn?“ „Icke? sieben Silbergroschen.“ „Det sollte mir fehlen, mit Bälgen schleppen. Da gebe ick doch lieber acht Silbergroschen, da kriege ick den schönsten blinden Mann, un der muss alleene lofen.“

7. Wagen mit Kutscher und Fahrgast, der eben ausgestiegen und im Begriff ist zu zahlen: „Ein andermal, (sagt er zum Kutscher) spann er die Uhr vor'n Wagen, und steck er das Pferd in die Tasche.“

8. Einer von einer Frauensperson begleiteten blinden Harfenistin, die mit der Harfe einer Trägerin an den Baumkuchen stösst, ruft diese zu: „Na Ochse! sie blinde Kammermusikussen! kann sie nich sehen?“

9. Auf dem überschwemmten Belle-Alliance-Platz (der ehemals „das Rondel“ hiess) hat ein Laternenanzünder von einem von einem Pferde gezogenen Kahne aus, mit Hülfe einer Leiter die Laterne bestiegen. Nachdem die Leiter vom Laternenpfal in den Kahn gefallen ist, rennt der Gaul mit dem Boot weg, während der Anzünder auf der Laterne ängstlich schreiend hocken bleibt. Im Hintergrund schwimmt ein Leichenconduct mit Pferden und Bemannung durch das Wasser. Unter dem Bild die Aufschrift: „Wie ein Einspänner im Rondeel mit einem Kahne durchgeht.“

10. Ein Wanderbursche und ein Eckensteher stehen vor der Werderschen Kirche. Nachdem der Wanderbursche gefragt hat, wozu an den Thürmen zwei Uhren angebracht sind, sagt der Eckensteher: „Wie kann man aber so mit dem Dämelsack geschlagen sind! Dass er des nich weess — Wenn ick nu wissen will wat die Klocke is und sehe nach eene Uhr, wohnach sehst Du denn?“

11. Zwei Frauen auf dem Kirchhof, von denen eine einen kleinen Jungen auf den Knien trägt, dessen Hosen den Abdruck einer Denkmalsinschrift zeigen. „Un weil ick en rummer drehe, denk ick der Schlag regiert mir, seht der Junge aus wie'n Komedienszettel und hat die ganze Hosen voll Patafia Flecke.“

12. Ein Tischler betrunken mit seiner Frau in einer Dachstube. Indem sie mit einem Besen auf ihn losgeht und er abwehrt, ruft sie: „Besoffen is Er! aber nich von't Hubeln, ne von Schnaps!“ Er: „Liebe Jette, wenn Du denkst det Du Dir damit bei mir insinneviren wirst? dann sitz'st Du uf'm dicken Irrthum!“

13. Eine Fleischerfrau mit einem Buch in der Hand und Käuferin in einem Scharren. Fleischerfrau: „Wenn ick oder mein Mann die Kälber allene besorgten, dann machten wir se aus lauter Niere, so aberst seynd sie nicht anders!“ —

14. Ein singender Lehrbursche und ein in seinen Gesang einstimmender Herr auf der Schlossbrücke. Lehrbursche: „wenn Er den Jungfernkranz singen will, kann Er ihn sich och allene anfangen, wes er des!“

15. Bürger, der arretirt werden soll, Nachtwächter und ein zweiter Bürger. Dieser sagt, indem er seinen Gefährten, der am Boden liegt, aufhelfen will: „Nachtwächter wat woll'n Sie? det is mein Mann!“

16. Ein Junge mit einem Kinderwagen; ein zweiter Junge mit seinem kleinen Bruder vor einer Gartenmauer: „Junge, wat stost Du denn mein' klenen Bruder, ick wer et gleich mein' Vatern seggen.“ „Dummer Junge, Du hast ja jar ken' Vater.“ — „Schaafskopp, mehr wie Du.“

17. Kutscher mit einem besetzten Thorwagen ruft einem vorübergehenden Herrn zu: „Herr Baron kommen Se heran, hier fehlt man noch ene lumpigte Person.“

18. Ein Betrunkenener vor einem Strassenbrunnen, diesen anredend: „Konrad, fass mal en biskan an un helf mir hier über den Kuppergraben. — Wat!? Du willst nich? na warte! komm ick rüber, schlag ick Dir die Rippen im Leibe entzwe!“

19. Marktscene. Polizist, Bürger, Schusterjunge und Kaninchenhändler im Streit. Ein totes Kaninchen liegt auf dem Boden. Der Schusterjunge auf das Kaninchen zeigend: „Des Karnickel het angefangt.“

20. Scene in einem Speisehaus. Vier speisende Herren und eine Mamsell. Ein Herr ruft, indem er mit der Gabel ein Büschel Haare hochhält: „Mamsellen bringen Sie mir Haare apparte und Bouletten apparte.“

21. Zwei Steinsetzer bei der Arbeit: „Schaafskop! Det is ja ebend der Witz.“

22. Zwei Holzhauer und eine Gärtnerfrau mit einem Karren, diese schimpft, beide Fäuste ballend: „Kiehnstehriger Holzhauer! sonne Zwiebeln, wie er ene is, die pflanzt mein Mann uf'n Mist, und begiesst sie so lange mit de Fäuste, bis ihm die Knospen uf die Nase wachsen.“

23. Wollhändler auf dem Wollsack sitzend: „Wollhabender.“

24. Wollhändler und Wollkäufer. „Wollwollender.“

25. Scene auf dem Weihnachtsmarkt. Waldteufel verkaufende Knaben um einen Invaliden mit Stelzfüßen. Die Jungens rufen: „Geschke hat geschlaudert! Der Junge verderbt den Preis!“ Der Invalide: „Wollt ihr woll auseinander, waldeiwilige Collegen, am Ende werd't ihr den ollen Fahnenjunker noch uf de Elsterogen treten.“

26. Scene auf einer Rollschuhbahn. Ein mit Schlittschuhen bepackter, trotz sommerlicher Jahreszeit in einen Pelz gekleideter Händler sagt: „Ick dachte, se lofen hier uf gefrorenes, un nu sind et Backstene.“ Ein Rollschuhläufer erwidert lachend: „Oller Dusel, wie kann man so dämlich sind.“

27. Eine Frau im Begriffe Geld aufzuzählen und Holzhauer: „Frau Gehem Sekeltären, de Holzhauer brauchen kene Rechnung, da steht unse Schreibzeug, un unse Rechnung wissen wir auswendig: 6 Mann enen Haufen gemacht 5 Thl. 15 Sgr., zwe Frauens gepackt un in'n Keller geschmissen 1 Thl., macht 6 Thl. 15 Sgr.“

28. Bäuerin mit ihrem Sohn, eine Obstfrau unter den Linden fragend: „Liebeken, können se mich nich sagen, wat det da oben uf det Dohr vor 'ne Puppe is?“ Antwort: „Ja na, wat wird det sinn! Alte römische Geschichte, Kurfürsten von Brandenburg, siebenjährige Krieg, det is et!“ — „Ah so! na ick danke recht sehr.“

29. Karrikatur auf den Paganini-Enthusiasmus. Vor einem Geiger drängt, stösst und zerrt sich eine Menschenmenge. Manche liegen auf der Erde, eine Frau steht auf dem Rücken eines Mannes. „Wie die Berliner 2 Thl. mit Gewalt los werden.“

30. Bei einem Unwetter des Nachts leuchtet ein Diener einem ängstlich und vorsichtig gehenden Fräulein mit der Laterne voraus, Indem er sich umkehrt, ruft er ihr zu: „Kommen Sie man immer drieste, Mamselleke, ick habe Stiebeln an.“

31. Wochenmarktscene. Einer Köchin, welcher im Gedränge der Korb entfallen ist und die dafür einem Knaben die Mütze nimmt, während ein Hund mit dem gekauften Fleisch davonläuft, ruft ein Holzhauer zu: „Den lassen Sie man lofen, Mamselleken, der hat keene Mitze nich!“

32. Eine Stunde vor dem Maskenballe. Familienscene. Beim Schnürleib-zuschneiden einer dicken Frau, bei welcher der Mann und eine andere Frau thätig sind, reißt ersterem die Schnur, so dass er zur Erde fällt; worauf sie sagt: „Aber Mann! als Domingo willst Du mir zum Balle fihren un kannst mir nich mal schnieren? Er: „Wenn aber och ener mit Gewalt 'ne Tallie haben will, un hat doch keene nich, denn duht er och gescheider, er zieht 'ne Drocken-Leine durch den Schnierleib, un nich so'n zartef Bändeken, an det man Hals un Beene bricht.“

33. Arbeiter sind beschäftigt, einen gefallenen Gaul mit einem Hebebaum aufzuhelfen. Einer sagt: „Der Racker ist tücksch, er will man nich leben!“

34. Zwei Betrunkene vor einer Stubenthür, von welcher der eine schon die Klingelschnur abgerissen und die Frau deshalb schon die Thür geöffnet hat. „Ich sage Dir . . wir . . sind ganz richtig . . . komm' nur . . aber leise . . . ganz leise . . . Du sollst sehen, Deine Frau merkt nicht das Geringste.“

35. Ein Herr in einem Geschäft. Eine eintretende Frau, die auf einen vor der geöffneten Thür stehenden Ochsen weist, sagt: „Ach, verzeihen Sie, hier kommt ein Ochse!“

36. Ein bunt angekleideter Affe auf einer Bank sitzend, eine Wärmplatte vor dem Leib und einen Pfeffermünzstrauss in der Hand, auf eine Nuss mit der Aufschrift „Cholera“ zeigend. Unterschrift: „Mich nach Vorschrift zu bepacken — Unterliess ich nie; — Doch das Nüsschen dort zu knacken — Heisst die Frage — Wie?“ (1831.)

37. Eckensteher in einer Destillation: „Vor'n Sechser Cholera, aber'n Biskin Morbus mang.“ (1831.)

38. Amme mit schreiendem Kind Roman lesend: „Halts Maul, Geheimde Raths-Goehre un warte, bis Rinaldo dot is.“

39. Ein Ulan mit Pfeife und Schnapsglas. Neben ihm seine Braut sitzend, die sagt: „Christeken, giesst de Dir allwidder ens uf de Lampe?“

40. Zwei Dienstmädchen an einem Zaun. Eine sieht in hockender Stellung durch eine Spalte. Ein hinzutretender Herr fragt: „Was giebt es da, mein schönes Kind? — Gespickte Maikäber, Musje!“

41. An einem Hause mit der Warnung: „Hier dürfen keine Zettel angeklebt werden“ befestigt ein Zettelankleber doch ein Plakat und sagt: „Oho! Bange machen gelt nich!“

42. Kutscher und Arbeiter in einer Kneipe: „Spiegelberg, ich kenne Dir!“

43. Eine Obstfrau vor ihrer Bude an einem Baum. Hinter diesem vorkuckend, fragt ein Strassenjunge: „Mutterken, het se Nisse?“

44. Eine Kuchenfrau in ihrem Stand mit einem Abstäuber drohend. Ein Lehrjunge fragt: „Madamken, haben se Bohmtorte? — Dämelack, Dir werd ick gleich bebohmtorten!“

45. Ein Bürger, mit der langen Pfeife in der Hand, sagt zu einem Garde-Schützen, der ihn zurechtweisen will: „Nefschandeller, machen Sie mir nich grauslich!“

46. Ein Mann mit aufgespanntem Schirm verfolgt eine Moden-Dame. Diese wendet sich um und sagt: „Ekel! wenn er nu nich geht, werd ick ihm gleich zeigen, wat 'ne Harke is!“
47. Zwei Männer zu einer Strassendirne: „Wat menst'e, Giesicke! wollen wir die mal beede à fair nehmen?“
48. Ein Gast vor einem Teller Klösse sagt zum Hausknecht: „Markeer! bringen Sie mich ene kühle Blonde, aberst honett geproppt.“
49. Frau mit einem weissen Kleid sagt zu einem Schornsteinfeger, welcher sie angeschwärzt hat: „Ochse, mach er mir nich weiss, er oller Müllergeselle.“
50. Ein Student, welcher beim Anziehen seines Rockes mit der Hand durch den Ellenbogen fährt, sagt: „Guten Morgen, Herr Fischer!“
51. Eine Brot-, Wurst- und Schnapsverkäuferin unter einem Baum fragt zwei vorübergehende Herren: „Wollen Sie einen feinen Berliner geniessen?“
52. Zwei Frauen, die zwischen sich einen betrunkenen Mann führen: „Na, Schwimel-Fritze, so bist'e mein ju! — det nennt er 'en klenen Fissel, nu mögt ick en grossen erst sehen.“
53. Ein Vagabund sagt in einer Destillation zur Mamsell: „En halb Pfund weissen Landsturm mit etwas Schlechten mang.“
54. Ein Grenadier sagt zu einer Marketenderin: „Vor en Sechser Kümmel! Er mag kosten wat er will.“
55. Vor dem Eingang zu einer künstlichen Eisbahn sagt ein Herr zu einem andern, der Geld aus der Börse holen will: „Willem, behalt Deine Groschens, det is nischt.“
56. Zwei Schneeschipper: „Der verwünschigte Schnee! wenn't man erst widder Dauen duen dälte.“ — „Da kannst Du druf fluchen, Dauen duen dut et heute un morgen noch nich.“
57. Obstfrau zu einem mit gestohlenem Apfel davonlaufenden Jungen: „Kommst Du mir widder, so besorge ick Dir 'ne Kute in Deinen Detz, 'ne Viertelmetze gross.“
58. Frau in der Küche, einem Handwerksburschen mit dem Stock drohend: „Wenn er nu nich geht, werd' ick ihm gleich ens mit de Hunde-laterne leuchten.“
59. Eine Schneidermamsell ruft, da sie vom Winde belästigt wird: „Jott, wie unausstehlig der eklige Wind!“
60. Zwei Fuhrleute vor einem Fuhrgeschäft: „Na, wat segte der Olle, wegen den verkröschten Schimmel?“ — „Na, der machte dir'n Jesichte, wie sieben Meilen schlechter Weg.“
61. Auf dem Fischmarkt sagt ein Postillon, der einen Hecht am Schwanz in der Hand hält, zu der im Scharren sitzenden Fischfrau: „Mutterken, wat kost der Iklei?“
62. Ein vollständig schwarzes Blatt. Darunter: „Berlin bei Nacht. vom dustern Keller aus gesehen.“
63. Ein Herr berührt eine an einem Brunnen mit Spülen der Wäsche beschäftigte Frau mit der Reitgerte am unteren Teil des Rückens mit der Frage: „Wo ist denn Bellevue?“ — Antwort: „Na, hier is der Schinkenplatz, geh'n Se man durch den Schwibbogen, die Lenden lang und lassen Se den Lustgarten liegen.“

64. Droschkenkutscher, Diener, Lakai, Strolch an einem Kneiptisch: „Deuwel hin und Deuwel her, ihr wisst wat Rechtes vom Deuwel zu reden!“ — „Na, du hat em wol erst recht gesehen?“ — „Ja woll, un wenn ihr Kurage habt un een halb Pfund Doppelten spendiren wollt, sollt ihr ihn och zu sehen krie'n.“ — „Topp, lass sehn!“ — „Du, kiek mir mal hier in die Tasche.“ — „I, et is ja jarnischt drinne!“ — „Siehste, mein Sohn, det is eben der Deuwel!“

65. Zu Feuerwehrleuten, die sich während eines Brandes in einer Kneipe gütlich thun, sagt ein Aufseher: „Hier steckt Ihr also?! und das nennt Ihr sprützen? — „Ne, Herr Rohrmester, löschen, löschen!“

66. Eine Dame sagt im Salon zu ihrem Neffen, der einen Hund mitgebracht hat: „Ach, da hast Du einen schönen Hund!“ — „Ein Hund?! ein Hund sagt man also in Berlin? Hahahaha, die Toele jehört ja zu Ihrem Geschlechte, liebe Tante!“

67. Schuhmacher sagt zur Dame, die ihren Schuh zeigt: „Geloofen sind Sie mit die Schuh', Madam, ja, denn is es richtig, ick arbeete nur vor Damens mit Equipage!“

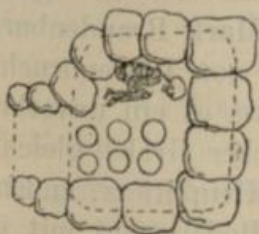
68. Ein Diener, unter'm linken Arm einen Kehrbesen, in der linken Hand einen Hund am Fell haltend, den er zu schlagen im Begriff ist: „Wart', Schaafskopf, ich werde Deine Madame lehren mir Grobheiten sagen!“

69. Zwei Studenten, von denen der eine eine Contrace überbringt: „Mareulf schickt Ihnen einen dummen Jungen. — „Das seh' ich.“

70. Vor einem Schilderhaus ruft ein französischer Gardist mit vorgehaltenem Gewehr einer Waschfrau zu; „Qui vive?“ — Antwort; „Gott, hab' er sich nich, la vache!“ (1806.)

7. Herr Buchholz teilt einen, in den „Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg“ gefundenen Bericht des geistlichen Inspector's Bauer in Zossen vom Jahre 1797, über die

Entdeckung eines Riesengrabes bei Löwenbruch



Riesengrab von Löwenbruch, Kreis Teltow. „Brandenburgia“, Oktober 1893.

im Kreise Teltow mit. Nach der in obengedachter Zeitschrift veröffentlichten Nachricht war auf dem Pfarracker nahe bei den Schinderfichten ein grosser Feldstein, $7\frac{1}{2}$ Fuss lang, $6\frac{1}{2}$ F. breit, $3\frac{1}{2}$ F. dick, zu Bauzwecken gesprengt worden. Dabei fand man unter dem einen Ende des Steins die Öffnung einer Höhle und bei näherer Untersuchung zeigte sich, dass die Wände dieser Höhle mit grösseren Feldsteinen, wie Mauern, ordentlich ausgesetzt waren, so dass der Hohlraum einer 4 F. langen, 4 F. breiten, 3 F. hohen, an einer Ecke etwas abgeschragten Kammer glich, welche von dem grossen Stein überdeckt war, wie die Figur zeigt. Dem Eingange zunächst standen 6 Urnen, von denen jedoch nur noch eine, mit kugelförmigem Boden,

2 kleinen Henkelöhren und kurzem zylindrischen Hals, ganz war. Seitlich von diesen Urnen lag ein „ganz bis auf die Knochen verweseter Menschenkörper, dem Ansehen nach eine Person von 14 bis 16 Jahren, wie man an dem Hirnschädel und an den Zähnen mutmasste.“ Die Totengebeine hat man an demselben Ort eingegraben; die Urne, von welcher aber der Oberteil des Halses fehlt, und ein Teil von einer andern, wurden aufbewahrt; (wo? ist leider nicht gesagt). Der Pastor Bauer lässt sich dann noch über die vermutliche Entstehung des Grabes aus: „Vermutlich war der Tote, dessen Gebeine man fand, einer der alten Bewohner unserer Mark, der Wenden, von denen der Stamm der Wilzen, besonders hier im Teltowschen Kreise die Brizaner, sich niedergelassen hatten. Da indessen die Wenden ihre Toten verbrannten, so ist die Frage: wie kam ein förmliches Totengerippe, welches zu wenig Raum hatte, um ausgestreckt zu liegen, sondern gleichsam hineingeschoben zu sein schien, vielleicht auch in seiner sitzenden Stellung dort aufbewahrt war, in dies Gewölbe? Liesse das Skelet vermuten, dass es die Reste eines bejahrten Menschen wären, so könnte man annehmen, dass es der Körper eines gewaltsam getöteten Greises sein müsse; denn bekanntlich wurden alte Eltern, oder andere alte Personen, denen man wohl wollte, vorsätzlich getötet, lebendig begraben u. s. w., weil man glaubte, dass die, die nicht eines natürlichen Todes stürben, zum Gott Wodan kämen und bei ihm im Walhalla reichliche Freuden genössen. Vielleicht war indessen der Tote ein junger Mann, der vom Schwerte des Feindes getötet und unverbrannt beigesetzt war, oder ein ungesundes nicht heilbar scheinendes jüngeres Mitglied einer Familie, das man durch einen gewaltsamen Tod von seinem traurigen Leben erlöset und zu den Freuden des wendischen Himmels oder Walhalla befördert hatte.“

Dieser Bericht ist von mehrfachem Interesse. Er überliefert uns die Thatsache, dass ein solches Riesengrab (Hünenbett, auch Dolmen genannt) im südlichen Teil der Mark gefunden worden ist, wo bisher ein solcher Fund nicht bekannt war. Erst nördlich der Havel—Spree Linie von Brandenburg bis Frankfurt a. O. sind sie sehr vereinzelt vorgekommen. Nur ein Fund südlich jener Linie, das Steinkammergrab in der Feldmark Klein Rietz bei Beeskow, welches Sie als Titelvignette auf Friedel's „Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg“ abgebildet finden, hat grosse Ähnlichkeit mit dem von Löwenbruch; dort ist aber nicht, wie hier, sicher festgestellt, dass es ein unverbranntes Skelet enthielt. Die Urne aus dem Löwenbrucher Grabe gleicht nach vorstehender Beschreibung den Gefässen von Klein Rietz, indem auch dort drei Gefässe mit kugelig abgerundetem Boden und mit je zwei Henkelöhren vorkamen und die in Bezug auf den Urneninhalt etwas unsicheren Fundangaben lassen die Möglichkeit zu, dass das Klein Rietzer Grab auch einen unverbrannten Leichnam enthalten hat. Derartige

Hünenbetten oder Dolmen gehören der neolithischen Periode (der jüngeren Steinzeit), zum Teil vielleicht auch noch der ältesten Bronze-Periode an, in welcher von der damaligen, wahrscheinlich vorgermanischen Bevölkerung die Leichname noch nicht verbrannt, sondern hauptsächlich in ausgeschaukelten Gruben, unter Beisetzung von kleineren, meist mit dem sogenannten Schnurornament versehenen Thongefässen und von Steingeräten, bestattet wurde. Die Seltenheit dieser Dolmen lässt darauf schliessen, dass solche riesigen Gräberbauten nur für hervorragende Personen, Häuptlinge oder Helden, gleichsam als Denkmäler, errichtet wurden, wie man in unserer Zeit Mausoleen anlegt.

Die Annahme des seligen Inspector Bauer, dass es sich um ein Wendengrab handele und was er sonst daran knüpft, entspricht zwar den Kenntnissen jener Zeit, wie sie uns schon von Thurneisser her und von Bekmann überliefert sind; die neuere Forschung giebt indess die von mir angegebene Erklärung, nach welcher das Grab über 3000 Jahre alt ist und mit den, erst seit 1500 Jahren hier eingedrungenen Wenden, welche übrigens ihre Toten nicht verbrannten, sondern bestatteten, nichts gemein hat.

Stadtrat Friedel bemerkt hierzu: Ich teile die Wichtigkeit der von Herrn Buchholz mit Glück wieder „ausgegrabenen“ alten Nachricht vollkommen. So verworren die Nachricht des guten Baaer sein mag, der Wodan und die Walhalla mit den Wilzen und Wenden harmlos vermengt, so deutlich und dankenswert ist seine Beschreibung, die deutlich ein megalithisches Grab, wahrscheinlich noch der vormetallischen Zeit angehörig, zweifellos erkennen lässt.

Grosses Aufsehen erregte im Jahre 1872 die Auffindung eines gewaltigen Steinkammergrab bei Tempelberg nahe dem Städtchen Müncheberg, Kreis Frankfurt-Lebus, durch Steinsucher. Nach dem sorgfältigen Bericht der Herren Ahrendts und Reichert, Verh. der Berl. Ges. für Anthropologie, 1872, S. 212 ff., war die ziemlich versteckt im flachen Waldboden belegene Kammer 15 Fuss lang, westlich 4, östlich 5 Fuss breit, aus in den Boden gesteckten rohen Steinplatten und gewaltigen Decksteinen bis 7 Fuss Länge, 4 Fuss 9 Zoll Breite und $2\frac{1}{2}$ Fuss Dicke erbaut. Die lichte Höhe des Innern betrug $4\frac{1}{2}$ Fuss. Die Verhältnisse sind also hier bedeutender als die des Löwenbrucher Dolmen. Es waren bei Tempelberg mehrere Menschen in hockend-sitzender Stelle beerdigt. Die Rasse ist eine langschädelige, an die alten Germanen und Kelten erinnernd. Das Tempelberger Steinkammergrab ist leider schon gestört gewesen, Urnen zeigten sich nicht, ermittelt wurde darin nur ein Wildschweinszahn und ein viel gebrauchter Schleifstein aus grobem, festem Sandstein, wie dergleichen in steinzeitlichen Gräbern mitunter gefunden wird.

Rudolf Virchow hob die grosse Bedeutung dieses Fundes hervor,

da bis jetzt kein einziges Steingrab aus der Mittelmark bekannt sei. Während sich noch in der Altmark zahlreiche magalithische Monumente erhalten haben, fehlen sie in unserer Nähe scheinbar ganz. Erst weiter östlich sind neuerlich durch Major Kasiski bei Neustettin in Pommern ähnliche Gräber aufgedeckt. Zahlreicher sind sie in Pommern, dem Landstrich Westpommerns zwischen dem linken Weichselufer, Pommern, Posen und Ostsee.

Herr Friedel macht noch darauf aufmerksam, dass Ed. Krause und Otto Schoettersack in der Zeitschrift für Ethnologie einen längeren Aufsatz „Die megalithischen Gräber (Steinkammergräber) Deutschlands mit Abbildungen und Karten, Jahrg. 25, 1893, S. 105 ff., veröffentlichen. Aus der Vergleichung dieses Materials mit den skandinavischen, britischen, französischen, pyrenäischen und nordafrikanischen megalithischen Gräbern werden sich hoffentlich sichere Schlüsse auf die Nationalität der Dolmenbauer auch unserer Gegend ziehen lassen. Möglich, dass das Vorhandensein einer den Germanen vorangegangenen Völkergruppe hierbei mit in Betracht gezogen werden muss. Auch das langgestreckte grosse Riesengrab bei Mellen nahe Lenzen a. E., Kreis West-Priegnitz, darf hierbei nicht ausser Acht bleiben.

8. Demnächst erklärt der 2. Vorsitzende, E. Friedel, folgendes:

Wie aus dem Hauptvortrage des heutigen Abend ersichtlich, will auch die „Brandenburgia“ nicht unterlassen, das Andenken unseres Landsmannes, des grossen Naturforschers und Heimatskundigen Christian Conrad Sprengel in diesem Jahre zu ehren, wo es hundert Jahre sind, dass er seine epochemachende Schrift, „das entdeckte Geheimniss der Natur“ veröffentlichte.

Der Lebenslauf dieses lange verkannt gewesenen Forschers hat hauptsächlich sich in Spandau und Berlin abgespielt. Er ist ein trüber gewesen und erinnert an den des nicht minder grossen Naturforschers Jan Swammerdam, der ein Jahrhundert vor ihm lebte, trotz seiner bewegenden Entdeckungen und seiner glänzenden Beobachtungsgabe ebenfalls von den Zeitgenossen verkannt ward und mit der Welt zerfallen, verbittert und in grosser Armut, halb vergessen dahinstarb.*

Ich benutze die Gelegenheit, eine kürzlich erschienene, höchst verdienstliche Schrift von Professor Dr. O. Kirchner und Dr. H. Potonié:

*) Jan Swammerdam, geb. zu Amsterdam am 12. Februar 1637, vervollkommnet das Mikroskop und macht besonders anatomische Entdeckungen in der Insektenwelt („Allgemeene Verhandeling von bloedeloose Diertjens“), stirbt nach langem Herumirren in seiner Vaterstadt am 15. Februar 1685. Viele seiner Schriften hat er selbst vernichtet. Das Hauptwerk ist nach seinem Tode als „Biblia Naturae“ herausgegeben. Vgl. „Jan Swammerdam“. Ein Lebensbild von Dr. E. D. Pyzel in der Deutschen Rundschau, Bd. XXII. S. 225 ff.

„Die Geheimnisse der Blumen. Eine populäre Jubiläumsschrift zum Andenken an Christian Konrad Sprengel.“ Mit 22 Illustrationen. Berlin 1893. Ferd. Dümmlers Verlag, zur Einsicht vorzulegen*) und auf einen Artikel von Eduard Strasburger: „Zum hundertjährigen Gedächtniss an das entdeckte Geheimniss der Natur“, welcher in der von unserem Ehrenmitgliede Dr. Julius Rodenberg herausgegebenen Deutschen Rundschau von der Oktober-Nummer 1893 ab erscheint, aufmerksam zu machen.

9. Hierauf erteilte der 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, unserem Mitgliede Prof. Dr. Müllenhoff das Wort zu seinem angekündigten Vortrage. In demselben wurden die bezüglichlichen Einrichtungen der Pflanzen an mehreren farbigen Tafeln erläutert und dadurch ein Einblick gewährt in das wunderbare Abhängigkeitsverhältnis zwischen Pflanzen und Tieren. Der Vortrag wurde mit ungeteilter Aufmerksamkeit von den Anwesenden verfolgt und ertete den vollen Beifall derselben. Wir bringen ihn hiermit zum Abdruck.

Christian Conrad Sprengels botanische Entdeckungen in der heimatlichen Pflanzenwelt.

Von Dr. Müllenhoff.

Die wissenschaftliche Auffassung der Vermehrungsvorgänge im Pflanzenreich wurde von Berlin aus wiederholt durch die wichtigsten Entdeckungen gefördert. Im Jahre 1749 liess Gleditsch, der Direktor des Berliner botanischen Gartens Blütenstaub der Zwergpalme aus Leipzig kommen und erzielte damit eine reichliche Samenbildung an einem bis dahin stets unfruchtbaren weiblichen Exemplare. Durch diesen unter dem Namen des Experimentum berolinense bekannten klassischen Versuch wurde die Lehre von der Geschlechtlichkeit und der Befruchtung der Pflanzen in allerwirksamster Weise gestützt und nachgewiesen, dass eine Samenbildung bei den Blütenpflanzen nur dann eintritt, wenn der Blütenstaub auf die Narbe gelangt.

*) Dieselbe ist hervorgegangen aus den anziehenden und vielbesuchten Vorträgen, welche Dr. Potonié unter dem Titel: Was sind Blumen?“ in der Berliner Urania hielt, aus einem Artikel von Kirchner: „Chr. K. Sprengel, der Begründer der modernen Blumentheorie“, Naturwiss. Wochenschrift, VIII. Bd. und Dr. Robert Mittmanns „Material zu einer Biographie Chr. K. Sprengels“, ebendas. S. 124 ff.

Im Jahre 1793 erschien sodann hier in Berlin Christian Konrad Sprengels merkwürdiges Buch mit dem merkwürdigen Titel: Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und der Befruchtung der Blumen. In diesem Buche wurde zum ersten Male an einer sehr grossen Zahl von Beispielen gezeigt, in welcher Weise der Blütenstaub auf die Narbe gelangt und welche Rolle dabei den Blumenblättern und Honigdrüsen zufällt.

Endlich ist hier in Berlin im Jahre 1855 durch Pringsheim zum ersten Male der Befruchtungsvorgang einer blütenlosen Pflanze direkt und vollständig beobachtet worden und dadurch das Dunkel gelichtet, das diese Prozesse bis dahin der wissenschaftlichen Erkenntnis unzugänglich machte.

Die ganz besonders grossen Verdienste, die sich die Botaniker Berlins um diesen Zweig der Naturwissenschaft erworben haben, rechtfertigen wohl das Unternehmen die Ergebnisse dieser Forschungen diesem Kreise mitzuteilen, umso mehr als jetzt ein Jahrhundert verflossen ist, seit hier in Berlin Sprengels bahnbrechendes Werk erschienen ist.

Mit Recht bezeichnete Sprengel für seine Zeit den Bau der Blüten als ein Geheimnis. Wohl hatte bereits im Jahre 1691 der in Tübingen lebende Professor Camerarius die ersten Grundlagen gelegt zu einem Verständnisse der Verrichtung von Staubgefässen und Griffeln, den wesentlichen Teilen der Blüte. Wohl war die Theorie des Camerarius durch Gleditsch und Koelreuter auf experimentellem Wege als richtig bestätigt worden und Koelreuter hatte bereits gezeigt, dass vielfach durch Insekten der Blütenstaub übertragen wird, doch hielt man noch immer an der alten unrichtigen Vorstellung fest, dass bei den meisten Pflanzen der Blütenstaub durch den Wind oder durch blosses Verstäuben auf die Narbe gebracht wird. Erst durch Sprengel wurde erkannt, eine wie ausserordentlich grosse Wirksamkeit die Insekten für die weitaus grösste Mehrzahl der Blütenpflanzen haben; erst durch Sprengel wurde es klar ausgesprochen, dass Grösse, Gestalt und Farbe der Blumenblätter, dass Anordnung und gegenseitige Stellung der einzelnen Blütenorgane, dass Duft und Nektarabsonderung eine bestimmte Bedeutung für das Leben der Pflanzen hätten und im engsten Zusammenhange mit dem Vorgange der Blütenstaubübertragung stehen. Er ist es gewesen, der zuerst eine vollkommen umfassende Theorie der gesamten Blüteneinrichtungen suchte, und diese vor ihm noch nie gestellte Aufgabe mit geradezu erstaunlicher Meisterschaft löste.

Die unscheinbaren Härchen, mit welchen der unterste Teil der Blumenblätter des Waldstorchschnabels (*Geranium silvaticum*) besetzt sind und unter welchen Honigtröpfchen versteckt liegen, führten Sprengel im Jahre 1787 zu der Entdeckung, dass die meisten Blumen, welche Nektar enthalten, so eingerichtet sind, dass zwar Insekten sehr leicht

zu demselben gelangen können, der Regen aber ihn nicht verderben kann. Er schloss daraus, „dass der Saft dieser Blumen zunächst um der Insekten willen abgesondert werde, und damit sie denselben rein und unverdorben geniessen können, gegen den Regen gesichert sei.“ Von dieser Vorstellung ausgehend dachte er im nächsten Sommer über die Bedeutung des gelben Ringes nach, der beim Vergissmeinnicht (*Myosotis palustris*) die Öffnung der Blumenkronröhre umgiebt und gegen die himmelblaue Farbe des Kronensaumes so schön absticht. Er kam auf die Vermutung, dass die besondere Färbung wohl dazu dienen möchte, den Insekten den Weg zum Saffhalter zu zeigen. In der That ergab die Betrachtung anderer Blumen, dass besondere Flecken, Linien und Figuren der Blumenkrone immer am Eingange zum Saffhalter sich befinden oder nach demselben hin zusammenlaufen und somit der vermuteten Erklärung sehr wohl entsprechen. Die Bestätigung dieser Erklärung durch die Beobachtung konnte aber für Sprengel kaum einen Zweifel übrig lassen, dass ebenso wie die besondere Färbung eines Theiles dazu diene, dem bereits auf der Blume befindlichen Insekt den Weg zum Saft zu zeigen, so die bunte Farbe der ganzen Blume dazu diene, dieselbe den ihrer Nahrung wegen in der Luft umherschwärmenden Insekten als ein Saftbehältnis schon von weitem bemerkbar zu machen.

Wenn bis dahin Sprengel die Blumen nur als zum Nutzen der Insekten eingerichtet betrachtet hatte, so führte ihn im Sommer 1789 die Betrachtung einiger Schwertlilienarten (*Iris*) zu der weiteren Entdeckung, dass viele Blumen schlechterdings nicht anders befruchtet werden können, als durch Insekten. Er gelangte damit zu dem Schlusse, dass die Absonderung von Honig in den Blumen und die Verwahrung desselben gegen Regen, dass ebenso auch die Farben der ganzen Blumenkronen und besonderer Theile derselben nicht nur für die Insekten, sondern auch für die Blumen selbst nützliche Einrichtungen sind, indem sie die Befruchtung der Blumen durch die besuchenden Insekten veranlassen. Hiermit waren die Grundsätze einer Theorie der honigführenden Blumen gewonnen, die Sprengel selbst in folgenden Worten ausspricht:

1. Diese Blumen sollen durch diese oder jene Art von Insekten oder durch mehrere Arten derselben befruchtet werden.

2. Dieses soll also geschehen, dass die Insekten, indem sie dem Saft der Blumen nachgehen, mit ihrem meist haarigen Körper den Staub der Staubbeutel abstreifen und ihn auf die Narbe bringen.

Die genaue Untersuchung mehrerer hundert Arten von zum Teil einheimischen, zum Teil in Gärten gezogenen Pflanzenarten zeigte ihm, dass bei den für Insektenbesuch eingerichteten Blumen sich regelmässig fünf Einrichtungen finden:

1. eine Saffdrüse, d. h. einen Teil, der den Saft bereitet und absondert; 2. einen Saffhalter, d. h. einen Teil, der den von der Saffdrüse

abgesonderten Saft empfängt und enthält; 3. eine Saftdecke, d. h. eine Vorrichtung, welche den Saft vor Regen schützt; 4. ein Saftmal, d. h. ein durch Form oder Farbe besonders ausgezeichneter Teil der Blumen, der bewirkt, dass die Insekten den Saft in der Blüte leicht finden können; 5. Vorkehrungen zur Verhinderung der Bestäubung der Narbe durch den Blütenstaub derselben Blüte.

Durch Tausende von Einzelbeobachtungen an 461 Pflanzenarten hat Sprengel seine Lehre begründet, in 1117 Zeichnungen auf 26 Kupfer tafeln hat er die besprochenen Blumen sorgfältig abgebildet und die Ergebnisse seiner Untersuchungen mit geradezu mustergültiger Klarheit und Folgerichtigkeit mitgeteilt. Fast durchweg bezogen sich seine Wahrnehmungen auf Pflanzen, die Jedermann bequem zugänglich waren. Man hätte erwarten sollen, eine so einfache und so gut begründete Lehre wäre sofort von den Fachleuten auf ihre Richtigkeit geprüft und dann zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Gerade das Gegenteil trat ein. Kein einziger der Zeitgenossen Sprengels gab sich die Mühe, durch eigene Beobachtungen die Blumentheorie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ohne Prüfung wurde die Richtigkeit der Sprengel'schen Angaben schlechtweg bestritten, von der ganzen Theorie behauptet, sie sei mehr auf metaphysische Spekulationen, als auf thatsächliche Beobachtung begründet u. s. f. Eine genaue Prüfung des Sprengel'schen Werkes und eine Vergleichung desselben mit den botanischen Schriften der Zeitgenossen lässt unschwer erkennen, dass vor allem die Neuheit und Kühnheit der von Sprengel ausgesprochenen Theorie, ihre Fremdartigkeit im Vergleich zu Allem, was man damals als die Aufgabe der Botanik betrachtete, mit einem Worte, dass das Voraufeilen vor seiner Zeit der Grund war, weshalb Sprengels Arbeiten zuerst, ja jahrzehntelang nur Teilnahmslosigkeit und Abweisung erfuhren.

Erst durch Darwin, der im Jahre 1859 seine Untersuchungen über die britischen und einige ausländische Orchideen veröffentlichte und in diesem Werke die Verdienste seines Vorgängers ihrem vollen Werte nach anerkannte, wurde das Sprengel'sche Werk seiner fast 70jährigen Verkantheit und Vergessenheit entrissen. Bald wandte sich dem neu erschlossenen Gebiete der Naturbeobachtung, der Erforschung der Beziehungen zwischen Blumen und Insekten eine grosse und stets wachsende Schar von tüchtigen Forschern zu, ein neuer Zweig, die Biologie, erwuchs. Allein in den Jahren 1883 bis 1890 sind, wie Mac Leods Verzeichnis angiebt, nicht weniger als 688 Abhandlungen und selbständige Werke über diesen Gegenstand erschienen. Und alle diese Arbeiten knüpfen stets an die von Sprengel gegebenen Anregungen direkt an. Da kann es nicht wunder nehmen, dass gerade jetzt, wo ein Jahrhundert verflossen ist seit dem Erscheinen des Sprengel'schen Werkes, vielfach der für die Wissenschaft so hochwichtigen Entdeckung und ihres Ur-

hebers gedacht wird. So ist es gekommen, dass jetzt gleichzeitig von zwei verschiedenen Seiten her neue Ausgaben des Sprengel'schen Werkes veranstaltet sind. Dasselbe erscheint in Ostwaldts Klassikern der exakten Wissenschaften (Leipzig, Engelmann) und ausserdem noch in getreuester Wiedergabe des alten Werkes durch den anastatischen Neudruck vervielfältigt (Berlin, Mayer und Müller).

Auch über das Leben Sprengels sind manche interessante neue Einzelheiten, zumal durch die Bemühungen von Dr. Potonié, bekannt geworden; dieselben sind in der Jubiläumsschrift zum Andenken an Christian Konrad Sprengel (Berlin, Dümmler, 1893) mitgeteilt.

Verbreitung des Hamsters (*Cricetus vulgaris*) in der Provinz Brandenburg.*)

Von

Prof. Dr. A. Nehring in Berlin.

Der gemeine Hamster ist in der Provinz Brandenburg weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. J. H. Schulz erwähnt in seiner bekannten „Fauna Marchica“, Berlin 1845, S. 35, als Fundorte desselben nur Jüterbog und Treuenbrietzen; E. Friedel nennt in der 2. Ausgabe seiner „Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“, Berlin 1886, S. 62, ausserdem noch Luckenwalde, sowie ferner Nauen und die Priegnitz. Ich selbst konnte im vorigen Jahre auf Grund der mündlichen Angaben des bekannten Sammlers Gustav Stimming in Brandenburg nachweisen, dass der Hamster vor ca. 40 Jahren nahe bei der Stadt Brandenburg, und zwar vor dem Krakauer Thore, häufig war; derselbe soll dann später plötzlich ohne ersichtlichen Grund dort verschwunden sein. Naturwiss. Wochenschrift, 1892.

Besonders interessant erscheint das Vorkommen des Hamsters in der Priegnitz, bei Fehrbellin und Nauen, sowie bei Templin, Schwedt und Oderberg. In der Priegnitz hat der bekannte Ornithologe H. Schalow den Hamster sicher festgestellt, und zwar für die Umgegend der Dörfer Görcke und Granzow, ca. zwei Stunden von Glöwen, einer Station der Berlin-Hamburger Bahn. Auch ein junger Forstmann, welcher in der Priegnitz bekannt ist, hat mir das Vorkommen des Hamsters in der von Schalow bezeichneten Gegend bestätigt.

In der Gegend von Fehrbellin ist es das Dorf Brunne (südl. von Fehrbellin gelegen), wo ich den Hamster sicher feststellen konnte; ich erhielt

*) Die nachstehenden Mitteilungen sind ein Bruchstück aus den Untersuchungen, welche der Verf. bald im Arch. f. Naturgeschichte über die Verbreitung des Hamsters in Deutschland veröffentlichen wird.

nämlich vor kurzem durch Herrn Ludwig, Präparator am hiesigen Museum für Naturkunde, einen starken, ausgestopften Hamster, welcher bei Brunne vor einiger Zeit getötet worden ist.

Bei Nauen kommt der Hamster nach Ludwig häufig vor,*) und zwar links von der alten Berlin-Hamburger Chaussee; Herr Ludwig, der aus Nauen gebürtig ist, hat ihn dort schon vor ca. 40 Jahren beobachtet.

Aus dem Nordosten des Regierungsbezirks Potsdam kenne ich Templin, Schwedt a. O., Amt Neuendorf und Lunow als Fundorte des Hamsters. Sein Vorkommen bei Templin ist durch Herrn Dr. Arthur Krause (Berlin) festgestellt, dasjenige bei Schwedt a. O. durch den verstorbenen Prof. Münter (Greifswald). Über die Existenz des Hamsters bei Amt Neuendorf und Lunow, nördlich und nordöstlich von Oderberg (Mark), bin ich seit heute durch Herrn Förster Schulz im Forsthaus Breitelege bei Oderberg unterrichtet. Angeregt durch die Herren Reichenow und Matschie, hat Herr Schulz neuerdings im Interesse meiner Studien über die Verbreitung des Hamsters auf das etwaige Vorkommen desselben in der Gegend von Oderberg acht gegeben und festgestellt, dass derselbe sowohl bei Amt Neuendorf, als auch bei Lunow vorkommt. Zugleich mit dieser Nachricht erhielt ich ein frisch getötetes, starkes Exemplar, welches in den sog. Fuchsbergen auf der Feldmark des Amtes Neuendorf vor einigen Tagen erbeutet wurde.

An die Fundorte Schwedt und Templin schliessen sich die wenigen Fundorte an, welche mir bisher aus Pommern und Mecklenburg-Strelitz bekannt geworden sind.

Aus dem Osten der Provinz Brandenburg konnte ich bis jetzt keine Fundorte des Hamsters feststellen; alle bezüglichen Erkundigungen haben bisher ein negatives Resultat ergeben, abgesehen von dem äussersten Süd-Osten der Provinz, wo der Hamster angeblich vorkommen soll, ohne dass ich bestimmte Fundorte nachweisen kann.

Zum Schluss bemerke ich noch, dass man bei Erkundigungen nach dem Vorkommen des Hamsters insofern vorsichtig sein muss, als in vielen Gegenden der Provinz Brandenburg die Scher- oder Reutmaus (*Arvicola amphibius*) auch mit dem Vulgärnamen „Hamstermaus“ oder kurz „Hamster“ bezeichnet wird. Hierdurch können leicht Missverständnisse entstehen. Die oben von mir genannten Fundorte haben jedoch, wie ich bestimmt versichern kann, den wirklichen Hamster (*Cricetus*) aufzuweisen.

Berlin, 3. Oktober 1893.

*) Nach Friedel a. a. O. ist dieses Vorkommen bei Nauen auch schon von Reichenow und Schalow festgestellt worden.

Ein kleiner Berliner Friedhof a. D.

(Alter Dreifaltigkeits-Kirchhof.)

Aufgesucht und beschrieben von **Carl Bolle.**

Hinter verschlossenen Thüren, lieber wohl noch hinter unnahbaren Mauern, wohnt gern das Geheimnis. Nirgend vielleicht thut sich dies mehr kund als da wo der abgeschiedene Raum nach aussen hin vom Getümmel grossstädtischen Verkehrs umflutet wird. Wie selten dies auch in unserem modernen, aller Heimlichkeit der Stätte widerstrebenden Berlin vorkommen mag, so liegt dennoch in dem Mauerverschluss des vergessenen kleinen Kirchhofs am Potsdamer Platz ein Beispiel dafür vor wie es schlagender nicht gedacht werden kann.

Es bildet derselbe ein Oblong einige siebzig Schritt lang auf 28 Schritt Breite, seitlich von ein Paar Kiosks und einer hübschen Blumenhalle flankiert, das sich einerseits an die breite Treppenflucht des Potsdamer Bahnhofs, dieselbe halb verdeckend, anlehnt, andererseits gegen die Ecke der Königgrätzer Strasse, früher Hirschelstrasse genannt, hin Front macht, indem es an letzterer Stelle ein eisernes Thor zeigt, das sich selten genug öffnen mag. Hohe Baumkronen überragen den abseits gelegenen Ort, an dem dennoch unaufhörlich ein Strom Kommender und Gehender sich vorüberwälzt, da hier das grosse Eintrittsthor für den Verkehr der westlichen Welt mit unserer Stadt sich aufthut. Nicht gerade oft mag unter den Vorbeihastenden der Eine oder der Andere einmal einen prüfenden Blick auf die grünumrankte Einfriedigung werfen. Es bedarf wohl eines absonderlichen Interesses an Berliner Dingen um den Wunsch des Einblicks hinter jenachdem so viel oder so wenig versprechende Mauern zu wecken.

In uns, die wir der Stätte nahe wohnen, war ein solches Begehren seit lange rege gewesen. Immer und immer wieder verschob sich jedoch die Erfüllung desselben. Gelang es auch unschwer, vom Treppenpodest des Bahnhofpalastes aus ein wenig von dem Inneren zu überschauen, so genügte ein derartiger verstohlener Einblick doch der Wissbegier keineswegs. Wer aber besass den Schlüssel zu diesem Heiligtum, der zugleich derjenige zur Lösung mancher, hinter soviel Hindernissen verborgener Rätsel sein musste?

Niemand wusste das.

Es kam dazu jene Scheu, die wohl, seit der Entschleierung des Bilds von Sais schon, nur allzuoft besorgt war, liebe Illusionen zerstört zu sehen, also auch in diesem Falle befürchten durfte, ein Stücklein erträumter Romantik in nüchterne Prosa verflüchtigt zu finden. So sind Jahre vergangen ehe es für uns hiess: *Intrate, nam et hic Dii sunt.*

Nun geschah es am 28. September d. J., einem regenschweren Herbsttage, dass endlich die mysteriöse Pforte sich erschloss. Mit dem Schlüssel in der Hand, stand der gefällige Kirchhofsinspektor Herr Scholz, Vorsteher des grossen und an hervorragenden Grabstätten so reichen Friedhofkomplexes der Dreifaltigkeitsgemeinde vor dem halleschen Thor, dessen Filiale wir hier betreten wollen, unser harrend im geöffneten Thorweg. Als erfahrener Mann

wusste er über Manches Bescheid was frühere Mitteilungen, u. a. die des Küsters Herrn Schneider, nur unvollkommen angedeutet hatten. Genannte Persönlichkeit möge unseren Dank dafür vermöge dieser Zeilen entgegennehmen.

Nicht allzuviel ist über Örtlichkeit und Thatbestand zu melden, immerhin aber soll das, wiewohl nur flüchtig, Geschaute hier kurze Schilderung finden, wie weit es auch abliegen mag von dem melancholischen Reiz, den unser Rodenberg dem Besuch verlassener altberliner Judenfriedhöfe, anderswo so schön „der gute Ort“ genannt, zu geben weiss. Mit noch grösserem Nachdruck drängen wir Erinnerungen zurück etwa an den Kreuzgang von Sta. Croce zu Florenz oder an jene uralten Grüfte, um deren hebräische Inschriften auf dem Lido der Sand der Adriadüne weht. Nein, zu solchen Höhen versteigt sich norddeutsche Alltäglichkeit selbst in ihren feierlichsten Stimmungen nun einmal nicht.

Wo immer indess Tote von des Lebens Mühe ausruhen, da ist und bleibt, ohne Unterschied von Religion oder Rasse, auch auf kleinster Scholle für die Lebenden stets eine geweihte Stätte.

Der Fleck, von dem wir reden, übrigens, wie schon aus seiner Bestimmung hervorgeht, ein korrekt christlicher, hat etwas Düsteres: abbröckelnde, rauchgeschwärzte Ziegelmauern, nur nach aussen hin durch eine Pergola voll von dem purpurnen Herbstlaube des wilden Weins etwas freundlicher gemacht; darüber hin zerstreut unregelmässig gestellte Gräber, durch Epheu- hügel, Kreuze, oder anspruchsvollere Denkmäler bezeichnet, welche letztere grossenteils die vorwaltende Empfindung von der Vergänglichkeit alles Irdischen durch eigene Verwitterung verdoppeln zu wollen scheinen. Ausserdem, den Baumwuchs abgerechnet, durchaus nichts von jenem tröstlichen und lautlosen Hinübergleiten der Menschenschöpfung in das stille Walten wieder siegreich gewordener Naturkräfte, das hier nicht grundlos voraussetzen gewesen wäre; vielmehr stellenweis glatt geharktes Erdreich und frisch gestutztes Baumgeäst als redendes Zeugnis für nicht ganz erloschene, wenn auch auf ein Minimum beschränkte Grabpflege.

Litterarische Reminiscenzen folgen uns überall. Jener grosse Dichter und noch grössere Preussenfeind, Victor Hugo, hat einmal unübertrefflich — es steht wohl in seinen *Misérables* — ein kleines, seit Menschengedenken sich selbst überlassenes Gartenfleckenchen von Paris geschildert, das zu der vegetativen Üppigkeit der Wildnis freiwillig zurückgekehrt war, Alfons Karr hat Gleiches ausgemalt. Wie verführerisch wäre es gewesen, dergleichen im brandenburgischen Lokalkolorit wiederholen zu dürfen. Hier am Orte indess, trotz langer Abgeschlossenheit, wider Erwarten keine Spur von etwas dem Ähnlichen. Noch nie hat wohl die Aufzählung der Flora eines Erdwinkels in so wenig Worte gefasst werden können. Epheu und Akazien, sonst buchstäblich nichts anderes als von Kastanie, Eiche, Ahorn und von der unvermeidlichen Traueresche je ein Stamm oder Stämmchen. Die offizielle Grabpflege ist bei uns so gewissenhaft, dass sie selbst in dieser scheinbaren Vernachlässigung keinen Grashalm, geschweige denn ein Unkraut aufkommen lässt. Die ältesten der am Platze stehenden Akazien mögen ein halbes Jahrhundert oder wenig mehr zählen. Ein benachbarter *Ailantus* wirft nur den

Schatten seines schöngefiederten Laubes über die Mauer und wurzelt selbst bereits in profaner Adjacentenerde.

Längst schon ging das Gerücht, an dieser Stelle sei die geistvollste aller geschichtlich bekannt gewordenen Berlinerinnen, was doch viel sagen will, sei Rahel Levin bestattet und ruhe in einem Sarge mit Glasfenster über der Todten Antlitz; daneben ihr Gatte, der ebenso vielgelesene wie von der Loyalität streng beurteilte Varnhagen von Ense, während die Dritte im Bunde dieser ästhetisierenden Mauersträssler, Ludmilla Assing-Grimelli, bekanntlich ein Grab in italischer Erde vorgezogen hat. Offen gestanden, hatte für uns hierin die hauptsächliche Anziehungskraft der Lokalität bestanden. Gross war daher die Enttäuschung, als diese illustren Ruhestätten des höchsten geistigen Epikuräismus eines jetzt schon alt erscheinenden Berlins umsonst gesucht wurden, wir vielmehr von dem Beamten die Kunde empfangen, dieselben befänden sich unzweifelhaft auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe vor dem Halleschen Thore.

Und das hatten selbst die grössten Rahelverehrerinnen unserer Damenwelt nicht gewusst.

Trotz einer solchen bedauerlichen Abwesenheit birgt die kleine Begräbnisstätte genug des Bemerkenswerten. Sie ist voll von Hügeln und Grabmälern, unter welchen Sterbliche schlummern, die, ohne gerade viel Lärm in der Welt gemacht zu haben, doch einst Berliner oder fremde Grössen gewesen sind. Fast ausschliesslich ist die Aristokratie vertreten; aber auch bedeutende bürgerliche Namen patricischen Klanges fehlen nicht ganz. Wahrscheinlich war es die gesellschaftliche Distinction dieser Heimgegangenen, welche dem Gottesacker als solchem das Dasein gefristet hat, als, vor langer Zeit schon, ausgedehntere Begräbnisplätze hier dem Neubau eines ersten Eisenbahnhofes weichen mussten. Sollte nicht dem allgemein als gültig angenommenen Axiom von der durch den Tod herbeigeführten Gleichheit aller Menschen auch hier der Zusatz anzureihen sein, dass hinsichtlich des Looses ihrer posthumen Ruhestätten das Privileg der Vornehmheit weit über die Sterbestunde hinaus fortbesteht?

Eins entbehren die hier hinter Verschluss liegenden Grabstätten. Das ist die in frischen Blumen und Kränzen sich aussprechende Sorgfalt von der Hand nahestehender Lieben, welcher sie mittelst ihrer Lage unzugänglich bleiben müssen. Daher der Charakter augenscheinlicher Verlassenheit, ja sogar einer gewissen Wüstheit, der sich in dem Ganzen ausspricht. Öfters schon, wurde uns gesagt, haben Angehörige hier von Reinigung und Renovierung der Stellen mit dem Hüter des Orts gesprochen, fast immer jedoch scheint es beim guten Willen geblieben zu sein. Erschwerte Zugänglichkeit lässt es wohl hier eher noch als anderswo heissen: aus den Augen, aus dem Sinn. Nicht einmal die Blumen auf den Hügeln zu begiessen, wäre möglich.

Auch der Umstand, dass weniger eigentliche Familienbegräbnisse als diejenigen Einzelner vorhanden sind, mehrt vielleicht die Vernachlässigung und trübt das Bild, welches sich dem Auge hier darbietet, noch stärker. Namhaft gemacht seien u. a. Begräbnisplätze der Familien Stolberg-Wernigerode, Dohna-Bernstorff, v. Schlieden, v. Pape, v. Reden, letzterer Name

lebhaft und wohl nicht ohne Grund an den monumentalen Grottentunnel der Rüdersdorfer Kalkberge mahnend.

Fräulein Helene v. Pape ist die Letzbegrabene geblieben; ihr Todesjahr ist 1869. Wie verlautet, sollen Pietät und Einfluss eines noch lebenden, rühmlich bekannten Generals es gewesen sein, die den vor Kurzem erst angeregten Verkauf der Kirchhofsparzelle an den Eisenbahnfiskus, dem die Kirchenbehörde sonst wohl zugestimmt hätte, verhindert haben, da Mutter und Schwester ihm hier beerdigt liegen. Wie lange demungeachtet die Stätte in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu erhalten sein werde, muss dahingestellt bleiben.

Nennenswert ist noch das Grab des Kultusministers Eichhorn, illiberalen Andenkens († 1856); ferner sind es die Ruhestätten der Familien Lippold, v. Decker und Carsten, letztere durch ein hervorragend reichornamentiertes Monument vertreten. Auch der exotische Anflug fehlt nicht ganz; ihn repräsentiert vorwiegend das russische Element, aus dem, als hier bestattet, eine Gräfin Schuwaloff und der Naturforscher Eversman († 1837) nebst Tochter erwähnt seien.

So zweckmässig und schön nun auch, wenn die Mauern fielen, dieser akazienbeschattete Gartenwinkel sich dem grösseren Platze vor der Treppenfucht des Potsdamer Bahnhofes als eine kleine Promenade einfügen würde, so steht dem doch zweierlei im Wege: zuerst die Schwierigkeit der Entfernung von in ihrer Eigenschaft als Erbbegräbnisse auf lange hinaus geschützten Gräbern; dann, wollte man diese auch pietätvoll an ihrer Stelle erhalten, die Beschaffenheit der vorhandenen Denkmäler. Der Mode des Zeitalters entsprechend, bestehen dieselben nämlich fast ausschliesslich aus Gusseisen, in dem Stile etwa, welchen das Gedenkmal der Königin Luise zu Gransee zeigt. Leider befinden sie sich, des Schutzes eines von Zeit zu Zeit zu erneuernden Anstrichs seit lange entbehrend, in einem wahrhaft kläglichen Zustande. Nur allzusehr erinnert ihr Anblick an jenen Bibelvers, der von Schätzen spricht, welche die Motten und der Rost fressen, so stark hat die Oxydierung des Metalls, als unschöne Patina auftretend, ihre Oberfläche überzogen und entstellt. Dankbar lassen sie uns erkennen, in wie erfreulicher und erwünschter Weise für unsere Friedhöfe die Eisenzeit einer weit schöneren und stilvolleren Marmor-Epoche gewichen ist.

Unter all diesen Eisenkreuzen, von welchen nicht wenige kunstvolle Arbeit zeigen und sich als Produkte unserer grossen königlichen Eisen-giesserei vorteilhaft darstellen, stechen durch geschmackvolle Einfachheit wie durch gute Erhaltung zwei aus Sandstein geformte niedere Stelen hervor, unstreitig einer etwas früheren Zeit angehörig. Die eine derselben deckt eine Frau Wendland, die andere mag uns etwas näher beschäftigen, weil sie in anmutender Weise den Zauber des Geheimnisvollen in die Stille dieses Kirchhofes hineinträgt. Man liest auf ihr in französischer Sprache eine mysteriöse Inschrift, hinter welcher sich eine gewiss interessante, vielleicht tragische Episode verbergen will. Das vom Jahre 1822 datierende Epitaph lautet mit ungewohnter Verheimlichung von Namen und näherem Geburtsort, bei Angabe blosser Initialen:

M. B. H., épouse de F. S.
née en France.

Ses souffrances ont cessé.

Unter dem Eindruck einer so absichtlich betonten hoffmanesken Dunkelheit über Person und Herkunft einer längst Verschollenen, scheiden wir, allerdings nur mittelmässig befriedigt, von der zuerst vielversprechenden Stätte jener uns nun endlich offen gewesenen kleinen Nekropole des Berliner Westens, auf der anderweitige Beschäftigung des schlüsselführenden Beamten, der wohl nicht mehr Totengräber genannt werden darf, uns nur das kurze Weilen von kaum einer halben Stunde vergönnt hatte. Im Gehen schweift der Gedanke hinüber von den umflorten Urnen und von den trauernden Genien des 18. Jahrhunderts zu den in Wirklichkeit Asche bergenden Columbarien einer vielleicht nahen Zukunft. Nicht entfernen indes wollen wir uns, ohne, voller Ehrfurcht vor den Manen der Abgeschiedenen, ihren hier in Frieden, wenn auch vieler Unruhe nah schlummernden Resten zugerufen zu haben:

Ave, pia anima!

Sturnea.

Aus dem Vogelleben der Heimat.

Von **Dr. Carl Bolle.**

Unser Staar, den ich übrigens, bei allen Heiligen der Ornithologie, bei Bechstein, Naumann, sowie Brehm Vater und Sohn sei es geschworen, in der Verkleidung seiner modernen Orthographie als Star kaum wiedererkenne, ist in Freiheit wie als Stubengenosse ein so lieber Vogel, dass nüchternes Abwägen seiner guten wie schlimmen Eigenschaften dem feiner empfindenden Naturfreunde recht eigentlich widersteht. Bei der starken, in jüngster Zeit stets wachsenden Zunahme dieser Vogelspecies bedarf dieselbe aus rationell-ökonomischen Gründen einer Empfehlung als Schutzbefohlene wohl kaum, da ihr menschliche Fürsorge mehr als anderem Federwild zu teil wird. Ihren allzu eifrigen utilitarischen Lobrednern gegenüber sei indess die Bemerkung gestattet, dass wo Kirschplantagen vorhanden sind, gerade die Schattenseiten des Charakters auffallend hervortreten. Der omnivore Staar wird im Sommer zum Fruchtfresser. Alte wie junge Vögel dieser Art, im Gefieder sehr verschieden, vereinigen sich zur Zeit der Kirschenreife, zwar noch nicht zu so wolkengleichen Scharen wie im Herbst doch aber zu recht ansehnlichen, oft nach Hunderten zählenden Flügen um die Orte aufzusuchen, die ihnen zuvörderst in der Süsskirsche, eine verführerische Nahrung darbieten. Fruchtbeladene Bäume können in der Weise binnen einer Stunde vom reichlichsten Obstsegen entleert werden, umsomehr da die kleinen Frevler sich am Verzehren nicht genügen lassen, sondern beim eiligen Pflücken viel von der Beute auf den Boden werfen.

So wetteifert der Staar in numerisch überlegener Weise mit seinen als Kirschdieben verrufenen Vettern, dem Pirol und dem Kernbeisser, im Werk der Zerstörung, bei dem die Krähen (*Corvus Cornix* und *frugilegus*) ihm munter Beihülfe leisten.

Wo nun die örtlichen Verhältnisse dergestalt sind, wird sogar der passionirte Vogelfreund zur Selbsthilfe, sei es auch vermitteltst der Flinte, greifen. Höchst wahrscheinlich wird er dann unserem Wahlspruch beipflichten, welcher lautet:

Schutz den Vögeln, dem Menschen aber, wo sie schädlich werden, ohne falsche Sentimentalität, das Recht der Notwehr auch gegen sie.

Obigem seien einige Strophen beigelegt, die den Staar in freilich ganz anderer Weise wie in der national-ökonomischen, als Liebling des Volkes und im Lichte des Volkshumors nämlich ins Auge fassen. Sie fassen auf einer im wendisch-märkischen Sprachgebiet kursirenden Anekdote, deren Wortlaut uns zuerst durch Herrn Wilibald von Schulenburg, den ebenso gediegenen wie ansprechend erzählenden Folkloristen, zur Kenntniss gekommen ist.

Der redende Staar.

(Aus einem MS. Wendischer Romancero betitelt.)

Staar, mein Staarmatz, wenig tauget
Unsrem Ohr dein Waldgesang,
Doch es schlummert in der Kehl' dir
Nachgeahmter Stimme Klang;

Und es ist bekannt bei Allen
Dein Gebahren komisch-ernst:
Wie du, gleich den Papageien,
Menschenworte plappern lernst.

Beim Studieren wetterwendisch
Bist du nie, stets aufmerksam.
In der Lausitz lernst du wendisch,
Wenn man aus dem Nest dich nahm.

War mit mehlbestäubten Haaren
Einst ein Bäcker auf dem Land,
Hatte einen lieben Staaren,
Löste dem der Zunge Band.

Dieser sprach, ein wahres Wunder,
Wie Gelegenheit sich bot,
Seinetwegen aus dem Laden
Holten viele Kunden Brod,

Trotzdem klein die Bäckerwaare. —
Kuchen, Zwieback und Milchbrod,
Immer winz'ger wurden diese,
Bis zuletzt die Strafe droht.

Und es kam, dem nachzuforschen,
Hoher Obrigkeit Besuch. —
Nirgend auf dem Ladentische
Lag Beweis von dem Betrug.

Staar, du wurdest zum Verräther,
Du, den stets sein Herr liebkost,
Dem er fette Mehlwurmbissen
Reicht und Miereneierkost.

„In der Kammer, in der Kammer
Dort liegt die Backwaare klein!“
Also zu des Meisters Jammer
Hörte man den Vogel schrei'n.

Und es war von der Entdeckung
Folge Konfiskation.
Triumphierend trug die Semmeln
Eines Büttels Korb davon.

Staarmatz kam jetzt in Ungnade,
Keiner war ihm nunmehr hold.
Warum plaudern aus der Schule
Musstest du, o Tückerbold!

Trage hart Geschick mit Würde;
Dein Spruch lautet auf Exil.
Rausgeschmissen auf die Strasse
In des Rinnsteins Schmutz er fiel.

Als er, sein Gefieder glättend,
Sass, malpropre, auf dem Stein,
Schritt vorüber, noch viel schmutz'ger,
Eines Nachbars Mutterschwein

Und dies Tier, bedeckt mit Borsten,
Das im Schlamme wühlen geht,
Ward von dem betrübten Staaren
So mit Worten angeredt:

„Kam'rad, hast du auch gesprochen
Von dem Brodlaib allzuklein?“ —
Lachend nahm darauf der Bäcker
Seinen Staarmatz wieder rein.

Kleine Mitteilungen.

Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg. In meiner Schrift: „Die Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“, 2. Ausg. 1886, S. 62, heisst es von den Fundstellen: „Priegnitz, Jüterbog, Treuenbrietzen, Luckenwalde. Im Herbst 1884 schoss Dr. Reichenow ein schönes altes Männchen, nach Schalow, bei Nauen. Von mir mehrmals auf dem Berliner Markt lebend gesehen.“ Zufolge gefälliger mündlicher Mitteilung des Prof. Dr. Alfred Nehring ist *Cricetus frumentarius* Pallas (= *vulgaris* Desm.) bei Nauen ziemlich häufig. Nehring: Über pleistocäne Hamster-Reste aus Mittel- und West-Europa (Jahrb. der k. k. geol. Reichsanstalt zu Wien 1893, 43. Bd., S. 180) sagt: „Sämtliche *Cricetus*-Arten der Jetztzeit sind Bewohner offener, waldloser oder waldarmer Gebiete Eurasiens; sie lieben steppenähnliche Gegenden, ja, die Mehrzahl der Arten findet ihre Existenz ausschliesslich an die eigentlichen Steppen der polaearktischen Region, in denen ein ausgeprägtes Continentalklima herrscht. Sumpfige Gegenden werden von den Hamstern durchaus vermieden; auch felsige Gegenden sind bei ihnen nicht beliebt, während Hochebenen mit geeignetem Boden von manchen Arten gern bewohnt werden.“ — Hiernach fragt es sich, ist der Hamster bei uns als ein Überlebsel aus der Steppenzeit anzusehen oder ist er später eingewandert? — Übrigens bitten wir, dem Märkischen Museum von neuen Fundstellen und von vermehrtem Auftreten des Hamsters an den bereits genannten Fundstellen freundlichst Nachricht zu geben.

Berlin, den 25. Juli 1893.

E. Friedel.

Bücherschau.

Brandenburger Sagen. Sagen und Geschichten von Carola Frein von Eynatten. Leipzig. Verlag von Bernhard Franke 1893. In dem Bande sind 17 Erzählungen vereinigt, die sämtlich in einem fliessenden Stil geschrieben sind und durch die Anknüpfung an heimische Orte neuen Reiz erhalten.

Einführung des Christentums im Harzgau im 8. Jahrh. von Albert Reinecke, Pastor in Schauen bei Osterwieck am Harz, Osterwieck (Harz). Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. 1881.

Geschichte der freien Reichsstadt Schauen, eines der allerkleinsten Gebiete im alten deutschen Reich nach fast ausschliesslich archivalischen Quellen dargestellt von Albert Reinecke. Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. 1889. Es sind zwei interessante Beiträge zur Heimatkunde der Provinz Sachsen, wie sie vielleicht auch für unsere Provinz vorbildlich sein können; sie führen den Leser an der Hand genauer Quellen durch die Geschichte einer Landschaft und eines Dorfes.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Für unsere Gesellschaft dürften die nachstehenden Artikel von Interesse sein.

I. Jahrgang, Berlin 1891. W. Schwartz: Volksthümliche Schlaglichter S. 17, 279. — C. Bolle: Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungs-

mittel. S. 138. — H. Prahm: Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. S. 178. — E. Friedel: Vom Glückstopf oder Glückshafen. S. 446.

II. Jahrgang, Berlin 1892. W. Schwartz: Die Wünschelrute als Quellen- oder Schatzsucher. S. 67. — H. Prahm: Der Hausgeist in der Neumark, in Barnim und im Sternberger Lande. S. 78. — Ernst Friedel: Der Zwiesel-Baum. S. 81. — W. Schwartz: Gegen Bücherdiebe. S. 85. — Robert Mielke: Zur Giebelentwicklung des sächsischen Bauernhauses. S. 134.

E. Friedel.

Fragekasten.

Zu Fragekasten S. 141/42 „Muckebold“:

1. Nicht „Muckel“ wohl aber „Huckel“ hörte ich in meinen Kinderjahren im Kreise Königsberg (Neumark) die Kröte bezeichnen. Diese Bezeichnung war der zusammengekauerten Stellung entnommen, welche Kröten für gewöhnlich einzunehmen pflegen. Das Volk sagt von denselben: „sie hucken = hocken = sitzen da wie ein Klümpchen Unglück“. Ist Herrn Prof. Schwartz oder dessen Referenten vielleicht eine akustische Täuschung untergelaufen, eine Gehörverwechslung von H und M?

Kröten gelten dem Aberglauben als Hexen, mithin als unrein. Im gleichen Sinne gelten Schwein sowohl wie Kaninchen — vielleicht in Rücksicht auf die Bestimmungen des mosaischen Gesetzes — für Repräsentanten der unreinen Sinnlichkeit. In der Neumark bezeichnet man „Schwein“ — mitunter auch „Kaninchen“, Karnickel, durch das Wort „Kreture“; dieselbe Bezeichnung wird auf moralisch unsaubere Frauenzimmer angewandt, welche ab und zu die Benennung „Nickel“ erhalten (vielleicht zugleich ein Anklang an Nuckel = Sauschwein). Von hier aus lässt sich leicht die Gedankenverbindung nach *φρύνη*, = „Kröte“ im moralischen Sinne der Griechen und Römer ziehen.

2. „Muckebold“ ist durchaus kein harmloses Schimpfwort, wurde früher — jetzt ist solche Unterscheidung freilich vermischt und vergessen — nicht auf Knaben sondern auf Mädchen in der Volkssprache angewandt und bedeutete derselben ein liederliches Herumtreiberweibstück, für welches der Volksausdruck noch heute lautet „eine Fliege“. Diese Parallelisierung der Bezeichnungen „Muckebold“ und „Fliege“ weist zurück auf einen slavischen Doppelstamm, nämlich „муха“ (Mucha) und *блудникъ* (bludnik) bez. *блудница* Fliege = Hure.

In der russischen Sprache ist ausserdem noch das Wort „Муhabлудъ“ (muchablud) = „Tagedieb“, „Nichtsnutz“, „Herumtreiber“ vorhanden, ein beachtenswertes Parallelstück.

Das ehemalige üble Schimpfwort, dessen Bedeutung zugleich mit der Erinnerung an das Slaventum unserer Heimat nachgerade vergessen ist, wird jetzt allenthalben als Zärtlichkeitsruf für kleine Mädchen gebraucht. Es ergeht ihm ebenso wie es den in gleichem Range stehenden Bezeichnungen für kleine Kinder in deutschen Ausdrücken „Zeitversäumer“, „Gaudieb“, „Spitzbube“, „Hallunke“ ergeht.

E. Handtmann.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die Provinzial-Kommission für die Denkmal- pflege in Brandenburg

hielt auf Einladung des Oberpräsidenten, Staatsministers v. Achenbach am 9. November 1893 im Ständehause zu Berlin eine mehrstündige Sitzung ab, in welcher zunächst ein Erlass des Kultusministers über die Mitüberwachung der Kirchen und ihrer beweglichen Denkmäler zur Kenntnis gebracht wurde. Alsdann erfolgte auf Grund umfangreicher Vorschläge durch die Landräte und Bürgermeister der Stadtkreise der Provinz die Wahl von über 200 Vertrauensmännern, die die Aufgabe haben, der Kommission von etwaigen Änderungen in dem Bestande der Denkmäler oder von notwendig erscheinenden Ausbesserungen u. s. w. rechtzeitig Nachricht zu geben und zugleich geeignete Maassnahmen in Anregung zu bringen. Eine von dem Provinzialkonservator, Geh. Baurat Bluth ausgearbeitete Geschäftsanleitung für die Vertrauensmänner gelangte zur Annahme. Für die Erhaltung des Jazko-Denkmal's auf dem Schildhorn und des Kurfürsten-Denkmal's in Rathenow werden auf Grund eingehender Gutachten von der Kommission bei dem Hofmarschallamte bez. bei dem Kommunal-Landtage der Kurmark, bei dem brandenburgischen Provinzial-Landtage u. s. w. geeignete Anträge gestellt werden. Die sonstigen Verhandlungen und Mitteilungen betrafen die Erhaltung einer in der Kirche zu Niederwerbig aufgedeckten mittelalterlichen Wandmalerei, den Ausbau der Kirche zu Radewege, die Thortürme zu Königsberg N./M., Gransee und Reetz.

Bericht über die 10. (6. ausserordentliche) Versammlung des II. Vereinsjahres

Montag, den 27. November 1893, nachmittags 2 Uhr

in der Meierei des Herrn C. Bolle, Alt-Moabit 99—103.

In der geräumigen Eintrittshalle, an deren Seiten sich die Bureaus befinden, hatten sich zur festgesetzten Zeit ca. 120 Personen eingefunden. Nachdem der 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, die Gesellschaft bei Herrn Bolle angemeldet hatte, begann der Rundgang. Wir betraten zuerst die

eine Treppe höher gelegene Kapelle, wo wir mit einem Musikstück des Bläserchores empfangen wurden. Die Kapelle besitzt an der Eintrittsstelle, der einen Schmalseite, einen Chor mit einer Orgel, und diesem gegenüber in einer Nische steht der Altar. Rechts neben demselben hängt ein religiöses Ölgemälde und links ist die Kanzel aufgestellt. An den Längsseiten sind hohe Fenster mit reicher Glasmalerei. An die Kapelle, welche 1500 Personen fassen kann, schliesst sich ein grosser Saal von derselben Ausdehnung. An den Längsseiten desselben sind Emporen angebracht, von denen die eine mit einer Marmortafel versehen ist, welche von dem Besuche der Allerhöchsten Herrschaften berichtet. An der einen Schmalseite des Saales befindet sich eine geräumige Bühne, auf welcher gerade die Vorbereitungen für eine Nebelbildervorstellung getroffen wurden. In diesem Saale versammeln sich auch die verschiedenen Vereine der Meierei-Bediensteten zu geselliger Thätigkeit. Es existiert z. B. ein Näh- und Strickverein, die Kutscher haben einen Gesangverein, sodann besteht ein Bläserchor unter der Leitung des Musikdirektors Frese. In dem Saale werden Tanzvergnügungen, Vorträge, Instruktionen u. s. w. abgehalten. Die 1000 Angestellten des Herrn Bolle sind eben zahlreich genug, um sich auch untereinander zu erholen und zu ergötzen.

Hierauf betraten wir nun die eigentliche Meierei. Dieselbe beginnt mit dem sogenannten Milchsammelraum, in welchem die gesamte zu verarbeitende Milch zuerst filtriert wird, indem man sie durch Kies-schichten von verschiedener Korngrösse presst, worauf sie in die grossen Kühlvorrichtungen gelangt, die eine Treppe tiefer ausmünden. Neben diesem Raum liegen die Vorrichtungen zum Sterilisieren der Milch, die sich in Flaschen befindet. Das geschieht dadurch, dass man die Flaschen längere Zeit auf 102° C. erhitzt und nachher wieder langsam abkühlt. Gleichzeitig findet hier auch das Reinigen des Kiesel statt.

Eine Treppe tiefer liegt hierunter des Käseraum, in welchem die magere Milch mit Hülfe von Wärme schnell zum Käsen gebracht wird. Daneben, nun wieder rückwärts schreitend, betraten wir den Raum, in welchem die Milch aus dem Kühler herabkommt; sie verteilt sich hier auf zahlreiche Centrifugen, welche die Sahne von der Magermilch sondern, sodass beide an die betreffenden Stellen geleitet werden können: die Sahne zu den Butterfässern und die Magermilch in den Käseraum. In dem folgenden Raume wird die Butter in grossen Maschinen geknetet und endlich abgewogen. In allen Betriebsräumen herrschte reges Leben, zahlreiche Räder drehen sich, die Maschinen summen und die Treibriemen ziehen kreuz und quer, überall aber ist die grösste Sauberkeit zu finden, und immer sind die zahlreichen Transmissionen, Räder und Kurbeln mit Schutzvorrichtungen versehen.

Die Milch wird aber beständig kontrolliert, dazu werden Proben

entnommen draussen auf den Einlieferungsstationen, ja in den Kuhställen und auch hier aus den Wagen. Diese Proben werden in dem chemischen Laboratorium auf den Gehalt an Trockensubstanz und an Fett untersucht. Die Resultate werden hauptsächlich durch genaue Wägungen gewonnen. In einem zweiten Laboratorium findet die bakteriologische Untersuchung statt, die mit allen Hilfsmitteln, welche diese modernste Erfahrungs-Wissenschaft erfunden hat, von einem Fachmanne betrieben wird. In einem Behälter befindet sich auch eine Anzahl weisser Mäuse, um bei der Hand zu sein, wenn zur Entscheidung Impf- oder Fütterversuche angestellt werden müssen. Aus den Auseinandersetzungen des betreffenden Herrn ging hervor, was für ein ausserordentlich günstiger Nährboden die Milch für Mikroorganismen ist. Auf einen Kubikcentimeter Durchschnittsmilch rechnet man 1 Million organische Keime.

Neben den Laboratorien waren in einem Schulzimmer eine Anzahl Knaben mit Kerbschnitzarbeiten nach der in Schleswig üblichen Methode beschäftigt.

In dem hinteren Teil des langen Gebäudes war man dabei, die Flaschen zu spülen und die Blechgefässe der Wagen zu reinigen. Von den heissen Wasserdämpfen, die bei dem Prozesse in die Luft aufstiegen, war der Raum dicht angefüllt. Den Schluss bildete endlich der Maschinenraum, in welchem die Dampfmaschinen aufgestellt waren, welche die zahlreichen Räder und Kurbeln in Bewegung erhalten.

Auf dem Hofe standen in Reihen geordnet die bekannten Wagen, an 150 Stück, während vor 12 Jahren Herr Bolle mit 6 von ihnen den Anfang gemacht hatte.

Auf der anderen Seite des Hofes erstreckt sich ein zweites ebenso langes Gebäude als das erste, es enthält die Pferdeställe, in welchen gerade die 200 Pferde ihre Mittagsmahlzeit verzehrten, ausserdem aber befinden sich noch die Werkstätten der Klempner, Schlosser, Zimmerer und Stellmacher in ihnen.

Für die Damen wird auch ein Blick in die Waschküche von Interesse gewesen sein, dieselbe befindet sich in dem Hause an der Strasse. Es ist hier eine grosse Waschmaschine aufgestellt, welche mit Dampf betrieben wird. Aus dieser gelangt die Wäsche nun nicht auf eine Wringmaschine sondern in eine Centrifuge, durch welche das Wasser herausgeschleudert wird. Den Abschluss des gesamten Grundstückes im Hintergrunde macht die einfache Villa des Herrn Bolle.

Vor dem Scheiden konnte man noch in der Cantine sich durch ein Glas Milch oder eine Tasse Kaffee erquicken. Den Angestellten der Meierei wird die Tasse Milchkaffee mit Brötchen für 10 Pfennig, die Portion schmackhaftes und kräftiges Mittagessen für 25 Pfennig, also zu sehr billigem Preise abgegeben.

Bericht über die 11. (3. öffentl.) Versammlung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 29. November 1893

abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen
Ständehauses.

Der 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnet die Sitzung mit folgenden Mitteilungen:

1. Dem Herrn Landgerichtsrat F. Taddel, unserem treu bewährten Mitgliede, welcher der „Brandenburgia“ seit der Stiftung angehört, haben Vorstand und Ausschuss zur seltenen Feier des 50jährigen Dienstjubiläums am 15. d. M. einen herzlichen Glückwunsch dargebracht, welchem die Mitglieder gern beitreten.

2. Dr. Robert Dohme †. Der 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, widmet dem am 8. d. M. zu Konstanz verstorbenen Geh. Regierungs- und Baurat Dr. Dohme ehrende Worte des Andenkens. Robert Dohme, am 17. Juni 1845 hierselbst geboren, hat sich auch um die Erforschung unseres Heimatsgebiets wohl verdient gemacht. Er war Sekretär der Königl. Akademie der Künste und Redakteur des Jahrbuchs der Königl. Preuss. Kunstsammlungen. Von seinen grösseren Werken seien genannt: Die Kirchen des Cisterzienser-Ordens in Deutschland (1869); Das Königl. Schloss in Berlin (1870); Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit, 8 Bände, 1877—1882; Geschichte der deutschen Baukunst (1887). Er war auch Bibliothekar Kaiser Wilhelm I., 2. Direktor der National-Galerie, besonders aber kunstgeschichtlicher und kunstgewerblicher Berater Kaiser Friedrichs, der sich noch in San Remo von ihm Vorträge halten liess. Das von Dohme 1890 nach seinen Angaben gebaute, nach holländischer Art stilisierte Haus Händelstrasse 1 ist bereits vielfach in Berlin nachgeahmt worden. Nicht zu verwechseln ist der Verstorbene mit seinem Vater, Geh. Reg.-Rat R. Dohme, Direktor des Hohenzollern-Museums, welcher trauernd den Sohn überlebt. Für die Bestrebungen der „Brangenburgia“ hat letzterer mir seine Sympathien wiederholt zu erkennen gegeben.

3. Vorsitzender Friedel überreicht die drei neuesten Veröffentlichungen des Märkischen Provinzial-Museums als Geschenke für die Büchersammlung der Gesellschaft:

a. Einteilungs-Plan der Kulturgeschichtlichen Abteilung, verfasst von Ernst Friedel. 10. Ausgabe, neu durchgesehen und mit einem Anhang, betreffend das Sammeln und Aufbewahren von Altertümern u. s. w., ausgestattet. Berlin 1893.

b. Einteilungs-Plan der Sammlungen für Allgemeine Geologie, verfasst von Ernst Friedel. 1. Ausgabe, Berlin 1893, mit folgendem System:

A. Kosmische Dynamik.

I. Kosmische geologische Erscheinungen.

B. Tellurische Dynamik.

a) anorganische Kräfte.

- II. Wirkungen des vulkanischen Erdinnern.
- III. Mechanische Wirkungen der Atmosphäre.
- IV. Wirkungen des flüssigen Wassers.
- V. Wirkungen des festen Wassers.
- VI. Gesteins-Verschiebungen.
- VII. Mechanisch-chemische Gesteins-Umbildungen.

β) organische Kräfte.

- VIII. Wirkungen der Organismen.
- IX. Bildung des Humus.
- X. Wirkungen der Kultur.

c) Verzeichnis der Krestiere der Provinz Brandenburg, verfasst von W. Hartwig, Berlin 1893. Vgl. dazu S. 136 und 137 im Monatsblatt von Oktober 1893.

4. Viktoriapark Berlin. Vors. Friedel legt eine grosse Anzahl von Photographien des Viktoriaparks, namentlich der berühmten Wolfsschlucht und des neuen Wassersturzes vor, welche gelegentlich der Erprobung des letzteren von dem hiesigen Photographen Bartels im Auftrage des Magistrats angefertigt worden. Dieselben fanden den Beifall der Anwesenden.

5. Obst der Steinzeit. Vors. Friedel: Den primitiven „Obst“-Arten (Früchten des Zürgelbaums*) und Faulbaums, Scheinfrüchten des Weissdorns und der Eberesche), welche von den Menschen der vorgeschichtlichen Zeit in Ermangelung von Besserem genossen wurden, auch jetzt noch von unseren, die Gepflogenheiten der Vorzeit getreulich überliefernden Kindern verspeist werden und von mir am 25. Oktober d. J. besprochen wurden, erlaube ich mir in Folge von Anregung aus unserer „Brandenburgia“ noch einige weitere „Obst“-Arten hinzuzufügen, welche unser karger, nordischer Boden unsern genügsameren Altvordern als freiwillige Zukost zur Fleischnahrung darbot. Zuvörderst lege ich Ihnen zur beliebigen Entnahme nebst Blättern vor die braunen Scheinfrüchte des Elsbeerbaums (*Pirus torminalis* [L.] Ehrh.). Unser Ehrenmitglied Paul Ascherson (Flora der Pro-

*) Der Vortragende legte diesmal vor einigen Tagen auf der Insel Scharfenberg gesammelte Früchte des europäischen Zürgelbaums (*Celtis australis*) vor.

vinz Brandenburg, S. 207) beschreibt die Blätter als langgestielt, aus gestutztem oder etwas herzförmigem Grunde breit eiförmig, Lappen ungleich gesägt, die unteren viel grösser, tief eindringend, abstehend. Die wie bei der Eberesche traubenartig wachsenden Scheinfrüchte schmecken im überreifen Zustande, insbesondere nachdem sie Frost erhalten, ähnlich unseren auch erst in derselben Verfassung geniessbar werdenden Mispeln (*Mespilus germanica* L.), welche letztere aber in unserm Gebiet noch nicht, vielmehr erst von Mitteldeutschland ab als wildeinheimisch zu betrachten ist.

Von dem wild vorkommenden merkwürdigen Elsbeerbaum kann man in der That sagen, dass er eine aussterbende Baumart sei. Wild ist mir aus unserer Gegend nur ein Ort, die Ziegen-Insel oder der Paarsteiner Werder im grossen Paarsteiner See bei Kloster Chorin bekannt. In der Nähe der dürftigen Trümmer eines alten Klosters, welches vielleicht wegen der Unbotmässigkeit der Wenden im Jahre 1273 nach Chorin verlegt wurde, befinden sich zwei Elsebeerbäume. Ascherson erwähnt von dieser Insel, die auch Peelitz-Werder oder Paehlitzwerder genannt wird und sich seit über 150 Jahren in der Degen'schen Familie vererbt, nur ein Exemplar. Gelegentlich einer mit Freunden des Märkischen Museums im Jahre 1887 unternommenen Exkursion notierte ich (Verh. der Berliner Ges. f. Anthrop., 1887, S. 537) folgendes:

„Auf der ganzen Insel zerstreut befinden sich riesige Eichen und Linden von 4,5 bis 5,5 m Stammumfang, die schon zur Zeit des Blühens des Klosters gegrünt haben mögen. Auffallend ist die Menge der wilden Birnbäume (Knödel), an deren reifen Früchten sich die einzigen Bewohner der Insel, Pferde, Kühe und Ziegen, gütlich thaten. Als grösste botanische Seltenheit bemerkten wir zwei Elsbeerbäume (*Pirus* [*Sorbus*] *torminalis*), eine Baumart, welche in ganz Norddeutschland aus unbekanntem Gründen verschwindet.“

Das Holz ist hart und zur Möbeltischlerei wohl tauglich. Glücklicherweise wird der Ausrottung dieses steinzeitlichen dendrologischen Überlebens hier und da durch künstliche Anpflanzungen vorgebeugt. So stammen denn auch die Ihnen heut dargebotenen Früchte von Bäumen, welche unser Mitglied Dr. Carl Bolle dem Baumschatz seiner Insel Scharfenberg einverleibt hat.

Zu dem primitiven Obst gehört ferner die schon erwähnte Holzbirne (*Pirus communis* L.), die Stammutter vieler unserer vortrefflichen Birnenarten. Auch sie verschwindet, obgleich sie dem deutschen Ansiedler wie dem slavischen Einwanderer unentbehrlich, gewissermassen heilig war, teils weil man für ein Billiges gutes Birnobst bekommt, teils weil das Holz des Holzbirnbaums vom Kunsttischler und Drechsler sehr geschätzt wird. Volkstümlich für diese Wildbirne

ist der Name Knödel. Bei Zielenzig ist die Knödel so beliebt und häufig, dass die Gegend das Knödelländchen genannt wird.*)

Viel seltener ist der wilde Holzapfel (*Pirus malus* L.), von dem mir kein eigenartiger Volksname bekannt ist, der schon in den Pfahlbauten in Menge vorkommt. Wild ist er z. B. in den uralten Laubwäldern des Brieselang und Zotzen, sowie des Lindholzes bei Paulinenaufgefunden. Ich lege steinzeitliche Proben des Holzapfels aus den Pfahlbauten, die Jacob Messikomer in Robenhausen bei Wetzikon unweit Zürich ausgebeutet hat, vor. Es liegen dabei auch Proben, welche Messikomer als veredelte Äpfel bezeichnet, ich möchte sie doch nur für grosse Wildäpfel halten.

Als ein Characteristicum dieser steinzeitlichen Obstsorten (Scheinfrüchte) muss es angesehen werden, dass sie roh erst dann geniessbar werden, wenn sie nach dem märkischen Ausdruck „mudig“ oder „mudicke“ werden, d. h. sich zu zersetzen und in Vorfäulniss überzugehen anschicken.

Dies gilt auch von einem nahen Verwandten des Elsebeerbaums, dem Mehlbeerbaum (*Pirus Aria* L.), welcher bei uns nur angeflanzt, in Mitteldeutschland aber bereits wild angetroffen wird. Die schön vogelbeerroten Mehlbeerfrüchte, welche ich vorlege, entstammen ebenfalls der Insel Scharfenberg. Die Mehlbeer-Scheinfrüchte schmecken im überreifen Zustande süsslich und etwas besser als die mehr faden Elsbeer-Scheinfrüchte. Mitglied Direktor Dr. Otto Reinhardt machte mich darauf aufmerksam, dass im Schlossgarten zu Wernigerode ausgezeichnet schöne Exemplare des Mehlbeerbaums stehen.

Vermöge der Güte unseres Mitgliedes Dr. Bolle kann ich Ihnen von der Insel Scharfenberg noch zwei verwandte Arten „Kinderobst“ vorlegen, die Scheinfrüchte einer Bastard-Elsbeere, *Sorbus latifolia*, hagebuttenartig aussehend und im überreifen Zustande ganz wohlschmeckend, ferner die siegellackfarbigen Scheinfrüchte von *Sorbus fennica*, die selbst einem Kinde nur wenn dies Obst überreif ist, annehmlich erscheinen werden.**)

*) Häufig dienen einsame Birnbäume als Grenzzeichen, Malbäume und weithin sichtbare Wahrzeichen. Darauf deutet Goethe in Hermann und Dorothea, Euterpe. — Der dürre Knödelbaum auf dem Walserfeld wird grünen, wenn die letzte Schlacht — geschlagen wird (Grimm. Deutsche Sagen, I, 17). *Sorbus torminalis* kommt mit anderen pflanzlichen Seltenheiten, als der Eibe (*Taxus beccata*) und dem Frauenschuh (*Cypripedium Calceolus*) in der berühmten Schlucht von Stubbenkammer wild vor. Überhaupt erscheint er in der benachbarten Stubnitz auf Jasmund, Insel Rügen hier und da wild eingesprengt.

***) *Sorbus latifolia*, Alisier de Fontainebleau, kommt auch in Thüringen vor, wo ihn Bechstein auffand und Bastard-Eberesche genannt. Auch *Sorbus fennica* wächst innerhalb Deutschlands.

Gestatten Sie mir die Liste des steinzeitlichen Obstes für diesmal abzuschliessen, indem ich nur noch ein paar Prunus-Arten anführe, in Anreihung an die im Oktober erwähnte, hie und da roh verzehrte Traubenkirsche (Faulbaum, *Prunus Padus*). Zunächst die Vogelkirsche, welche zwar in unseren Laubwäldern aber so selten wild vorkommt, dass jeder neue Standort Interesse bietet. Von dieser *Prunus avium* L. stammen unsere Süsskirschen ab, während von der Sauerkirsche (*Prunus Cerasus* L.), welche der Deipnosophist und Schwelger Lucullus aus Kleinasien, speziell aus der Gegend von Cerasus [jetzt Kerasum] nach Europa gebracht haben soll, unsere Morellen und Glaskirschen abgeleitet werden.*)

Die Vogelkirschbäume, welche namentlich in Pommern an den Landstrassen häufig stehen, werden von der Dorfjugend geplündert. Dort, z. B. in Stralsund und Greifswald, kommen die Früchte auf den Markt, gerade wie die sauern Kirschen, stets abgestielt, da die Stiele bei gründlicher Reife der Frucht sich leichter ablösen, auch viel grösser und derber sind, als bei den veredelten Arten. Zu Berlin habe ich sie, ebenfalls abgestielt, im Jahre 1892 in der Central-Markthalle gesehen. Im Allgemeinen ist die Vogelkirsche bei uns nur ein Obst der Vögel und — der Kinder und wird, wie leider auch die sehr wohlschmeckende, zum Einmachen geeignete Brombeere, von unseren märkischen Hausfrauen zumeist verachtet.

Den Beschluss mache unsere schönblaue kugelrunde Schlehe, die Frucht des Schwarzdorns, *Prunus spinosa* L., die vielfach als Heckenstrauch bei uns gepflanzt wird. In den Rüdersdorfer Kalkbergen werden die Früchte, wenn sie durch den ersten Frost mürbe geworden sind, von den Kindern verzehrt. Auf den Berliner Märkten habe ich die Schlehen niemals feilgeboten gesehen, obwohl sie eingemacht einen nicht unangenehmen pikanten Geschmack haben, gleich den im Süden Deutschlands ebenfalls im überreifen Zustande von den Kindern verspeisten Haberschlehen (*Prunus insiticia* L.), von denen veredelt die kleine gelbe Mirabelle und unsere prächtig schmeckende Reine Claude herausgebildet worden ist.

6. Zur Ansicht sind aus dem Märk. Provinzial-Museum ausgelegt:
a) 2 grosse, von Hermann Rückwardt hergestellte Lichtdruck-Abbildungen der neuen Lutherbrücke (Paulstrassenbrücke) zu Berlin, erbaut von Stadt-Baurat Dr. Hobrecht 1891/93;

*) Die in Süddeutschland so beliebten „Weichseln“, eine grosse Sauerkirsche, die in vortrefflicher Beschaffenheit auf dem Münchener Obstmarkt vorkommt, soll aus der Weichsel-Kirsche (*Prunus Mahaleb* L.) kultiviert sein, einem süddeutschen Baum, der bei uns in Gärten vielfach angepflanzt ist, kleine süsssaure Früchte trägt (z. B. im Gutsgarten des Berliner Rieselguts Gütergotz) und ein sehr angenehm riechendes, zu Pfeifenröhren und Cigarrenspitzen verarbeitetes Holz besitzt.

b) 26 Blatt Photographien, Ansichten aus dem Victoriapark nach Eröffnung des grossen Wasserfalls sowie

c) 16 Blatt Photographien, Ansichten von Templin, zum Teil auch aus der Vogelperspective aufgenommen, so dass man daraus ein umfassendes Bild der ganzen Stadt gewinnen und zugleich den darin noch vorhandenen reichen Bestand an mittelalterlichen Bauwerken, namentlich Thortürmen, bewundern kann.

7. Ausschussmitglied, Provinzial-Conservator und Geheimer Baurat Bluth macht Mitteilung von der Auffindung von kunstvollen Malereien an der Rückseite der Flügel des Altarbildes in der Kirche zu Zielenzig.

Der frühere mittelalterliche Flügelaltar war zu Ende des 17. Jahrhunderts im geöffneten Zustande, bei welchem nur die geschnitzten bildlichen Darstellungen gesehen werden konnten, in ein grösseres Rahmwerk im Renaissancestil eingebaut worden und bildet seit der Zeit den festen Kern des ganzen Altarblatts. Als in der letzten Zeit eine Untersuchung des Altars vorgenommen wurde, fand man auf der Rückseite der von vorne mit Schnitzereien ausgefüllten Flügel die seit mehr als 2 Jahrhunderten nicht mehr sichtbar gewesene kunstvolle mittelalterliche Malerei in Tempera-Farben.

Herr Buchholz bemerkt hierzu, dass derartige Flügelaltäre noch in grösserer Zahl in den Kirchen der Provinz, wie auch im Märkischen Museum sich befinden, wo namentlich die Flügel des ehemaligen Altarbildes der Gertraudtenkirche zu Berlin, sowohl hinsichtlich der Holzschnitzerei, wie auch der gemalten Bilder, als hervorragende Kunstwerke der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelten und von Kennern sogar Veit Stoss zugeschrieben werden.

8. Ausschussmitglied Buchholz:

Im Laufe dieses Jahres ist in der Feldmark Wilmersdorf bei Beeskow von dem sehr eifrigen Pfleger des Märkischen Museums, Herrn Werkmeister H. Busse, ein grösseres

Brandgräberfeld der mittleren Bronzezeit

entdeckt und zu wiederholten Malen untersucht worden. Da Herr Busse sämtliche Fundstücke dem Märkischen Museum als Geschenk übergeben hat, so liegt das ganze Material zur wissenschaftlichen Bearbeitung beisammen und die bezüglichen Berichte nebst Abbildungen erscheinen in den von Herrn Geh. Rat Virchow herausgegebenen „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“. Unserer Gesellschaft wollte ich mir nur gestatten eine kleine Auslese aus den in den betreffenden Gräbern gefundenen Beilagen vorzulegen, d. h.: der verschiedenen Gegenstände, welche sich am Körper des Toten bei der Verbrennung befanden, die dann, soweit sie unverbrennbar waren, in den nach der Verbrennung übrig gebliebenen geborstenen Knochenteilen, dem Leichenbrand, verblieben

und mit demselben in die Graburne gethan wurden, oder welche nachträglich bei der Beisetzung von den Leidtragenden in oder neben die Graburne gethan wurden.

In der mittleren Bronzeperiode war Eisen und Silber der hiesigen Bevölkerung noch nicht bekannt; an metallischen Beigaben finden sich daher nur Gegenstände aus Bronze, seltener auch aus Gold. Das Wilmersdorfer Gräberfeld hat, ausser vielen Bruchstücken und durch Schmelzen und Wiedererstarren formlos gewordenen Stückchen, die hier vorliegenden Sachen geliefert. Es sind:

11 Bronze Nadeln, einfache Dorne von 10—14 cm Länge mit verschieden profiliertem, bezw. auch mit Strichverzierung versehenem Kopf. Sie haben, wie anzunehmen ist, zum Zusammenhalten des Gewandes am Körper, oder auch des Frauenhaares gedient.

2 Bronzenähneln, einfache Dorne, deren Kopfe zu einem Ör umgebogen ist.

1 Bronzemesser, Stück der flachen 8 cm langen und 3 cm breiten Klinge, Rücken im Bogen, der Schneide fast parallel, verlaufend, mit Strichverzierung versehen und nach dem Griff hin mit einem kleinen Henkelchen versehen. Aehnliche Messer haben sich schon oft anderweitig in Gräbern derselben Periode gefunden, oft mit einer sehr breit-zahnigen Pincette zusammen, die zum Halten des Haars zum Zweck des Abschneidens geeignet ist, weshalb diese Messer auch „Bartmesser“ genannt werden.

3 Flachringe.

1 Fingerreif und 2 spirilige Fingerringe.

1 grünliche Schmelzperle.

4 Pfeilspitzen aus Knochen.

1 Steinbeil aus Diorit mit Bohrloch.

4 Steinbeile, meist im Bohrloch zerbrochen.

2 kleine, bolzenförmig aus feinem Sandstein zubereitete, mit Loch zum Durchziehen eines Fadens und mit Strichverzierung versehene Amuletsteinchen.

1 Kinderklapper aus gebranntem Thon, citronenförmig.

An sogenannten Beigefässen, jenen kleineren topf-, vasen-, tassen-, napf-, schalen- und löffelförmigen Gefässen, welche auf allen Gräberfeldern des Lausitzer- und nordostdeutschen Typus in und bei den Totenurnen gefunden werden und welche vermutlich mit Wasser oder einem anderen Getränk gefüllt, zur Labung des Geschiedenen von den Leidtragenden beigesezt wurden, sind aus circa 60 geöffneten Gräbern über 100 ziemlich erhaltene gehoben worden.

9. Anknüpfend an das auch auf dem Wilmersdorfer Gräberfelde gefundene Exemplar möchte ich mir gestatten, Ihnen eine kleine

Sammlung von vorgeschichtlichen Kinderklappern

aus dem Märkischen Museum zur Vorstellung zu bringen.

Es sind 13 Stück, sämtlich von Gräberfeldern des Lausitzer- und ostdeutschen Typus, in sehr verschiedenen Formen:

- No. 16519 aus Ziebingen, Kreis Weststernberg, vogelförmig,
 „ 16518 „ do. „ „ do.
 „ 14947 „ Königsberg N./M., Kr. Königsberg, do.
 „ 11071 „ Guben, Kr. Guben, schildkrötenförmig und mit Fuss,
 „ 7885 „ Laaso, „ do. flaschenförmig,
 „ 19325 „ Wilmersdorf, Kr. Beeskow, citronenförmig,
 „ 9523 „ Burg, Kr. Cottbus, tönnchenförmig und verziert,
 „ 5036 „ Mallwitz, Kr. Guben, feigen- oder birnförmig,
 „ 18121 „ Mühlenbeck, Kr. Nieder Barnim, muschelförmig,
 „ 11775 „ Woltersdorf, „ do. krötensteinförmig, verziert,
 „ 16520 „ Ziebingen, Kr. Weststernberg, ähnlich zwei aufeinander-
 gestülpten Näpfen mit verkerbten Rändern,
 „ 18724 „ Guschter Holländer, Kr. Friedeberg, wie 16520,
 „ 18805 „ Rusdorf, Kr. Crossen, apfelförmig, mit Strichen.

Die meisten von ihnen sind noch völlig intact und klappern beim Schütteln, weil einige kleine Steinchen lose darin sind. Wegen dieses Anklingens beim Schütteln hält man sie für dasselbe Kinderspielzeug, welches auch in unserer Zeit und schon seit einigen 100 Jahren gebräuchlich ist, während von der la Tène Zeit an bis in die erste christliche Zeit in unserer Gegend das Spielzeug ausser Gebrauch gewesen zu sein scheint, da meines Wissens kein derartiger Fund aus diesen, gegen 1500 Jahre umfassenden Perioden gemacht ist.

Auffällig bleibt die grosse Verschiedenheit der, meist der Natur entlehnten Formen und es ist nicht unmöglich, dass weitere Beobachtungen auf diesem Gebiet auch noch zu einer anderen möglicherweise mit dem Kultus der Zeit zusammenhängenden Deutung führen.

Es ist ferner auffällig und vielleicht auch bezeichnend für die Abgrenzung ganzer Volksstämme, dass die nach Norden und Nordwesten gelegenen, von jeher mehr mit den Küstengebieten zusammenhängenden Landschaften der Mark, nämlich: Uckermark, Ruppin, Prignitz und auch noch Havelland, m. W. noch keine Kinderklapper geliefert haben, wie ja diese Landschaften überhaupt in prähistorischer Hinsicht von den südlicheren und östlicheren abweichen.

Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, dass die Amulett-Steinplättchen mit den noch jetzt in manchen berliner Apotheken verkäuflichen Schrecksteinen Ähnlichkeit haben, welche von den Wöchnerinnen getragen werden, damit ihnen nicht ein plötzlicher Schreck auf die Muttermilch schlage, und die auch den kleinen Kindern umgehängt werden, um ihnen das Zahnen zu erleichtern.

Herr Prof. Jentsch in Guben sei übrigens geneigt, die Linearfiguren, welche auf den 2 Amulettplättchen dargestellt sind und an die Hausmarkenzeichen erinnern, als rohe Darstellungen einer menschlichen Figur zu deuten.

Was die Kinderklappern anlange, so habe Geh. Rat Adolf Bastian, Direktor des Berliner Völkermuseums, die Frage aufgeworfen, ob nicht nach Analogie der Gespensterscheuchen oder Geisterrasseln unserer Naturvölker, die sogen. Kinderklappern als ähnliche Instrumente unserer heidnischen Vorfahren gedient haben könnten. Herr Friedel ist geneigt, diese Frage um deswillen zu verneinen, weil der Ton der ostgermanischen Klappern z. B. mit den Gespensterscheuchen der Indianer, der Schamanen, der Negervölker verglichen, viel zu schwach und unbedeutend sei, um als wirksames Schreckmittel gegen Dämonen im Volksglauben betrachtet werden zu können.

Die Bronzemesser und Bronzepingzetten endlich seien von anderer Seite auch als Frauengeräte, Trennmesser und Faltenhalter aufgefasst worden. Überhaupt sei es nicht immer geraten, aus dem Charakter der Beigaben auf das Geschlecht der Toten zu schliessen, so sei erst kürzlich bei Preussisch-Börnische nahe Stassfurt (Vers. der Berl. Anthropol. Ges. 1893. S. 300) das steinzeitliche Gerippe einer alten Frau gefunden, bei der ein Steinbeil gelegen. Bei nordischen Gräberfunden der Bronze- und Eisenzeit trugen die bestatteten Weiber ebenfalls nicht selten Dolche und andere Waffen bei sich.

10. Demnächst hielt Herr Divisionspfarrer Erich Schild aus Torgau einen formvollendeten, mit rauschendem Beifall begrüßten Vortrag über das brandenburgisch-preussische Feldpredigerwesen in seiner geschichtlichen Entwicklung, welcher im Archiv abgedruckt werden wird.

Kleine Mitteilungen.

Zur Flora des Kreuzbergs. Es kann manchmal herzerquickend sein, sich dem Bannkreise einer landläufigen und, wenn auch nur entfernt, nach Pedanterie riechenden Korrektheit auf Augenblicke entzogen zu fühlen. Im Bereich praktischer Naturkunde wird uns dies zugleich erheiternde und erlösende Gefühl, der allgemein verbreiteten Bildung zum Trotz, nicht ganz selten zu teil. Es wäre leicht, viele Beispiele davon aufzuführen. Hier nur eins davon.

Die Vossische bringt unter dem Datum des 26. Oktober d. J. eine schätzbare Notiz über die dendrologische Flora des Viktoriaparks, die, obwohl sie bei der grossen Verbreitung des genannten Blattes unendlich viele Leser gefunden haben dürfte, doch auch an dieser Stelle einen Platz verdient, wobei leider der geringste Grad einer Bestätigung ausgeschlossen bleiben muss.

Gross war das Erstaunen, als wir lasen:

„Im Viktoriapark ist die liebe Jugend jetzt eifrig mit der Ernte der Zirbelnüsse beschäftigt. Zu den alten Beständen des Parks gehören nämlich auch zwei amerikanische Zirbelbäume, die noch aus dem Anfange des Jahrhunderts herrühren und wohl die einzigen ihrer Art in der Mark sind(!). Die fremdartigen Bäume, die oben rechts vom Denkmal stehen, haben sich zu der ansehnlichen Höhe von 50 Fuss entwickelt. Die Nüsse, die zu vielen Hunderten herabfallen, sind von Erbsengrösse und haben um den harten Kern etwas süsses Fleisch, das von der Jugend als Delikatesse verzehrt wird.“

Zirbelbäume (*Pinus Cembra* L.), in alten Stämmen im Viktoriapark vorhanden, etwas Unerwarteteres hätte es für mich nicht geben können. Und an denen sollte man lange Jahre hindurch achtlos vorübergegangen sein!

Vielleicht darf ich mir zutrauen, mit dem Pflanzenwuchse unseres Viktoriaparks, zu dem ich in einem gewissen offiziellen Verhältnisse stehe, so ziemlich bekannt zu sein. Ich schreite daher zur Berichtigung obiger Notiz in folgender Weise.

Die Zirbelkiefer oder Arve ist ein vielberufenes, stark im Schwinden begriffenes Nadelholz sowohl der Alpenregion Europas, wie auch der Ebenen des nördlichen Russlands und Sibiriens. Es ist jene Conifere, von der L. Steub witzig bemerkt, die Grödener in Tirol hätten ihre daraus bestehenden Wälder weggeschnitzelt. Diese *Pinus Cembra* trägt thatsächlich in grossen, schön violetten Zapfen, die der Märker Kienäpfel nennen würde, der Pinie gleich, wohlschmeckende Kerne, deren volkstümlicher Ausnutzung kein Geringerer als Jakob Grimm bereits Erwähnung thut. Da der Baum im Engadin und Bergell, woher die meisten unserer Conditoren stammen, häufig ist, so konnte man früher — ob jetzt noch, weiss ich nicht — die folkloristischen Nüsschen, in Zucker kandirt, auch in Berlin, z. B. bei Spargnapani, verspeisen.

Etwas ganz Anderes jedoch, etwas, botanisch betrachtet, in himmelweiter Ferne von der Zirbelkiefer Stehendes, sind die Bäume, welche der oben citierte Referent der Vossischen Zeitung im Auge hat.

Diese mir wohlbekannten Stämme hören vielmehr, als den Ulmen nahe-stehende Holzgewächse, auf den Rufnamen *Celtis occidentalis* L. Dieselben konstituiren eine in unsern Parks nicht seltene und vielfach ihrer Schönheit wegen angepflanzte Baumart Nordamerikas, die ihren nächsten Verwandten in der *Celtis australis*, dem Zürgelbaum Südeuropas anerkennt, von dem, glaube ich, Plinius gesagt hat, er erreiche neben der Ceder des Libanon von allen Bäumen die gewaltigste Stammesstärke.

Die Beerenfrucht der *Celtis* hat nun aber mit den Zapfen einer *Pinus*-art nicht die allerentfernteste Ähnlichkeit.

Zirbel und Zürgel. — Der referierende Botaniker genannter Zeitung ist wohl einzig und allein durch ähnlich klingenden Namen zu einem, den Humor herausfordernden Irrtum gekommen; so gross ist der Zauber der Assonanz. Ein Satyriker wie Bubani, würde indess auch in diesem Falle ausgerufen haben:

En Jussiaeos Italiae!

Noch sei hier in aller Bescheidenheit erwähnt, dass ich mir selbst das Verdienst der Erhaltung der Zürgelbäume auf dem Kreuzberg ein wenig zuschreiben

darf. Es war für mich eine zu fröhliche Erinnerung der Knabenzeit, an ihrem Fuss früher auf Leimruthen jene reizenden Hänflinge des Nordens, vom Berliner Zizeränchen, vom märkischen Landvolk Tschätscher benamst, gefangen zu haben, als dass ich den Fortbestand der Bäume nicht lebhaft hätte wünschen sollen. Ein solcher war durch den Umstand stark bedroht, dass atmosphärische Einflüsse den Wurzelhals der Celtis einer schützenden Erddecke beraubt hatten, in dem Maasse, dass die Stämme wie auf Stelzen standen. Dankbar erkenne ich es an, dass meine Fürbitte bei unserem trefflichen Stadtgartendirektor Herrn Mächtig Gehör fand. In mühsamer und kostspieliger Weise wurden die Wurzeln durch Erdanschüttungen aufs Neue gesichert und so den Zeugen ursprünglicher Lenné'scher Anpflanzung auf weitschauender Hochfläche, unter den zahlreichen dort stehenden Akazien, hoffentlich auf lange hinaus, das Dasein gefristet.

Wenn sich die Knabenwelt jetzt ihre Früchte schmecken lässt, so freut mich das von Herzen. Ihr aber wird es gleich sein, ob es Zirbel- oder Zürgelnüsse sind, die sie mit Appetit verzehrt. Prosit die Mahlzeit!

27. Oktober 1893.

Carl Bolle.

Zur Geognosie des Berliner Untergrundes. Ergebnisse einer Tiefbohrung in Nieder-Schönweide bei Berlin von Herrn F. Wahnschaffe in Berlin, Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1893, Seite 288. Auf dem Grundstück der Chemischen Fabrik Kanne der Herren Kunheim & Co. hat Herr Wahnschaffe aus den Bohrproben in einer Tiefe von 42 m eine Schicht von 4 m Mächtigkeit konstatiert, welche in ihren oberen Lagen fast ganz aus den Schalenresten der *Paludina diluviana* Knuth besteht. Diese Schnecke ist unserer Sumpfschnecke im Bau sehr ähnlich, nur ist sie kleiner; sie lebt heute in der Dobrudscha an oder in der untersten Donau. Aus ihrem Vorkommen im Unteren Geschiebelehm und in den Sanden und Thonen, welche das Liegende desselben bilden, geht hervor, dass die Schnecke zur Zeit, als das erste Inlandeis sich näherte, unsere heimischen Gewässer bewohnte, und zwar als diese schon die Gletscherbäche in sich aufnahmen, so dass die Schnecke durch die erste Eisbedeckung aus dem norddeutschen Flachland verdrängt wurde. Des Weiteren führt Herr Wahnschaffe aus, dass diese sogenannte Paludinen-Bank, wie Herr Berendt konstatiert habe, im Untergrunde von Berlin und seiner Umgebung in 40 bis 50 m Tiefe als eine konstante Schicht anzutreffen sei. Aus dem Erhaltungszustand der Schalen schliesst Herr Wahnschaffe, dass sie sich „am Rande eines seeartig erweiterten Flussbettes ablagerten, und dass durch den vom Wellenschlag bewegten Sand und Grand die feineren Schalen der begleitenden Fauna zerrieben wurden, während die dicken Schalen der Paludinen allein erhalten blieben.“ Aus diesen Betrachtungen scheint sich eine weitere Bestätigung dessen zu ergeben, was von Herrn Berendt zuerst hervorgehoben und von mir dann weiter in der Arbeit: Geognostische Skizze des Berliner Untergrundes Seite 18 ausgeführt worden ist, dass nämlich auf der tertiären Oberfläche in der heutigen Umgegend von Berlin eine Mulde sich befunden habe, in welcher ein Zusammenströmen von Wasser und ein Ansammeln von Sedimenten stattfinden konnten.

Zache.

Das Sterbeglöcklein des Berliner Weihnachtsmarkts. Der alte Weihnachtsmarkt verliert mit dem Jahre 1893 seinen letzten historischen Boden. Während der Teil, welcher früher auf dem Schlossplatz und in der Breitenstrasse abgehalten wurde, seit mehreren Jahren nach der Friedenstrasse und der Frankfurter Allee verwiesen worden ist, ein anderes Zipfelchen in die Oranienburgerstrasse hineinragte, verblieb immer noch ein Bestand von 500 Buden im Lustgarten. Diese Buden werden nach dem Arkonaplatz in diesem Jahre verlegt werden, weil der Bauplatz des neuen Domes den ferneren Verbleib dieser 500 Buden nicht verträgt. Diese Abteilung des Weihnachtsmarktes kommt, wie gesagt, nach dem Arkonaplatz und dessen Nachbarstrassen. Inzwischen gelangen Petitionen von Hausbesitzern des Ostens gegen die Abteilung in der Frankfurterstrasse ins Rathaus, und die Weihnachtsleute selbst sind andererseits mit dem Arkonaplatz auch nicht zufrieden. Um diesem Hinundherzerren, welches weder dem Interesse der Verkäufer, noch der Käufer, noch der Hausbesitzer und Ladenmieter entspricht, ein Ende zu machen, hat der Magistrat am 3. November 1893 mit Stimmeneinhelligkeit die Aufhebung des Berliner Weihnachtsmarktes vom Jahre 1894 ab beschlossen. Das Polizei-Präsidium, welches, soviel bekannt, vollständig auf dem Standpunkt des Magistrats in der Weihnachtsmarkts-Angelegenheit steht, wird vom Magistrat ersucht werden, die Zustimmung zur Aufhebung beim Provinzialrat nachzusuchen.

Gegen Bücher - Marder. Zu den Verwünschungen oder Vermahnungen von Bücherdieben oder Bücherfindern, welche E. Friedel im Septemberheft 1893 S. 105, O. Matzdorff im Oktoberheft 1892 S. 139 mitgeteilt hat, eine kleine Fortsetzung. Ich besitze vom Berliner Französischen Gymnasium her ein Schulbuch mit folgender durch die vielen Coniunctiva höchst gelehrt klingender Formel:

Hunc ego possideo librum, carissime lector,
 Quem si perdiderim, reddere, quaeso, velis;
 Si nescis, quo tu me pulchro nomine disas,
 Non est quod quaeras, aspice, nomen adest.

Hierauf folgt der Name.

Dr. Paul Schubart.

[Verdeutschet:

Dies Buch besitze ich, teuerster Leser,
 wenn ich's verliere, wollest du es, bitt' ich, zurückgeben;
 wenn du nicht weisst, mit welchem schönen Namen du mich nennen sollst,
 brauchst du nicht lange zu forschen, siehe, der Name steht dabei.]

In Scheffels Ekkehard (10. Jahrh.) sagt der Abt zu Ekkehard, als er den Vergil der Herzogin Hadwig bringen soll: „Vergesst auch nicht, aus dem Virgilius das Titelblatt wegzuschneiden mit der Verwünschung gegen den, der das Buch dem Kloster entschleppt“ und der Verf. bemerkt dazu in Anmerk. 86: „Einträge dieser Art auf dem Titelblatt, wie sie jetzt noch die Kinder herkömmlicher Weise in ihre Schulbücher zu machen pflegen, kommen in damaligen Handschriften häufig vor.“

E. Fr.

Fragekasten.

Zur Frage der Taufbecken. Unsere Brandenburgia hat bereits mehrmals Taufbecken mit Jagdscenen zur Kenntnis und Abbildung gebracht.

Ich möchte die Frage anregen: lässt sich im Einzelfall die Herkunft solcher Taufbecken nachweisen? Es ist doch ein eigenes Ding: nicht — wie in grösseren Stadtkirchen — biblische Darstellungen, sondern Jagdscenen in Dorfkirchen!

Die hiesige Kirche zu Seedorf hatte auch so ein Taufbecken, in dessen Mitte das v. Bülow'sche Wappen, Umschrift „Hans v. Bülow 1635, auf dem Rande jagten durch Palmen und Füllhörner hindurch vier Hunde Hase, Reh, Hirsch, Einhorn. Nachdem das Becken auf der Altertumsausstellung zu Pritzwalk 1880 ausgestellt war, liess ich es abzeichnen und da „Bär“ die Kosten nicht daran wagte, wurde die Zeichnung von Herrn Architekt Th. Prüfer im „Archiv für christliche Kunst“ veröffentlicht, zugleich mit einer von mir versuchten biblischen Erklärung der Gebilde. Vossische Zeitung brachte Abdruck. Was stellte sich da heraus?

Zwei Herren v. Bülow, der eine Oberst in Potsdam, der andere Oberst in Dresden, erkannten in dem Becken eine der Familie v. Bülow verloren gegangene Jagdsaal-Schmuckschale, deren die Familie vordem zwei besessen hatte, deren eine im Besitz des Herrn Oberst v. Bülow in Dresden war. Nachforschungen von mir stellten fest, dass in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Fräulein v. Bülow an einen Herrn v. Quitzow auf Eldenburg verheiratet worden ist, welche vermutlich die eine Schale als Mitgift zur Eldenburg mitgenommen hat. Ferner liess sich ergründen, dass besagte Schale im Jahre 1719 beim Aussterben des Eldenburger Quitzowhauses zusammen mit der Bibliothek aus Schloss Eldenburg als „wertlose Sachen“ der Kirche zu Seedorf übergeben waren.

Die ehemalige Jagdsaal-Schmucktafel war nolens-volens zur Taufschale umgewandelt worden.

Sollte solches öfter in der Vorzeit geschehen sein!

Die Seedorfer Schale ist mit Genehmigung der Kgl. Regierung gegen entsprechende kirchliche Ersatzstücke den Herren v. Bülow zurückerstattet worden und nach mehr als zweihundert Jahren Abwesenheit ihrer Schwester-schale wieder zur Seite gestellt.

E. Handtmann.

Thomas-Christen. Von der Hagen, Beschreibung der Stadt Freyenwalde, Berlin 1784, berichtet S. 86 von einer durch den Gebrauch des Freyenwalder Gesundbrunnens bewirkten Kur: „Menzel und Paulini führen ein ganz besonderes Beispiel an, dass Ao. 1684 eine 50jährige Frau, welche (nach Art der sogenannten Thomas-Christen) einen ganz überaus grossköpfigen Geschwulst an dem einen Beine hatte, davon befreiet wurde.“*) — Was haben die Thomas-Christen, d. h. die Nestorianer mit Beingeschwülsten zu thun?

*) „Im Brunnen-Hause waren ehemals eine Menge Krücken derer Lahme und Elenden, welche ihre Gesundheit erhalten hatten, aufgehangen, welches aber nicht mehr geschieht.“ v. d. Hagen ebendas. Also gerade wie noch heut in vielen katholischen Kirchen bei wunderthätigen Gnaden-Kirchen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 12. Versammlung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 13. Dezember 1893

abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen
Ständehauses.

1. Der 2. Vorsitzende Stadtrat Friedel eröffnete die Sitzung indem er dem am 7. d. M. in Christiania unvermutet gestorbenen norwegischen Gelehrten Dr. Ingvald Undset einen ehrenden Nachruf widmete. Der im kräftigsten Mannesalter Abgeschiedene gehört zu den hervorragendsten zur Zeit lebenden Altertumsforschern und galt als einer der vorzüglichsten Sachkundigen des vorgeschichtlichen Deutschlands, darunter der Provinz Brandenburg. Seine ersten Studienreisen in Deutschland fallen in die Jahre 1876, 1879 und 1880. Im Jahre 1882 erschien sein epochenmachendes Werk: Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie, deutsch herausgegeben von Fräulein Johanna Mestorf, der gelehrten Direktorin des Kieler Altertümer-Museums. Undset hat sich zu diesem Hauptwerk seines Museums auf Studienreisen durch fast alle europäischen archäologischen Museen vorbereitet und konnte als der beste Kenner des hiesigen Königlichen und des Märkischen Museums im Auslande angesehen werden. Undset's Verlust ist vor der Hand unersetzbar. Sein genanntes Hauptwerk wurde vorgelegt und zirkulierte.

2. Die verlässliche Wegeführung im Grunewald, welche der hiesige Touristenklub für die Mark Brandenburg, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten durch verbesserte Weisungstafeln eingeführt, wurde vom Vorsitzenden lobend anerkannt.

3. Hiernächst sprach Herr Friedel

zur Eulenspiegel-Legende mit besonderer Rücksicht auf Berlin und die Mark Brandenburg.

Der Vortragende ging von dem Grabstein des geschichtlichen Erzschalksnarren an der Kirche zu Mölln in Lauenburg aus, indem er glaubt, dessen Inschrift wie folgt, feststellen zu sollen: „Anno 1350 is düssen opgehaven, Tile Ulenspiegel ligt hir onder begraven.

Mercket wol vnd dencket dran: wat ik gewest si op erden al de hir voräwer gan, moten mi glick werden.“

Es ist dies ohne Zweifel der wirkliche Leichenstein, alle übrigen Mitteilungen, dass woanders der eigentliche Leichenstein läge, beruhen auf Irrtum und Verwechslung. Die Ähnlichkeit des Eulenspiegelsteins mit den Steinen der mittelalterlichen Beischläge wurde erörtert. Höchst altertümlich mutet es an, dass Till noch nach altgermanischer Sitte in einem Todtenbaum oder Einbaum und zwar aufrechtstehend beerdigt ward. Das Volksbuch von Till Eulenspiegel wurde ausführlich erörtert. Friedel erklärte sich gegen die Annahme, dass Thomas Murner der Verfasser sei, setzt vielmehr mit Karl Pannier und Wilhelm Scherer die Abfassung bereits ums Jahr 1500. Der Vortragende schilderte demnächst im einzelnen Eulenspiegels Streiche unter Ludwig dem Aelteren in Berlin, Frankfurt a. O., Brandenburg und Stendal. Es ist bezeichnend für die tiefere Auffassung der Eulenspiegelei in unserm Volksgeist, dass er den Till gerade wie seinen Seitenpart den gelahrten Dr. Faust einen Pakt mit dem Teufel schliessen, ausserdem aber auch zu Rom mit dem Papst Clemens VI. in Streit geraten lässt.

In dem märkischen Schalksnarren Hans Clauert, Bürger zu Trebbin, findet Eulenspiegel 200 Jahr später einen Nachfolger.

Der Vergleich mit dem tiefsinnigen Magister Faust, der seine Seele dem Teufel verschreibt und trotz aller Gelahrtheit von ihm geholt wird und daneben das parodistische Obsiegen des gesunden schlichten Volksverstandes bei Till gegenüber dem Höllenfürsten liegt zu nahe, um übersehen werden zu können. Faust und Eulenspiegel, der Magier und der Schalksnarr, sind die beiden sagenhaften Helden des Mittelalters, sie finden sich bei fast allen europäischen Nationen, wie sie denn wirklich einen kosmopolitischen Charakter, die beiden Pole des Menschenwesens zeigen; aber ihre eigentliche Heimat ist doch Deutschland, und sie sind die originellen Typen des deutschen Nationalcharakters oder, noch besser, dieser erweist sich als die rätselhafte Mischung beider. Sie sind, Faust und Eulenspiegel, so typisch für die germanische Volksseele, wie der Don Juan für die romanische und der Ahasverus für den jüdisch-semitischen Volksgeist.

Nach Anführung noch vieler kulturhistorischer Beziehungen der Eulenspiegel-Legende schliesst der Vortragende mit den Worten: Alle diese mannigfachen bedeutsamen Beziehungen lassen uns die Eulenspiegelei, die espièglerie ähnlich dem Reinecke Fuchs, als einen nicht unverächtlichen, vielmehr als einen sinnigen und recht bedeutsamen Faktor in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des deutschen, insbesondere des nordgermanischen Volksgeistes erscheinen. —

Der durch mancherlei photographische Abbildungen unterstützte

Vortrag von dem wir nur einen kurzen Auszug geben, bildet das 3. Kapitel in einer „Wanderstudie: Mölln und Till Eulenspiegel“ welche zuvörderst in der hiesigen Zeitschrift „Der Bär“, demnächst, aber in einer eigenen Sonderausgabe seitens des Vortragenden veröffentlicht werden wird.

4. Herr Kustos Buchholz knüpft an die Vorlage von 36 rätselhaften Steinbeilagen aus Gräbern der mittleren und jüngeren Bronzezeit folgende Erläuterung:

In den Brandgräbern derjenigen mehr als 2500 Jahre zurückliegenden vorgeschichtlichen Periode, in welcher der Gebrauch und die Bearbeitung von Bronze schon sehr verbreitet, Eisen aber — wenigstens in unseren Marken — noch gar nicht bekannt war, unterscheiden wir zweierlei Gruppen von Gegenständen als sogenannte Beilagen: 1. die an dem Leichnam oder dessen Gewandung befindlich gewesenen feuerbeständigen, meist bronzenen Sachen, welche dann mit der Asche zusammen in die Urne gethan wurden. 2. die eigentlichen Beilagen, welche von den Leidtragenden bei der Beisetzung der Urne mit in das Grab gelegt wurden.

Von den ersteren haben Ihnen schon oft Proben vorgelegen; es waren vorzugsweise Nadeln zum Zusammenhalten des Gewandes oder des Haares, kleinere Schmuck- und Gebrauchs-Sachen, wie Schmelzperlen, Ringe, Messerchen und dergl.

Die zweite Gruppe bilden in der Hauptsache alle die verschiedenen kleineren, oft sehr zierlichen Thongefässe, die meistens dicht neben die Urne gesetzt sind und die wir als Beigefässe oder Thränenurnen bezeichnen. Bezüglich dieser Gefässe wird vielfach angenommen, dass sie mit einem Getränk für den Toten, sei es Wasser, sei es eine durch Gährung hergestellte geistige Flüssigkeit gefüllt waren, und dieser Ansicht stimme auch ich auf Grund zahlreicher Beobachtungen zu, trotz der Thatsache, dass derartige Gefässe mitunter umgekehrt in der Erde gefunden werden. Auch die so verschiedenartig gestalteten thönernen Kinderklappern, von welchen ich in der vorigen Versammlung eine Auslese vorlegte, reihen sich dieser zweiten Gruppe an und bei deren Vorlage sagte ich bereits, dass sie doch wohl kaum als Kinderspielzeug anzusehen sein würden, dass deren Beigabe wohl eher eine Symbolik zu Grunde liegen möchte und der Herr Vorsitzende sprach sich ebenfalls in diesem Sinne aus.

Zur Vervollständigung dieser Gruppe von Beilagen lege ich nun noch eine Auslese von Steinchen vor, die ebenfalls in denselben Gräbern als Beilagen gefunden sind und welche, da eine praktische Verwendung derselben gar nicht zu erdenken ist, auf den ersten Blick auch als Spielzeug erscheinen könnten.

Sie sind aus verschiedenem Steinmaterial mit grosser Regelmässigkeit

keit, zum Teil unter Benutzung der natürlichen Form, durch mühsames Abschleifen hergestellt. Eine Anzahl derselben hat die Form von Eiern, Nüssen oder geniessbaren Früchten; die meisten erinnern in dieser Beziehung an Kuchen, Brode, Klieben oder Klösse oder sonst an aus der Behandlung von Mehlteig mit der Hand oder beim Ausdrücken von Käse zwischen Zeug entstehende Formen. Diese Ähnlichkeiten haben in Forschungskreisen zu der Bezeichnung: „Eierstein“, „Käsestein“, „Brödchenstein“ geführt.

Oft sind sie auch noch mit sorgfältig eingeschliffenen Näpfchen, den sogenannten Kirchenmarken ähnlich, versehen und zwar in der Mitte jeder der beiden Hauptflächen: die peripherische Fläche, dann entweder eben, oder ein wenig gewölbt, oder auch mit einer tief ausgearbeiteten Furche versehen, so dass darin eine Schnur gezogen werden kann. Diese letzteren Steine hat man zwar als „Schleudersteine“, „Pivotsteine“, oder auch der Näpfchen wegen als „Feuerreibesteine“ deuten wollen, doch erscheinen beim tieferen praktischen Eingehen auf die betreffende Verwendung alle diese Deutungen auch die als Schnurscheibe (wie beim Flaschenzug) hinfällig.

Es bleibt deshalb nur übrig, auch diese genäpften und gefurchten Steinchen als Variationen der Käse-Kuchen oder Brödchen-Formen zu betrachten und ihnen ebenfalls, ebenso den mitunter auch in Gräbern vorkommenden, in der Form ähnlichen Hexenschüsselkernen, Echiniten und Schwalbensteinen, eine symbolische Bedeutung beizulegen.

Und diese symbolische Bedeutung kann nur aus den Formen zu schliessen sein.

Wenn der Glaube unserer heidnischen Vorfahren, wie vielfach berichtet wird, die Fortdauer des Menschen nach dem Tode, die Wanderung nach Walhalla u. s. w. einschloss, so kann es wohl auch Gebrauch gewesen sein, den Toten mit der nötigen Nahrung auf seinem langen und weiten Wege auszustatten. Ja wenn nicht schon aus sonstigen Quellen auf derartige Kultusgebräuche geschlossen werden könnte, so wären diese vielen Beigabefunde geeignet, uns auf die Annahme zu führen, dass damals unsere Vorfahren jener Sitte gehuldigt haben.

Die Leidtragenden setzten Gefässe mit Getränken in das Grab, sie legten auch Nahrungsmittel hinein, in den Formen, wie sie in der Wirtschaft üblich waren. Da sie aber wohl wussten, dass die organischen Nahrungssubstanzen in der Erde sehr bald vermoderten, so erscheint es erklärlich, dass sie im Laufe der Zeit auf Symbole kamen, die unvergänglich sind und deshalb auch noch nach vielen Jahren vom Toten mitgenommen werden konnten.

Und als Material für solche ewigen Speisesymbole bot sich der Stein, dessen sorgfältige Formung und Bearbeitung zu diesem Zweck die Pietät unserer Vorfahren erkennen lässt, bot sich auch der plastische

Thon, wenn es sich darum handelte, Geflügelnahrung oder klappernde Früchte zu symbolisieren.

Für alle diese Steinchen, Kinderklappern und dergl. finde ich, soweit bis jetzt die Beobachtungen reichen, keine bessere Erklärung, als dass sie die den Toten auf den Weg nach Walhalla mitgegebenen Speisen darstellen und bedeuten sollen, wie ich auch die Beigefässe nicht anders als Behälter der ebenfalls mit auf den Weg gegebenen Getränke ansehen kann, welche letzteren vom Erdreich aufgesogen oder verdunstet sind und nur dann noch eine geringe modrige Schicht an der Gefässwand zurückgelassen haben, wenn sie, wie Meth, Extraktivstoff enthielten. Es folgen hierunter die beiden nach diesen Mitteilungen gehaltenen Vorträge.

Die auf Befehl Friedrichs des Grossen durch Henkershand verbrannten Schriften

von Ferdinand Meyer.

Nach Einführung der neuen „Kaffee-Ordnung“ vom 21. Januar 1781 traf die Schärfe des Berliner Witzes nicht nur die „Kaffeeriecher“, sondern streifte auch die Person des Königs. Es ist bekannt, wie Friedrich der Grosse beim Anblick eines am Fürstenhause in der Kurstrasse befestigten und von der Menge unlagerten Pasquills, das ihn auf einem Kaffeesack sitzend und eine Kaffeemühle zwischen den Knien drehend darstellte, das geflügelte Wort sprach: „Hängt es doch niedriger!“

So der grosse König, wenn es seine Person anging. Scharf dagegen verfuhr er selbst gegen seinen Liebling Voltaire, als dieser die beissende Satyre „Histoire du Docteur Akakia“ gegen Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften und Mitglied derer zu Paris und Petersburg, im Druck hatte erscheinen lassen.

Wenn ich zuvörderst in aller Kürze den Lebenslauf des Letzteren schildere, so geschieht es mit Rücksicht darauf, dass jetzt zweihundert Jahre seit der Geburt des gelehrten Sonderlings verflossen sind, der 16 Jahre in Berlin zugebracht.

Pierre Louis Moreau de Maupertuis erblickte 1693, als der Sohn einer vornehmen Familie, zu St. Malo das Licht der Welt und bekundete schon in früher Jugend eine grosse Neigung zur Mathematik. Zwanzig Jahre alt, trat er bei den Mousquetaires (der prächtigen, altadligen Leibgarde Ludwigs XV.) ein, widmete aber seine freien Dienststunden fortgesetzt dem mathematischen Studium und quittierte dann der militairischen Laufbahn. Im Jahre 1735 übertrug ihm Ludwig XV., als nunmehrigem Mitgliede der Pariser Akademie der Wissenschaften,

die Leitung einer Expedition nach Torneä, um die Gestalt der Erde festzustellen. Veranlassung dazu hatte ein zwischen den Mathematikern entstandener Streit gegeben, ob unser Planet — wie Newton behauptete — an den Polen abgeplattet oder, nach der Meinung anderer Gelehrten, verlängert sei. Maupertuis bestätigte nach zweijähriger, mit den grössten Schwierigkeiten verbundener Forschungsreise die Behauptung Newtons und machte dadurch seinen eigenen Namen berühmt.

So auch hat Tournier in charakteristischer Auffassung sein lebensgrosses Bildnis gemalt, wie es auf dem in meinem Besitz befindlichen meisterhaften Stich von Daullé (1741) uns vor Augen tritt. Und zwar mit einer Widmung Voltaires versehen, der Maupertuis wegen seiner mathematischen Kenntnisse mit Archimedes, seines Mutes und seiner Ausdauer halber mit Columbus, und wegen seiner Resultate auf Torneä mit Michelangelo verglich.

Auf Empfehlung jenes seines Freundes an Friedrich dem Grossen richtete derselbe im Juli 1740 an Maupertuis das eigenhändige Schreiben: „Mein Herz und meine Meinung haben von dem Augenblick an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen in mir erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie diejenige Gestalt geben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie also und pflanzen Sie auf diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, dass es blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; kommen Sie und zeigen Sie auch einem Könige das Vergnügen, einen solchen Mann, wie Sie sind, zu besitzen.“

Maupertuis kam dieser Aufforderung ungesäumt nach, vermählte sich hier mit Fräulein von Borck, einer Hofdame der Königin, und wohnte in dem Meyer-Riessschen Hause am „Quarré“ (dem heutigen Pariser Platz). Im Jahre 1746 ernannte ihn Friedrich der Grosse zum Präsidenten seiner neu gestifteten „Königlichen Akademie der Wissenschaften“, als welcher er ein Gehalt von 3000 Thalern bezog; im April des folgenden Jahres verlieh ihm sein königlicher Gönner den Orden *pour le mérite*.

Maupertuis wird als ein Mann von lebhaftem Geist und feinem Witz geschildert, der durch sein liebenswürdiges, einschmeichelndes Wesen Jedermann für sich zu gewinnen wusste.

Da erschien im Jahre 1751 sein einstiger Freund Voltaire am Hofe Friedrichs, und nunmehr bot der eben so ehrgeizige wie eigennützig Franzose alles auf, um Maupertuis aus der Gunst des Königs zu verdrängen und sich in das Vertrauen desselben einzuschmeicheln. Gelegenheit hierzu bot ihm alsbald der zwischen Maupertuis und den Professoren König in Frankfurt, und Herman in Basel ausgebrochene gelehrte Streit. Voltaire mischte sich dazwischen, trotzdem der König ihm anbefohlen hatte, neutral zu bleiben; er schrieb im Oktober 1753

eine gegen Maupertuis gerichtete Satire: „Brief eines Berliner Akademikers an einen Pariser“. Als darauf Maupertuis seine „Lettres Philosophiques“ drucken liess, in denen er u. a. den allerdings sonderbaren Vorschlag machte, ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde zu graben, — eine Stadt zu gründen, in der nur Lateinisch gesprochen würde, — die Kranken mit Harz zu überziehen, um eine schädliche Ansdünstung zu verhüten, und die Ärzte überhaupt nur nach erfolgter Heilung der Kranken zu honoriren, schrieb Voltaire seine mit dem beissendsten Spott gewürzte Schrift: *Histoire du Docteur Akakia, Médecin du Pape et natif de Kals.*

Zwar hatte Friedrich der Grosse das Manuskript mit vielem Vergnügen gelesen, dem Verfasser aber, aus Achtung gegen den Präsidenten der Akademie ausdrücklich untersagt, dasselbe dem Druck zu übergeben. Voltaire versprach es, hielt jedoch nicht Wort. Zwar wurde die Ausgabe noch rechtzeitig unterdrückt, dagegen erschien bald darauf in Dresden eine neue, die allgemeines Aufsehn erregte und namentlich in Paris grossen Absatz fand. Friedrich, aufs höchste über diese „Unverschämtheit“ empört, richtete an Voltaire jenen energischen Brief, der mit den Worten schloss: „Es wird sich zeigen, dass Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen Ketten wert wären.“

Den Bemühungen Voltaires gegenüber, der Sache eine andere Wendung zu geben, verhielt der König sich kühl. Er liess ihn einen Revers, d. d. Potsdam, den 27. November 1752 unterzeichnen, Inhalts dessen Voltaire sich verpflichtete, fernerhin gegen niemand zu schreiben, der dem königlichen Hause auf irgend eine Art nahe stände, auch sich überhaupt seinem Stande als Königlicher Kammerherr gemäss zu betragen. Dann aber erfolgte, am Nachmittag des 24. Dezember, durch den Henker die Verbrennung der Schrift auf dem Gensdarmenmarkte; und zwar in unmittelbarer Nähe der Voltaireschen Wohnung, die sich damals in Franchevilleschen Hause, Taubenstrasse No. 20 befand — nicht No. 17, wie Fidicin angenommen.

Trotz dieser Genugthuung sollte Maupertuis das Opfer jener Satire werden; er erkrankte und begab sich dann, infolge einer merklichen Zurückhaltung seines königlichen Gönners, nach Basel. Dort verschied er am 27. Juli 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli.

Die zweite, von der schimpflichen Verbrennung betroffene Schrift betitelte sich: „Kurzer doch gründlicher Beweis, dass das Königreich Böhmen Sr. Königl. Majest. in Preussen zustehe.“

Der Tag von Lowitz (1. Oktober) hatte den Feldzug des Jahres 1756 beendet; die preussischen Truppen bezogen in der Lausitz und in Sachsen ihre Winterquartiere, um im nächsten Jahre die Blutarbeit von neuem zu beginnen. Mitte Oktober veröffentlichte Friedrich d. Gr., auf Grund

der ihm zugegangenen geheimen Mittheilungen und der in Dresden beschlagnahmten Papiere, ein Manifest, das den Völkern Europas die Pläne und Absichten seiner Feinde enthüllte und die Notwehr darlegte, in der er sich befand. Dem gegenüber traf Maria Theresia die endgiltigen Abmachungen mit ihren Verbündeten, und am letzten Tage des Jahres erfolgte der förmliche Beitritt Russlands zum Vertrage von Versailles.

Am 12. Januar des folgenden Jahres war Friedrich d. Gr. von Potsdam nach Dresden zurückgekehrt, wo er bis zum 28. verweilte. Während dieser Zeit nun erschien daselbst die vorerwähnte, aus 22 Paragraphen und einem „Genealogischen Schema“ bestehende Schrift. Ihr Verfasser beruft sich darin auf den Hofrath Glafey, „welcher, obgleich er dem Oesterreichischen Hause sehr ergeben gewesen, dennoch in seiner Pragmatischen Historie von der Crone Böhmen sich nicht entbrechen können, der Wahrheit nachzugehen und öffentlich das unstreitige Recht der Stammutter des Brandenburgischen Hauses, nemlich der Prinzessin Margarethe, auf das Königreich Böhmen anzuerkennen.“

Denn, so heisst es im Eingange der Schrift: „Es ist eine aus der Geschichte bekannte Sache, dass der Römische Kaiser Albertus II. des Königs Sigismundi, Prinzessin Tochter Elisabetha Ao. 1422 zur Gemahlin erhalten, und nach Absterben ihres Herrn Vaters wirklich das Königreich Böhmen nach Erbgangs Recht, seiner Gemahlin wegen bekommen habe. — Es erzeugte dieser Albertus mit erwehnter Elisabetha 2 Prinzessinnen und 1 Prinzen. Die älteste Prinzessin, Namens Anna, ward an den Herzog Wilhelm von Sachsen und Marggrafen zu Meissen 1446 vermählet, aus welcher Ehe 2 Prinzessinnen gebohren, davon die älteste, Catharina, Gemahlin Herzogs Henrici zu Münsterberg ohne Erben abgieng; die andere aber war Churfürst Johannis von Brandenburg Gemahlin, wovon Ihre jetztregierende Majestät von Preussen abstammen“ etc. etc.

Friedrich der Grosse liess die Schrift am 16. Januar in Dresden öffentlich durch den Scharfrichter verbrennen.

Ein in meinem Besitz befindliches Exemplar enthält zwei handschriftliche Notizen aus jener Zeit. Die erste lautet:

„Diese Pièce ist laut meines Freunds Schreiben auf Sr. Königl. Majestät von Preussen Befehl vergangene Woche durch den Scharfrichter verbrant, dann den 17. im Drucke confiscirt und dadurch so rar gemacht worden, dass das Exemplar, so nur 1½ Bogen (12 Seiten) stark, gerne vor 30 Kreuzer bezahlt wird; wie ich denn eben zwei Exempl. nach Bayersdorf durch den Boten senden müssen, und hab ich nicht mehr als noch 2 Exemplar übrig.“

Darunter hat der Empfänger vermerkt:

„Praes. den 22. Januar 1757.

Extr. des Extraktes der neuesten Weltbegebenheiten. Den 16. dieses (Januar) wurde auf Königl. Preussischen Befehl eine allhier (zu Dresden) zum Vorschein gekommene gedruckte Schrift (folgt der Titel) durch Scharfrichters Hand verbrannt, weil S. M. deren Inhalt missbilligen, und solche von übelgesinnten Leuten zum Druck befördert worden.“

Ob die unzweifelhaft gegen den Wiener Hof gerichtete Schrift wirklich ohne Vorwissen des Königs erschienen war, möge hier unerörtert bleiben. Als Verfasser der übrigen politischen Schriften aber, die damals die Gerechsamte Friedrichs, gegenüber den verderblichen Absichten seiner Gegner wahrnahmen, galt der Legationsrat, spätere Minister v. Hertzberg.

Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung.

Geehrte Anwesende! Das, was vielleicht die Meisten von Ihnen jetzt denken, trifft nicht zu. Sie erwarten einen belehrenden Vortrag; es wird sich aber nur um vereinzelte Mitteilungen handeln. Herr Stadtrat Friedel hat Ihnen bereits angedeutet, wie es zugegangen ist, dass ich in aller Geschwindigkeit redefertig sein musste. Diese in Frage kommende Redefertigkeit ist jedoch keineswegs mein Verdienst, da ich nur einfach das wiedererzählen werde, was mir selber mitgeteilt worden ist.

Das Wort „Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung“ hat für denjenigen, der z. B. die interessanten Aufzeichnungen des Herrn Direktor Schwartz kennt, nichts Überraschendes. Vor kurzem veröffentlichte der genannte Forscher in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ eine längere Abhandlung über dieses Thema. Das, was dort von der Mark Brandenburg im besonderen und von Norddeutschland im allgemeinen gesagt wird, stimmt vortrefflich zu den Thatsachen, die ich in meinem kleinen Arbeitsgebiet, d. h. jenem Teile meiner ostpreussischen Heimat, welcher das Oberland genannt wird, nachweisen kann. Die Hohenzollern aber — wo immer auch von ihnen die Rede sein mag — und die „Brandenburgia“ gehören zusammen.

Der gebildete Städter hat meist keine Ahnung davon, zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich geschichtliche Überlieferungen im Hirn des einfachen Landvolks auswachsen oder überhaupt verändern. In den Schulen wird wohl vaterländische Geschichte gelehrt und auch die Arbeiter

lesen hier und da Zeitungen, — das stört aber nicht die ererbte, echt volkstümliche Neigung, sich selber die Geschichte, besonders die der Vergangenheit angehörende, nach Gutdünken zurecht zu denken. Hat sich die Sagenbildung im grossen und ganzen ändern müssen, — gerade in bezug auf das Vaterland, seine Fürsten und Führer dichtet das Volk nach wie vor. Um dies in seiner vollen Wahrheit — der Wahrheit einer selbständigen Entwicklung — erkennen zu können, müssen wir den Standpunkt des Völkerpsychologen einnehmen. Wir dürfen nicht als spasshaften Unsinn bezeichnen, was uns in schief gestellten, kreuz und quer übermalten Bildern entgegentritt. Wenn tausende und tausende von Menschen, die sonst einen guten Verstand haben und ihren bescheidenen Platz im Leben ausfüllen, so einig in bestimmter Richtung vorgehen, so ist das eben etwas, was Beachtung verlangt und als Glied einer langen Kette angesprochen werden muss.

Hierüber ausführlich zu reden, überlasse ich Männern der Wissenschaft. Ich begeben mich in Gedanken nach Ostpreussen und bitte Sie, mir dorthin zu folgen.

Geichwie die Märker den Prinzen Friedrich Karl u. a. durch die Erzählung feiern: derselbe habe vor 1870, als Schäfer verkleidet, in Frankreich umherspioniert und dabei die für Kriegszwecke unterminierten Feldmarken kennen gelernt, durch welchen glücklichen Umstand der Sieg Deutschland gesichert wurde, — ebenso knüpfen sich in meiner Heimat an diesen ritterlichen Prinzen, dort vom Volke kurz „Prinz Karl“ genannt, allerlei sagenhafte Vorstellungen, woran jedenfalls des Prinzen häufiger Aufenthalt im Oberlande einen Hauptanteil hatte.

Zunächst sei der Heldensage gedacht: dass Prinz Friedrich Karl als „Schweinetreiber“ gen Frankreich zog. „Der Prinz Karl war so'n treuer Krieger. Er spionierte viel herum. Aber einmal ist's ihm doch schlecht bekommen; da wär' er beinah' gefangen genommen. Er ging nämlich als Schweinetreiber rum; er kauft' die Schwein' und verkauft' sie wieder. Wie er einmal so handelt', riss ihm der Wind den Mantel von der Brust. Da war gleich zu sehen, wer er war; und da musst' er flüchtig werden. Einige behaupten, es soll in Königsberg oder in Danzig oder in Russland gewesen sein; — aber es war in Frankreich, damals vor dem Krieg 1870.“ — Der Prinz soll das Umherwandern in Verkleidung überhaupt sehr geliebt haben. Unzählgemale erzählte mir eine Frau in unserem Dorfe folgende Geschichte:

„Es ist noch nicht lang her, da war der Prinz Karl bei mir zum Besuch. Er reiste dazumal durch's Land. Er ist ja öfters hier in der Gegend gewesen. Diesmal war's so im Frühling oder Anfangs Sommer. Ich war ganz allein zu Haus'; un es war noch früh' am Morgen. Die grossen Jungens waren in der Arbeit und die andern Kinder in der Schul'. Un ich sass am Wirkgestell un wirkt'. Da kam von K. ein

Wagen hier den Weg entlang; un aus dem Wagen stieg ein Herr. Ich lief vor die Thür und sah, wie der Herr auf der Strass' stehen blieb un sich umkickt'; un ich wundert' mich doch, was das für'n Unbekannter wär'. Als er sich oder (= aber) umdreht', — da ich in die Füss' un in's Haus znrück. Ich setzt' mich gleich wieder an mein Wirkgestell, hatt' oder man 'n Paarmal durchgeschossen, da kam der Herr all hier vorbei; ich sah aus dem Fenster, ob er wo eintreten würd'. Nei, er trat nirgends ein. Der Wagen fuhr bis an die Brück'; un nu ging der Herr auch da hin und besprach sich mit dem Kutscher. Ich lief 'raus und kickt' um die Eck', un dann lief ich wieder znrück. Oder da kam er in's Haus un in meine Stub'. Ich hatt' neben dem Gestell 'ne Bank steh'n, damit mir nich gleich beim Vorbeigeh'n an den Kamm gestossen würd'. Auf die Bank setzt' er sich. „Guten Morgen!“ sagt' er; un ich sagt' auch „Guten Morgen!“ Er hatt' so 'ne frische Stimm'. Un un den ganzen Kopf hatt' er Locken bis auf die Schultern. Er hatt' keine Militairkleider an, sondern and're. Er hatt' auch keinen Bart. Un die langen Locken hat er sich doch gewiss wachsen lassen, damit er nich zu kennen wär'; denn er bereist' ja heimlich das Land un wollt' sich nich verrathen. Na, nu fragt' er denn: ob die Kartoffeln im letzten Jahr gut gerathen wären. „O ja!“ sagt' ich, „der liebe Gott hat uns recht viel Kartoffeln gegeben; wir haben genug.“ — „So 'ne Frau hab' ich all lang nich angetroffen“, sagt' er —, das freut mich. Ueberall, wo ich hinkomm' und frag': wie der liebe Gott die Ernte gegeben hat, heisst es: „Ach, wir haben Nichts; uns hat der liebe Gott Nichts gegeben. Der giebt uns all lang Nichts mehr. Ja, den Reichen! den' giebt er.“ Oder Sie sagen anders. Das soll Ihnen zum Segen sein! Der liebe Gott wird Ihnen schon weiter helfen!“ Un immerzu red't' er vom lieben Gott und fragt' nach allem Möglichen. Ich dacht' oder bei mir: musst ihm doch was anbieten! Un da er doch 'n feiner Herr war, un wir in dem Jahr geschlacht' hatten, so ging ich und holt' ihm 'n Stückchen Speck un legt' ihm das auf 'n Schneetchen schlechtgemahl'nes Brod; un dann setzt' ich ihm noch 'n Topf Milch hin un fragt': ob ich ihm das anbieten könnt'. O ja, er nähm' gern! Nu ass er un trank. Oder er liess von der Milch so viel wie 'n guten Schlucks übrig, un von dem Brod liess er 'n Stückchen un von dem Speck liess er auch 'n Stückchen übrig. Ich fragt' ihn, warum er das thät'. „Das muss ich so thun“, sagt' er, „damit es Ihnen nie an all' dem fehlt. Wenn ich Nichts übrig lass', behalten Sie Nichts im Haus'. Nu oder soll es Ihnen der liebe Gott zehnfältig segnen!“ Un er hat mir immerzu alles mögliche Gute gewünscht. Er war so sehr freundlich. Nach 'ner Weil' fuhr er ab. Als nachher mein Mann nach Haus' kam un ich ihm sagt': dass die andern Leut' sich ausgerechnet hätten, das wär der Prinz Karl gewesen, sagt' er: „Na, wer weiss, was das für 'n Student gewesen sein mag!“

Oder nei, die Leut' konnten dem Prinz' doch nachrechnen, wo er sich unlängst aufgehalten hätt'. Ja, er wurd' oft aufgefordert, bei reichen Herrschaften zu speisen; oder das nahm er nich an; er trat lieber bei Arme' ein.“

Diese Erzählung hörte ich zuletzt vor etwa 4 Monaten; sie ist aber bereits 1886 in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ abgedruckt worden. Von andern gleichfalls dort wiedergegebenen Erzählungen möchte ich noch eine vortragen, falls es den geehrten Anwesenden nicht zu viel wird.

Eine Frau aus unserer Nachbarschaft erzählte: „Ich hab' in meinem Leben nur einen einzigen Prinz geseh'n, un das war der Prinz Karl, der jetzt gestorben is. (1885.) Das war dazumal, als er durch's Land betteln ging. Ja, wahrhaftig, es is wahr! Die Leut' in Kl. hatten ihn auch geseh'n. Ich weiss noch Alles ganz genau. Der Prinz hatt' sich als Bettler verkleid't un liess sich durch's Land fahren. Oder immer vor'm Dorf stieg er ab un kam zu Fuss. Un so kam er auch zu der Frau, bei der ich mich krats aufhielt. Ich stand mit Andern im Hausflur; un die Frau war in der Stub'. Als nu jener Mann ankam, besah ich ihn mir ganz genau. Er hatt' griese Bettlerkleider an un ganz 'runtergetretene, abgeschnitt'ne Schlorren; oder durch das zerrissene Leder kuckten Wichsstiefel; und das fiel mir auf. Auch wie hernach der Mann wegging, sah ich ihm nach, denn die Schlorren kappten immer aus, un die Wichsstiefel kamen zum Vorschein. Oder zumeist fiel mir das Gesicht auf. Der Mann hatt' so 'ne reine Haut; un die Bettler seh'n doch immer so verwischt aus. Er hatt' 'n Bart un sah recht gut aus. Kinder, Leut'! dacht' ich, was is das für 'n Bettler! Die Wenktiner seh'n doch immer so aus, dass man vor ihnen laufen möcht'; oder dieser sieht so lieblich aus. Die Frau gab dem Mann 'n Geldstück. Weiss der liebe Gott, ob er um Essen oder sonst was gebeten hat! Er ging von Haus zu Haus un bettelt'. Hier oder kreeg er Geld. Die Leut' sagten: er zög' so im Land umher, um auszukundschaften, ob man den Bettlern etwas geben möcht'; das hatt' er sich so vorgenommen. Als er nu aus jenem Haus wegging, sagt' ich zu der Frau: „Na, hören Sie“, sagt' ich, „so 'n Bettler hab' ich doch all' mein Lebtag nich geseh'n. Haben Sie denn schon so einen geseh'n?“ „Nei“, sagt sie, „das muss ich sagen, so 'n Bettler is mir noch nich vorgekommen.“ Wir wunderten uns auch nich wenig. Hernach sagten alle Leut', dass es der Prinz Karl gewesen sei. Ich glaub', es wurd' ihm dann bis Liebmühl nachgefahren; oder man hat ihn nich eingeholt.“

Wiederholt wird von grossmütigen Handlungen berichtet, durch welche der als Bettler erschienene Prinz seinen vermeintlichen Almosenspendern später dankte. So soll er einer Soldaten-Wittwe, die ihn mit grobem Muss und Schalkartoffeln erquickt hatte, „Geld in Massen“ geschickt haben.

Der Prinz Friedrich Karl soll selber erzählt haben: er sei zwar am Hofe erzogen, dann aber verstossen worden. — Einmal hat ihn ein Gutsherr mit Hunden fortjagen wollen; da hat aber der Prinz den Stern auf seiner Brust gezeigt und sich zu erkennen gegeben.

Die Liebhaberei für heimliches Umherwandern hatte auch — nach dem Volksglauben sowohl in der Mark Brandenburg wie in Ostpreussen — Friedrich d. Gr. Es heisst bei uns: „Der alte Fritz hatte die Gewohnheit, sich nach allem zu erkundigen. Er ging in ord'nären Kleidern durch's Land, hin und her, bis zu allen Grenzen, und sah nach, ob alles seine Ordnung hatte.“ — „Ja, das haben auch mein Grossvater und die andern alten Leute immer gehört. Na, das Land war dazumal bald besehen; Preussen war ja nicht so gross. Jetzt ist das anders. Aber trotzdem braucht nun der Kaiser nur 8–14 Tage, dann ist er rund gekommen und hat sich noch dabei aufhalten können, denn der fährt doch nicht mit dem Bommelzug, sondern mit dem Schnellzug.“ — In beiden der hier in Rede stehenden Provinzen wird Friedrich d. Gr. mit andern Fürsten verwechselt; hier wie dort werden Schweden, Russen und Franzosen bunt durcheinandergewürfelt, wie folgendes Beispiel aus meiner Heimat zeigt; es handelt sich dabei um das einstige Ordensschloss Preuss. Mark. „Wie weit liegt Schweden! — und doch sagen die Leute, die Schweden sind hier bis Preuss. Mark gekommen und haben da lange belagert. Und die belagert wurden, hatten schon alles verzehrt, bis auf ein Schwein; da fiel ihnen eine List ein. Sie kniffen das Schwein, dass es laut quiekte. Als das die Schweden hörten, sagten sie: „Hört, hört! Die schlachten da ein Schwein.“ Die Belagerten aber nahmen Speck und schossen damit nach den Schweden; und als das die Schweden sahen, sagten sie: „Na, wenn die noch so viel Speck übrig haben, dann werden wir die auch nicht aushungern.“ Und da zogen sie ab. — „Ich hab' gehört, dass das der alte Fritz angeordnet haben möcht', denn der kriegte viel fertig; der hat auch die Schweden aus dem Lande gebracht.“

Im 2. Teile meines Buches „Volkstümliches in Ostpreussen“ bringe ich u. a. das Märchen „Der Jäger und die Schwanenjungfrau“. Dieses Märchen beginnt so: „Einer von unsern Königen — er hiess ja wohl Fritz — hatte die Gewohnheit, heimlich im Lande zu wanken, um alles in Augenschein zu nehmen. Und so verkleidete er sich auch wieder einmal, und zwar zu einem ganz gewöhnlichen Herrn, und wandert' in's Land hinein, um seine Nachforschungen anzustellen. Da kam er denn auch zu einem Edelmann, der ihn aber erkannte, was der König nicht wissen konnte. Dem Edelmann war irgend etwas in den Kopf gestiegen, und er beschloss, den König zu töten; und das beratschlagte er mit Andern. Das hörte ein junger Jäger, und der lief rasch dort hin, wo der König vorbeikommen musste, nachdem er von dem Edelmann Ab-

schied genommen hatte, und wo der Edelmann schon alles für den Mord vorbereitet hatte. Hier stellte sich der Jäger dem König in den Weg und offenbarte ihm das Ganze. Der König war darüber sehr erfreut und sagte: „Mein Sohn, ich will dich für deine Treue begnadigen. Sag' mir, was du haben willst!“ „König Majestät“, sagte der Jäger, „hier am See liegt so 'n nettes Gut mit Wald; das möchte ich haben.“ „Das passt schön!“ sagte der König; das Gutchen gehört in's Königliche; und du sollst es haben!“ So bekam der Jäger das Gut und konnte mit seiner alten Mutter in das schöne Wohnhaus dort zieh'n. Die Mutter führte ihm die Wirtschaft, und er ging fleissig auf die Jagd. Soweit war alles ganz gut; aber eines Tages sollte der Jäger ein Wunder erleben. Er stand nicht weit vom See, als drei schöne Mädchen mit Schwänenflügeln angefliegen kamen.“ U. s. w.

Dass es zur Zeit Friedrich d. Gr. für junge Mädchen noch Mode war, Schwänenflügel zu tragen, dürfte uns im allgemeinen unbekannt geblieben sein. Wir können uns hier auch nicht bei solchen Lichtgestalten einer zwar langsam, aber ununterbrochen fortarbeitenden Volksphantasie aufhalten; — wir wollen vielmehr einer Lichtgestalt gedenken, welche der Wirklichkeit angehört. Immer noch spricht man von der Königin Luise, — wobei allerdings die überraschende Wahrnehmung gemacht werden kann, wie viele Personen garnicht wissen, dass jene noch immer treu verehrte Königin die Mutter des Kaisers Wilhelm I. war. Immer noch singt das Landvolk (offenbar in verstümmelter Weise):

Wilhelm, komm an meine Seite,
Nimm den letzten Abschiedskuss!
Schlumm're sanft und ohn' Geleite,
Das Dich sanft zu Grabe führt!

Sorge nur für meine Kinder,
Lass' sie christlich auferzieh'n!
Ei, das wird Dir Gott belohnen,
Und auf Dir wird Segen ruh'n!

Diesen Vorrath, den ich lasse,
Alles Gold und Silberzeug, —
Nimm! — gieb's in die Armenkasse!
— Dazu ist sie ja bereit.

In Charlottenburg bereite,
Liebster Wilhelm, mir mein Grab,
An dem Schloss, der stillen Seite,
Wo ich manchen Kuss Dir gab!

An dem Schloss der kleinen Wiese
Setze mir mein Denkmal hin!
Schreib' darauf: hier ruht Luise,
Sel'ge, preuss'sche Königin!

Dieses Lied wird in mancherlei Varianten gesungen, — ein Schicksal, das — gleich den allermeisten Volksgesängen — auch folgendes, die Königin Luise betreffendes Lied hat:

Ich hatt' einen Arm, und der war kurz,
Mit dem reicht' ich nicht weit;
Und wenn ich mich um und um bedenk',
Hab' ich nichts, als Traurigkeit.

Ich flieh' in der weiten Welt herum
Wie eine wilde Gans;
Ein jeder Vogel hat sein Nest,
Und ich weiss nirgends hin.

Ich wollt' einmal nach Hause reisen
Und machen meinen Eltern 'ne Freud';
Es dauerte kaum der Tage drei,
Da ward ich herzlich krank.

Der Herr hereingegangen kam;
Einen leisen Gang hat er.
„Ach, Luischen, liebes Luischen mein,
„Wie blass macht Dich der Tod!“

[In einer Variante heisst es:
Der König kam hereingegangen
Und schlug die Händ' überm Kopf zusammen.

„Geh', ruf' mir doch die Amme 'rein,
„Dass ich mit ihr sprechen kann!
„Dass ich mit ihr sprechen kann,
„Wie sie sich verhalten soll!“

Die Amme kam hereingegangen;
Schneeweiss war sie gekleid't.
„Ach, königliche Majestät,
„Was ist der Gnäd'gen ihr Befehl?“

„Ach, Amme, liebe Amme mein,
„Thu' Sie meinen Kinderchens Gut's!
„Thu' Sie meinen kleinen Kinderchens Gut's!
„Das belohnt Ihr der liebe Gott!“

Sechs Doktor' wol an dem Bett da standen,
Doch keiner helfen konnt', —
Als Einer, der ihr helfen konnt',
Das war der liebe Gott.

Sie wandt' sich im Bette um und um,
Mit dem Gesicht wol nach der Wand;
Es dauerte kaum eine Viertelstund',
Da war sie tot und kalt.

Sieben Kinder wol um das Bett da standen
Und weinten bitterlich;
Halb weiss, halb schwarz waren sie gekleidet
Und trauerten königlich.

„Spannt mir vier Pferde vor den Wagen
 „Und führt sie nach Berlin!
 „Lasst sie da steh'n acht Tage lang,
 „Dass ein Jeder sie sehen kann!

„Spannt mir vier Pferde vor den Wagen
 „Und führt sie nach Charlottenburg!
 „Lasst sie da steh'n acht Tage lang,
 „Dass ein Jeder sie sehen kann!“

In Charlottenburg ist sie begraben,
 Da ist Luischens Grab;
 Da ruht Luischen sanft und fein, —
 Gott wird ihr Beistand sein.

Geehrte Anwesende! Zum Schlusse wollen Sie mir gestatten, ein Gespräch wiederzugeben, das ich mit anhörte! Dasselbe hat zwar nichts von Mythenbildung an sich, — stellt aber gerade durch die erstaunliche Nüchternheit der Auffassung ein interessantes Gegenstück zu der sonstigen Überschwänglichkeit vor.

„Besinnt Er sich noch auf den König Friedrich Wilhelm IV., als der durch Maldeuten kam?“

„Mein Gott, wie sollt' ich mich nicht darauf besinnen können! Ich hätt' ja beinah' den Tod dabei leiden müssen.“

„Wie kam das?“

„Na, hören Sie, bei so 'nem Gerenn' und Gestoss', wie das war! Da lief ein Mann so gegen mich, dass ich hierhin un er dahin flog; wir schlugen rücklings auf die Erd', dass wir beid' wie damlig waren.“

„Kriegt' Er nich den König zu seh'n?“

„Ja, — der sollt' in Maldeuten anhalten; oder (aber) er hielt erst in Zölp an. Als er in Maldeuten durchkam, sahen wir ihn. Mein Gott, er war 'n Mensch wie wir, hatt' 'n blaues Mantelchen um un 'n rotes Mützchen auf. Als er näher kam, klappten sie den Wagen hinten 'runter, damit man ihn seh'n konnt'. Oder (aber) er jagt' wie 'n Wilder durch. Wetche (Einige) knie'ten sich hin un thaten sehr; oder (aber) sie werden doch nich viel geseh'n haben. Un mir kost's beinah' das Leben. In Jäskendorf blieb er oder (aber) 'n halben Tag sitzen.“

„Nach Schnellwald' sollt' er auch kommen. Wir mussten da die Stein' ausheben un den Weg nach Schliew' gleich machen; oder (aber) der König kam nich.“

„Ja, sie schmetterten mit ihm so durch die Gegend, dass ihn metch' (manch') Einer nich geseh'n hat.“

„Mein Gott, ein König is doch anseh'nswerth.“

„Ich weiss das noch ganz deutlich von Maldeuten. Die Diener klappten das Verdeck hinter ihm 'runter, un der Herr, der neben ihm sass, missert' ihn auf (ermunterte ihn) und stiess ihn mit dem Ellen-

bogen an, denn er war eingeschlafen. Oder (aber) der König sagt: „Die Zeit erlaubt es nicht! — Die Zeit erlaubt es nicht, zu bleiben!“ Es wurd' also nich angehalten. Un immer Carrière, Carrière ging's weiter. Bei Allenstein sollen sie ihn — denk' ich — mit dem Wagen umgeworfen haben.“

„Na, einmal kam er auch nach Saalfeld.“

„Ja, das besinn' ich mich noch. Das war ein grosser Ausputz. Un Wagen! — ach, du mein Gott! Un Ehrenpforten auf der Strass', dass er da durchfahren konnt'. Die Mädchen standen mit Harken da und Kränze d'rauf; un die Männer mit Sensen. Ja, es war ein grosser, himmlischer Ausputz. Oder (aber) ich sag': das war nich gut; denn nu konnt' er doch nich seh'n, dass Armuth da war.“

Es handelte sich bei diesem Gespräche um zwei Besuche des Königs; am 30. Juli 1851 hatte die Fahrt durch Maldeuten, im Juni 1854 die Fahrt durch Saalfeld stattgefunden.

Vielleicht genügten diese eiligen Besuche nicht, um an die Person des Königs volkstümliche Erzählungen zu knüpfen; vielleicht hat uns aber auch der Zufall bis jetzt solche vorenthalten.

Für Kaiser Wilhelm II. ist wahrscheinlich eine reichliche Mythenbildung zu erwarten; sein häufiger Aufenthalt in Ostpreussen wird manchen unbewussten Dichter im Dorfe anregen. Schon jetzt geht mancherlei von Mund zu Mund; es hat aber noch den Schein der Möglichkeit an sich und gehört deshalb nicht hierher.

Als der Kaiser im Frühling 1889 in Prökelwitz war, sagte unser alter Jäger: „Na, nu muss der junge Kaiser doch sein Land durchreisen un seh'n, was er eigentlich hat. Herr Gott, der hat doch wohl sein Leiden, wie wir alle! Jeden Tag so zu diktieren, wie's im Land sein soll.“

Natürlich beschränkt man sich auf richtige Märchen, wenn man z. B. davon spricht: dass ein König die Krone ungefähr so trägt, wie ein Arbeiter die Mütze, nämlich immer; oder dass der Fürst in vergnügter Stimmung plötzlich die Regierung an einen Andern abtritt; — aber schon aus meinen in der Eile zusammengetragenen Mitteilungen werden Sie, geehrte Anwesende, erkennen, welcher Art die Vorstellungen sind, aus denen heraus sich Geschichten — wie die erwähnten — bilden.

Um Sie nicht zu sehr zu ermüden, will ich es hiermit genug sein lassen, obgleich der Stoff noch weiter ergiebig wäre. Ich muss mir aber auch etwas vorbehalten für den Fall, dass mich wieder eine Aufforderung, hier vor Ihnen zu sprechen, überrascht.

Elisabeth Lemke.

Kleine Mitteilungen.

„Thüren.“

(Aus einem Exkursionsbericht des Märkischen Museums.)

In Friedrichshagen, dem bekannten im Nieder-Barnimer Kreise belegenen Berliner Vorort, wird noch jetzt von alten Ortseingesessenen erzählt, dass am Südufer des Grossen Müggelsees, ungefähr gerade gegenüber dem Dorf, eine verschollene, Thüren genannte Dorfstelle liege. Da ich oftmals das Südufer des Sees von Rahnsdorf ab nach Westen zu begangen habe, so war mir seit lange eine am Seestrand belegene, zur Grossen Bürgerheide gehörige Stelle bekannt, wo in Menge Ziegelklein herumliegt und gelegentlich von den Wellen des heut stürmisch erregten gewaltigen Landsees in abgerollten Stücken ausgeworfen wird. Die Hauptstelle ist ziemlich genau zu finden, wenn man von der Fischerhütte des zwischen dem Kleinen und Grossen Müggelberg belegenen Teufelsees eine Linie in nördlicher Richtung bis zum Seegestade zieht; vom Endpunkt westlich entlang der Schar und dem Vorufer zeigen sich zahllose Backsteinbrocken.

Das Mitglied der „Brandenburgia“, Herr H. Maurer, der mich zuerst auf den Namen Thüren vor Jahren aufmerksam machte, teilte mit, dass eine ältere in Friedrichshagen ansässige Verwandte von ihm an der Stelle des alten Thüren in ihrer Jugend Mauerwerk gesehen haben wolle.

Mehrere Mitglieder der „Brandenburgia“, darunter der vorgenannte Herr, machten sich heute mit mir daran, das alte Thüren aufzusuchen. Es war eine stille Bucht, ausnahmsweise mit festem steinbestreuten Kiesboden, während sonst vielfach verschilftes Sumpfufer der südlichen Müggel vorlagert. Still und einsam war es hier, doch schallten während unserer Erforschungsarbeiten die Klänge der Audorff'schen Arbeiter-Marseillaise herüber. Wohl an 10 000 Berliner feierten heut Ferdinand Lassalles Geburtstag im Müggelschloss, in dessen Umgebung zahlreiche rote Fahnen mit der Inschrift „Hoch Ferdinand Lassalle“ im Winde flatterten.

Von Mauerwerk konnten wir nichts finden, dagegen lagen viele einzelne Mauersteine, von denen einige das heutige gesetzliche Maass überschritten, im Boden zum Teil übereinander, allein ohne dass wir Mörtel daran feststellen konnten. Einige Ziegel waren in einem braunen Farbenton gebrannt, der hierorts jetzt nicht üblich ist. Zahllose Ziegelschlacken waren herumgestreut. Gefässreste, welche sonst so sichere chronologische Schlüsse erlauben, vermochten wir leider nicht zu finden. Das Ganze machte auf uns den Eindruck einer ehemaligen Ziegel-Ofenstelle, vielleicht der Platz, wo Mauer- und Dachsteine für den Bau der Kolonie Friedrichshagen gebrannt wurden. Da nun die Inschrift an der Erinnerungsbüste Friedrichs des Grossen in Friedrichshagen besagt, dass er den Ort am 31. Mai 1753 gegründet habe, so würden die Backsteinreste wenigstens zum guten Teil verhältnissmässig jung sein. Andererseits müssen die Kolonisten daselbst den Namen Thüren schon bei den Nachbarn, den Cöpenickern und Rahnsdorfern, vorgefunden haben. An Nahrung kann es einer Ortschaft Thüren nicht gefehlt

haben; der See bot Fischerei, die Berge Holz, Steine und Sand, ein ausgiebiger Wiesenwachs sorgte für Viehfutter. In älteren Urkunden wird Thüren nicht erwähnt, Mauerwerk und Hausstellen haben wir nicht aufzufinden vermocht.

Nach alledem verbleibt der Name der Ortschaft Thüren am Grossen Müggelsee bis auf Weiteres noch ein ziemlich leerer Schall.

Sollten die nagenden Wellen des Müggelsees, die alljährlich Land abspülen, die alte Dorfstelle bedecken?

Friedrichshagen, Sonntag den 27. August 1893.

E. Friedel.

Angenageltes Falschgeld (vgl. Jahrg. I, S. 104): „Der Kaufmann sortiert mit seiner Frau das eingenommene Geld und schlägt die falschen Silberstücke zornig mit einem Nagel an den Ladentisch, zur eindringlichen Warnung für alle unsicheren Zahler.“ In der Provinz Posen vgl. Gustav Freytag „Soll und Haben“ 2. Bd. S. 116. F.

Die „Donau“ in der Mark Brandenburg. In einem alten Buch: „Reales Staats-, Zeitungs- und Konversations-Lexikon“, Leipzig 1722, fand ich heut folgendes hydrographische Kuriosum:

„Röricke, kleiner Fluss in der Neu-Marck Brandenburg, welcher bei Königsberg vorbeyst, und sich hernach in die Donau ergießt.“

Bekanntlich verhält sich die Sache so wie „Augustini Kehrberges Erleuteter Historisch - Chronologischer Abriss, der Stadt Königsberg in der Neu-Marck“, 3. Aufl., Berlin 1725, S. 10, sagt:

„Was den Röricke-Fluss anlangt, so entspringet er eine starcke Meile von hier, aus dem bekannten Röricke-See bey der Stadt Schöneffluss, fließt bey dem Dorffe Röricke eine halbe Meile von uns, und von dannen bey der sogenannten Neuen-Mühle auf die hiesige Draussen- und Vierrade-Mühle, und also neben die Stadt Nord-werts hin nach dem Gerichts-Berge, hinter welchem sie ihren Lauff mit einer ziemlichen Krümme nach den Nahausischen Gränzen nimmet, sich bey der unlängst erbauten Reichenfeldischen Mühle mit der Mantentz oder dem Bache aus dem Mantel-See conjungiret und endlich in die Oder fällt.“

Königsberg N./M., 10. September 1893.

E. Friedel.

Der Büttelstein zu Königsberg N./M. Kehrberg a. a. O. S. 38
 „Auf der anderen Seiten des Rulandes [auf dem Markt], gegen dem Eingange zum finstern Keller lag ein ebener Stein, fast von der Breite und Höhe eines Tisches, so dass wohl 6 Personen darauf stehen konnten, der Bädeler oder Büttel- und Kaack-Stein genannt. Ob vormahls von demselben über die Malefiz-Personen nach Brechung des Urthel-Stabs (welches vorm Rath-Hause bald bey der Stätte des Büttel-Steins geschieht) das Zeter geschryen worden, nach den Sätzen des Sächsischen Rechts; Oder ob der Scharfrichter bey andern Actibus und Abstraffungen der Missethäter, sich des Steines bedienet, überlasse ich andern zu entscheiden. — So viel weiss

man, dass der Stein von lange Zeit weiter zu nichts gedienet, als dass theils die müssigen Gassen-Buben, um und auf denselben vielfältige getumultuirt, theils manches Gesinde zur Nacht-Zeit, todte Schweine, Hunde, Katzen und dergleichen darauf gelegt: um nun solche ärgerliche Spectacula zu verhindern, ward er, bey letzterer Pflasterung des Marekts, an seinen Ort versencket.“

Ein solch grosser Stein lag auch bei dem nunmehr im Märkischen Museum befindlichen hölzernen Roland von Zehden in der Neumark auf dem Markt nahe dem Rathause (vgl. a. a. O. S. 36). E. Fr.

Mit Bezug auf die von Herrn Kustos Buchholz S. 202 beschriebenen Façon-Steine möchte ich auf eine Anregung des Herrn Stadtrat Friedel einige Notizen aus Darwins Reise, herausgegeben von Prof. Dr. A. Kirchhoff, Halle, Hendel, 1893, S. 76, anführen. Darwin erzählt dort von dem Leben der indianischen Familien in den Pampas von Südamerika: „Die Männer gehen in den Krieg, auf die Jagd, besorgen die Pferde und verfertigen das Reitzzeug. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen im Hause ist Steine aneinander zu schlagen, bis sie rund werden. Die Bolas (= Kugel spanisch) sind eine sehr wichtige Waffe des Indianers; denn mit ihnen fängt er sein Wild und auch sein Pferd, das frei durch die Ebene schweift. Wenn er kämpft, so versucht er vor allem, das Pferd seines Gegners mit den Bolas niederzuwerfen (und wenn der letztere sich durch den Fall verwickelt hat, ihn mit dem Chuzo (Speer) zu töten. Da das Rundmachen der Steine zwei Tage Arbeit erfordert, so ist das Verfertigen der Bälle eine sehr gewöhnliche Arbeit.“ S. 47 giebt er einige weitere Details, indem er schreibt: „Die Bolas oder Schleuderbälle sind von zweierlei Art: Die einfachste, welche hauptsächlich zum Fangen der Straussen gebraucht wird, besteht aus zwei runden, mit Leder bedeckten Steinen, die durch einen dünnen, geflochtenen und ungefähr 8 Fuss langen Riemen verbunden sind. Die andere Art unterscheidet sich nur dadurch, dass sie drei Bälle besitzt, die vermittelst des Riemens in einem gemeinsamen Mittelpunkt vereinigt sind. Die Grösse und das Gewicht dieser Bälle ist verschieden, je nach dem Zweck, für den sie gemacht sind; sind sie von Stein, wenn auch nicht so gross als ein Apfel, so werden sie doch mit solcher Kraft geworfen, dass sie zuweilen selbst das Bein eines Pferdes zerbrechen. Ich habe sie von Holz und so gross wie eine weisse Rübe gesehen, um Tiere zu fangen, ohne sie zu verletzen. Bisweilen sind sie von Eisen und diese können am weitesten geworfen werden.“ Zache.

Nochmals die Muggel (Kröte). Gestatten Sie mir die Richtigstellung eines Faktums, welches ich in dem hiesigen Verein für Volkskunde erwähnt habe, über welches aber von den Zeitungen s. Z. ein ungenauer Bericht gegeben wurde, der dann auch den Notizen in der Brandenburgia S. 141 f. und S. 182 z. T. zu Grunde liegt.

In einer Sage, die mir aus Liepe bei Rathenow mitgeteilt wurde, ward die Kröte Muggel genannt (nicht Mummel oder Muckel, wie in den Zeitungen stand). Da ich bei meinem früheren vielfachen Verkehr in dem Havellande den Namen nie gehört, interessierte mich die Sache, und ich suchte die Ver-

breitung dieses Names festzustellen. Es ergab sich, dass er nicht bloss in Liepe, sondern auch in einer Zahl genau bestimmbarer Dörfer im Süden des Havelländischen und Nauener Luhs volkstümlich üblich ist, dann auch meist mit dem Zusatz Erdsche (Erd-) als Erdsche-Muggel sich noch über die Havel hinaus durch die Jerichowschen Kreise zieht.

Wenn ich die mit der Sache zusammenhängenden Recherchen als vollständig abgeschlossen glaube ansehen zu können, werde ich weiter die Sache erörtern, für jetzt möchte ich nur schon folgende Bemerkungen machen.

Fast kein Tiername zeigt in Deutschland noch eine so „geographisch“ sich scharf abschliessende Gruppierung als die volkstümlichen Bezeichnungen für Kröte: Padde in Pommern und Rügen*), Huksche in der Priegnitz, Lork in der Altmark, im Harz und im südlichen Teile Niedersachsens, im nördlichen Üze, in der Ober-Pfalz Hetsch, in Tyrol Hötsch u. s. w.). Deshalb wird die jetzt bekannt werdende Gruppe „Muggel“ besonders auch ethnologisch bemerkenswert.

Der Strich ferner, in dem dieser Name erscheint, enthält gerade viel charakteristische Reminiscenzen eigentümlicher Art an deutsches Volkstum in Sagen und Gebräuchen. Es ist die Gegend, wo besonders noch die aus dem deutschen Heidentum herstammende „Frau Harke“ sich in dieser Hinsicht in der Tradition erhalten hat, die sich dann z. T. bis nach Obersachsen hinzieht (s. Kuhn und Schwartz. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus dem Munde des Volkes gesammelt. Leipzig 1849). Spricht dies schon für den deutschen Charakter auch des Namens Muggel, so wird dies noch dadurch bestätigt, dass das Slavische, an das man in der Mark bei allem Besonderen nur zu gern sofort zu denken geneigt ist, nach den mir gewordenen Mitteilungen keine Anlehnung irgend welcher Art dafür bietet, hingegen eine deutsche sich noch findet, indem an der Eifel der Name Muck oder Mock für „Kröte“ gleichfalls in einem ziemlich grossen Strich auftritt, wovon Muggel nur ein Deminutivum zu sein scheint: eine merkwürdige Erscheinung, so dass ein freundlicher Berichterstatter von dort, bei seinen Mitteilungen zur Sache an mich, die Frage aufwirft, ob nicht das Wort vielleicht in jenes Grenzgebiet durch die Sachsen, die Karl der Grosse in den Ardennen angesiedelt habe, gekommen sei**).

W. Schwartz.

Alte Nachricht über Beinbruchstein und Tuffstein beim Brunnen zu Freienwalde a. O. Th. Ph. von der Hagen: Beschreibung der Stadt Freyenwalde, des dasigen Gesundbrunnens und Alaunwerks, Berlin 1784, erzählt S. 64 Folgendes:

„Lehmann hat auf dem Berge, woselbst ehemals das königliche Lustschloss gestanden, eine Art Osteocolla, welche sich besonders an den Wurzeln des vorangeführten Convolvuli und Clinopodii angesetzt hatte, ge-

*) In der Mark bezeichnet Padde den Frosch.

***) Auf verschiedene, z. T. briefliche Anfragen bemerke ich, dass der Name „Müggel“ für den im Osten von Berlin liegenden grossen See vielleicht mit Muggel zusammenhängen könnte, aber erst die weiteren Vermittlungsglieder dafür zu suchen wären.

funden*), welche dahero zwar nicht allzustark, doch schön weiss, und im Sande noch ganz weich und spröde, von der Luft aber geschwinde erhärtet und feste geworden ist. — An dem Fusse des Berges hat er grosse Stücke von einem gelben ockerhaften Tophstein mit überzogenen Holz und schönen Abdrücken von Blättern gefunden. In und bey diesen Tophsteinen trifft man nicht selten 3 bis 4 Linien lange Schnecken an**), obgleich weder versteinert noch calcinirt.“ (Mitgeteilt vom Märkischen Museum.)

„Bis in die Puppen.“ Ich las früher öfter und erst neulich wieder, diese Redensart sei berlinischen Ursprunges und bezöge sich auf die „Puppen“, welche ehemals am Grossen Stern standen. Im Nachfolgenden will ich meine eingene Ansicht, welche ich über diese Redensart hege, aussprechen, die freilich wesentlich von der vorstehenden verschieden ist.

1. Die Redensart „bis in die Puppen“ ist nur zu allgemein in Norddeutschland (ob in Süddeutschland, weiss ich nicht) verbreitet und auch in den abgelegensten Orten zu bekannt, als dass sie von Berlin allein ihren Ausgang genommen haben sollte. Als Kind verband ich mit der Redensart „bis in die Puppen“ stets den Begriff „bis in die Dachfirste“. Dazu kam ich auf folgende Weise:

„Puppen“ nennt man vielfach, wenn nicht allgemein, in Norddeutschland die auf Strohdächern sich befindenden gedrehten, mit rundlichem Kopfe versehenen Strohgebilde (Strohwise), welche auf dem Ziegeldache durch die „Firstenziegel“ vertreten werden. Diese „Puppen“ sitzen reitend auf der Dachfirste.

In meiner Heimat (Oderbruch) sagt man bildlich: „Der geht bis in die Puppen“, „der steigt bis in die Puppen“ (von jemand, welcher hoch auf einen Baum steigt, aber auch vom Luftballon) etc. Ich meine nun, dort, wo es Strohdächer mit „Puppen“ giebt, wird die Redensart entstanden sein, und dort wird man sie, wenn wörtlich genommen, so verstehen, wie ich sie als Kind verstand, und wie ich heute noch meine, dass sie verstanden werden muss.

In manchen Gegenden Deutschlands stellt man das gemähte Getreide in „Puppen“ auf.

2. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich noch, dass wir (am Rande des Oderbruches) mitten im Walde stehende, mit Vasen gekrönte Säulen „die Puppen“ nannten.

*) „An Pflanzen wachsen daselbst am häufigsten., *Convolvulus silvestris flore albo* oder wilde Winde oder Zaunglocke mit weisser Blume. — *Clinopodium minus*, kleine Wirbeldoste oder wilde Basilien“ a. a. O. S. 63. — Meisthin bilden die *Osteocolla* sich an Kienwurzeln.
E. Fr.

**) Es handelt sich um recente Land- und Süsswasser-Schneckengehäuse, welche hinunter gefallen waren und von dem ockerfarbigen kalkhaltigen Tropfwasser allmählig mit einer Kalktuff- oder Sinterschicht überzogen wurden. Ein Vorgang, den man bei ähnlich mineralischen Quellen nahe Buckow in der sogen. Märkischen Schweiz beobachten kann.
E. Fr.

Könnte nachgewiesen werden, dass auch die Weichbilder*) (Ortsbilder) hin und wieder Puppen genannt wurden, so würde „bis in die Puppen“ auch bedeuten können: bis an die Weichbildgrenze (wo die Weichbilder aufgestellt wurden). Die Redensart würde sicher aber auch in diesem Falle uns nicht zwingen, ihren Ursprung in Berlin zu suchen. Der Berliner mag freilich später diese in Deutschland weit verbreitete Redensart sich lokal umgedeutelt haben.

W. Hartwig.

Bücherschau.

Zur Geologie der Mark:

1. Abhandlungen der Königlich Preussischen geologischen Landesanstalt. Neue Folge, Heft 14. Zusammenstellung der geologischen Schriften und Karten über den ost-elbischen Teil des Königreiches Preussen mit Ausschluss der Provinzen Schlesien und Schleswig-Holstein. Abgeschlossen am 1. April 1893. Von Dr. phil. Konrad Keilhack, königlicher Landesgeologe zu Berlin. Herausgegeben von der Königlich Preussischen geologischen Landesanstalt. Berlin 1893.

Die Arbeit ist, soweit ich das beurteilen kann, d. h. soweit sie sich auf unsere Provinz bezieht, eine ausserordentlich sorgfältige. Ausserdem ist der Plan derselben ein sehr zweckmässiger. Der Herr Verfasser teilte das Material in eine sehr grosse Anzahl von Abschnitten, in welchen alsdann wieder eine neue Sichtung vorgenommen wurde, so dass jeder, welcher das Werk benutzen will, von einem bestimmten Punkte aus, rückwärts schreitend, in kurzer Zeit sich die Litteratur eines Gegenstandes zusammenstellen kann.

2. Der Koschenberg bei Senftenberg von Herrn Konrad Keilhack in Berlin. Jahrbuch der königlich preuss. geologischen Landesanstalt für 1892, Berlin 1893. S. 177.

Dieser südlichste Punkt unserer Provinz wird für jeden unserer Gesellschaft von Interesse sein, und das Märkische Museum bewahrt Gesteinsproben von ihm auf, welche Herr Stadtrat Friedel gesammelt hat. Wir begrüessen deshalb diese Arbeit mit besonderem Dank, da sie zum ersten Mal eine umfassende Beschreibung des Berges giebt. Es wird daher wohl entschuldigt werden, wenn ich etwas genauer auf die Details eingehe. Ist er doch einer der wenigen Punkte, an welchen festes Gestein in die Sandbildungen des Diluviums hineinragt, und der einzige, wo in der Mark Eruptivgesteine zu Tage treten. Das feste Gestein ist eine feinkörnige Grauwacke und das Eruptivgestein ist ein Granitit- und ein Diabasgang. Dort, wo der Granititgang auftritt, ist die Grauwacke z. T. in hornfelsartiges Gestein umgewandelt, so dass wohl eine contactmetamorphische Erscheinung vorliegt. Auf dem Diabas geht heute der Hauptsteinbruchsbetrieb des Berges um. Überdeckt wird der Berg von Diluvium und zwar tritt dasselbe hier als eine

*) Ich bringe Weichbild nicht mit Weihbild — geweihtes Bild —, sondern mit altsächs. wie (lat. vicus) = bewohnter Ort, Flecken, Dorf zusammen (nach Weigand, 2. Aufl., p. 1067).

$\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ m mächtige Lokalmoräne auf, d. h. es besteht fast ganz aus Grauwackenbruchstücken, die durch ein lehmiges Bindemittel verkittet sind, und zwischen denen sich unregelmässig verteilt auch nordische Feuersteine finden. Herr Keilhack nimmt deshalb an, dass „das nordische Inlandeis die Kuppe noch überkleidet hat und den Verwitterungsschutt, mit dem sie bekleidet war, zu einer Grundmoräne aufgearbeitet hat; dagegen scheint die eigentliche nordische Grundmoräne den Berg nicht überzogen zu haben; vielmehr wurden nur verhältnismässig wenige kleine Gesteinsstücke im Eise mit über den Berg genommen und der neugebildeten Grundmoräne einverleibt.“ Auch Geschiebelehm findet sich an einer Stelle, ebenso Thon. Der Geschiebedecksand dagegen ist das verbreitetste Diluvialgebilde der Umgegend des Koschenberges. Die Gerölle desselben sind zum grössten Teil südlicher Herkunft. Unter dem Diluvium ist auch das Tertiär in einigen Sandgruben aufgeschlossen. Der Koschenberg ist 176,4 m über dem Meere erhoben, und einen Kilometer weiter südlich ragt ein kleinerer, namenloser Berg bis 130 m empor, welcher genau dieselben geologischen Erscheinungen zeigt. Für einen Besuch des Koschenberges empfiehlt es sich, die Eisenbahn bis Hohenboka zu benutzen. Zache.

Fragekasten.

Zu Seite 182:

1. „Huksche“ heisst in der Rheinsberger Gegend bei den Landleuten die Kröte (Erdkröte). Diese Benennung hängt, wie schon Herr E. Handtmann bei „Huckel“ bemerkte, sicher mit hucken (hocken) zusammen.

2. „Kretur“ ist im Oderbruche (Wriezener Gegend) nicht bloss die Bezeichnung für Tier im allgemeinen, sondern ist auch für den Menschen ein Schimpfwort, etwa dem Berliner „Geschöpf“ entsprechend.

3. „Nuck“, „Nucke“, „Nuckchen“, „Nuckel“, „Nucks“ (ebenso mit M anlautend) ist in unserer Provinz nicht allein die Bezeichnung für ein kleines Schweinchen, sondern auch für Kaninchen, Meerschweinchen etc. Ich würde diese Namen von dem mucksenden, murksenden Tone der Tiere ableiten. Ein „Muckebold“ könnte dann auch ein Wesen sein, welches „muckst“, „muckt“. Das Wort könnte also ebenso gebildet sein, wie Tückebold, Trunkenbold etc. Andernfalls könnte es aber auch gebildet sein, wie „Schillebold“ = Wasserjungfer, Sibelle oder wie das engl. Wort „Adderbolt“ (wörtl. Natterbolzen) = Schillebold, Libelle.

4. „Murcks“ ist in meiner Heimat (Oderbruch) die Bezeichnung für Frosch (Wasserschwamm). Man sagt dort auch: die Frösche (Padden) „murcksen“, besonders von den Weibchen, welche bekanntlich nicht quaken. Man sagt daselbst aber auch zu einem Kindchen „kleiner Murcks“. Können wir nicht auch Mureks mit Muck und Nuck zusammen bringen? Nach dem Tone welchen die Wesen von sich geben? Ich glaube: ja. W. Hartwig.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 13. (3. Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 24. Januar 1894.

1. Der II. Vorsitzende Stadtrat Friedel eröffnete die Sitzung. Der I. Schriftwart F. Meyer verlas das Antwortschreiben unseres Ehrenmitgliedes Gymn.-Dir. Dr. Wilhelm Schwartz auf den Glückwunsch zum 50jährigen Doktorjubiläum.

2. Demnächst sprach Mitglied Wilibald von Schulenburg über
den Spreewald und die Spreewald-Wenden.

Dieser Vortrag wird später ausführlich erscheinen.

3. Der Redner streifte und rügte dabei die Behauptungen panslavistischer Schriftsteller, welche dahin gehen, dass das in Frage kommende Gebiet zwischen Oder und Elbe, darunter das Spreewaldgebiet von jeher slavisch, also auch, wie neuerlich wieder von jener Seite behauptet worden, das Semnonen-Volk nicht germanisch, sondern slavisch gewesen sei.

Stadtrat Friedel bemerkte hierzu, dass man dabei gern den Burger Schlossberg als Beweisstück aufführe, weil in demselben neben zweifellos wendischen Scherben, auch viel ältere („semnonische“) Gefässe, ja selbst neolithische Reste vorkämen. Man übersähe dabei aber panslavistischerseits immer die zwei Hauptgegenbeweise, einmal die gähnende Lücke unter den Altertümern, welche in der Völkerwanderungszeit zwischen 250 und 550 einträte, und dann die ungemein grosse Verschiedenheit, welche zwischen den zweifellos wendischen Erzeugnissen des 10., 11. und 12. Jahrhunderts n. Chr. und den Erzeugnissen der Epochen vor der Völkerwanderung, d. h. in der neolithischen Zeit, Hallstattzeit, la Tène Zeit und der provinzial-römischen Zeit herrsche. Die besten wendischen Erzeugnisse wären gegen jene viele Jahrhunderte älteren so in der Technik, Form, Verzierung und Ausstattung zurückstehend, dass wenn die Völker jener früheren Epochen slavisch gewesen seien, ein fortwährender unermesslicher Rückschritt und Verfall der slavischen Kultur in den Landen zwischen Oder und Elbe stattgefunden

haben müsse, woran doch kein besonnener Forscher denken werde. Dagegen erklärten sich jene kulturgeschichtlichen Unterschiede leicht, sobald man das Erscheinen der Slaven in unserer Gegend erst von der spätern Völkerwanderung, also in der bei den deutschen Gelehrten herkömmlichen Weise datiere. Es sei bedauerlich, dass der nationale Fanatismus in den slavischen Kulturgeschichtsfragen noch jetzt bemüht sei, die Wahrheit der Thatsachen vom slavomanen Standpunkt aus zu trüben. —

4. Herr Buchholz hatte aus Anlass des von Schulenburg'schen Vortragsgegenstandes eine grosse Anzahl im Märk. Prov.-Mus. befindlicher Spreewald-Bilder ausgestellt, welche das Wendentum der jüngsten Vergangenheit, Menschentypen, Trachten, das Thun und Treiben, die Wohnstellen und deren Landschaften, in umfassendster Weise illustrieren. Darunter befinden sich nicht allein Photographien, Lithographien u. dgl., sondern auch viele Gemälde und Zeichnungen, von denen namentlich die Studien Adolph Burger's zu erwähnen sind. Einzelne Trachtenstücke, z. B. eine Braut-Haube (hupatz), ein Trauer-Laken, eine Brautführerschärpe, eine jetzt jedoch nicht mehr übliche Nationalmütze (bobrowka), wie sie die männliche Spreewaldwelt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts trug, wurden mit vorgezeigt. —

Aeltere Trinkgefässe aus dem Berliner Rathaus.

5. Herr Buchholz: Unter den wenigen uns erhalten gebliebenen rathäuslichen Kleinkunst-Gegenständen aus der Kurfürstenzeit befinden sich einige, die mit den ernsten Geschäften der Stadtverwaltung nichts gemein haben, vielmehr als gelegentliche scherzhafte Dotationen anzusehen sind, bestimmt, bei Festlichkeiten und Gelagen des Rats zur Belustigung zu dienen. Es sind dies die 3 hier vorliegenden Trinkgefässe, welche schon in dem vor 4 Jahren von mir bearbeiteten erläuternden „Verzeichnis Berlinischer Altertümer im Märk. Prov.-Mus.“ Seite 52 und 53 näher beschrieben sind.



Das älteste von diesen ist der Trinkbär, ein aus Silber getriebenes, ciseliertes und vergoldetes Gefäss in Gestalt eines aufrecht sitzenden Bären. In den Vordertatzen hält er im Anschlag ein Radschlosspistol, Hals und Leib sind umgürtet und am Leibgürtel hängt eine Falkentasche, aus welcher der Falke herauslugt. Der Kopf dient als Deckel und zwar greift derselbe in der Halsgegend dicht schliessend über. Nimmt man den Kopf ab, so sieht man an dem sonst verdeckten Falz in eingravierten Zügen die lateinischen Majuskeln „R. C.“ und in den ursprünglichen arabischen Zahlen die Jahreszahl „1467“. Weiter steht darauf in punktierten

Linien: „C. H. Richter 1684“. Nach der gotischen Form der Falkentasche und der Gürtelschliessen muss das Gefäss für eine Goldschmiedearbeit des 15. Jahrhunderts gehalten werden und die ältere Jahreszahl bezeichnet deshalb auch gewiss das Jahr der Herstellung; insofern die beiden Initialien als „Rat (von) Cölln“ zu deuten wären, würde daraus auch hervorgehen, dass das Gefäss vielleicht von diesem Rat dem zu Berlin gestiftet worden ist. Die jüngere Inschrift erklärt sich wohl so, dass der Bär, welcher bisher in ähnlicher Stellung eine Armbrust gehalten haben mochte, diese im Laufe zweier Jahrhunderte verloren hatte und dass sich dann 1684 ein Mitglied des Rats bewogen gefühlt hat, den Defekt durch eine zeitgemässere Waffe, das Radschlosspistol, zu verdecken, welche letztere Waffe damals allerdings schon veraltet und durch das Batterieschloss ersetzt war.

6. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts muss der Humor bei den Gelagen des Rats den höchsten Grad erreicht haben, denn zwei weitere Trinkgefässe zeugen davon:



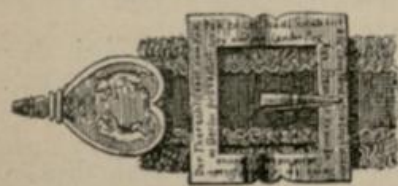
Ein Vexierbecher, vergoldeter Blechpokal, dessen Fuss die Form eines Adlers und Bären hat, die sich in aufrechter Stellung innig umarmen und küssen (Symbol für die herzliche Gemeinschaft der Städte Berlin und Kölln einschliesslich Friedrichswerder). Auf den Köpfen beider Tiere ruht der trichterförmige Becher, dessen Rand aber so tief von durchbrochener Arbeit ist, dass man den Inhalt nicht unmittelbar aus dem Becher trinken kann. Vielmehr steht der etwas offene Boden mit einem durch die Wandung nach dem Rand geführten Rohr in Verbindung, an dessen Tülle man saugen muss, um den Wein zu trinken. Es sind aber noch 2 andere solche Tüllen am Rande, die durch geheime Röhren mit der Höhlung des Bären und des Adlers in Verbindung stehen, welche Höhlung durch eine Oeffnung im Boden mit Wasser gefüllt wird. Der folgende aufgeschriebene Spruch deutet an, worauf es beim Gebrauch des Pokals ankommt: „Wen Adler und der Bär am Thomasfest sich letzen denkt mancher sich auch gern in höhern Stand zu setzen, doch wer die rechte Stell und Ort nicht finden kann, der trifft anstatt des Weins das reine Wasser an“. (Am „Thomas-tage“ (21. Dezbr.) fand alljährlich der Wechsel der Ratsmitglieder statt). Unter dem Fuss des Pokals steht die Jahreszahl seiner Stiftung „1690“ und die verschlungenen Buchstaben: R. V. B. C. F. (Räte von Berlin, Cölln, Friedrichswerder).

7. Das dritte Trinkgefäss, ein Schellen-Weinglas scheint in derselben Zeit, oder wenig später, dem Rat dediciert zu sein. Es ist ein, den jetzt gebräuchlichen Champagnergläsern ähnliches schlankes Glas, das aber nach unten nicht in einen Fuss ausläuft, sondern in einen



vergoldeten, in einer Kugel endigenden Silberbeschlag, so dass das Gefäß nicht stehen kann. Es muss zum Füllen in der Hand gehalten und dann auch bis auf die Nagelprobe geleert werden, ehe man es wieder, und zwar umgekehrt, auf den Tisch setzen kann. Möglich, dass es auch beim Umtrunk von Hand zu Hand gehen musste und niemand es auf den Tisch setzen sollte, bevor es nicht wieder beim Vortrinker anlangte. Die Kugel dient zugleich als Schelle, um anzumelden, dass das Glas geleert ist und neuer Füllung bedarf.

Berliner rathäusliche Erinnerung an den Grossen Kurfürsten.



8. Im Anschluss an diese rathäuslichen Gegenstände lege ich auch zugleich das Band vor, an welchem der Rat von Berlin im Jahre 1643 dem aus Ostpreussen heimkehrenden Grossen Kurfürsten die Schlüssel der Stadt überreichte. Dies Schlüsselband ist aus schwarzem Sammt, 52 cm lang, 2,5 cm breit, beide Ränder waren mit echten Perlen reich besetzt, die aber im Laufe der Jahre zum grossen Theil abgefallen sind und deren Reste jetzt in einem besonderen Gläschen aufbewahrt werden. Auf dem silbernen Endbeschlage sind 2 Bären, einen Kurfürstenhut hoch haltend, eingraviert, während auf der ebenfalls silbernen Schnalle folgende Legende steht: „Als Churfürst Friedrich Wilhelm aus Preussen kommen — Seind ihm an diesen Band Gott helff mit Glück und Frommen — Der Thorschlüssel vom Rhat in Berlin Praesentiert — Das er der Stadt Schutzherr sey und des Landes Zierdt. — Dies ist also eine der wenigen Reliquien Berlins, welche mit stadtgeschichtlichen Vorgängen der Kurfürstenzeit in Beziehung stehen.

Medaille auf die Berliner Kurfürsten-Brücke von 1692.

9. Zum Schluss möchte ich Ihnen — mit Rücksicht auf den nun bald bevorstehenden Abbruch der Kurfürstenbrücke — eine Medaille vorzeigen, welche Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1692 auf die damals von ihm vollzogene Grundsteinlegung zur Brücke von seinem Münzgraveur R. Faltz schlagen liess. Die Medaille zeigt das Bild der Brücke in der noch jetzt bestehenden Form, jedoch zugleich mit den Figuren von 12 griechischen Gottheiten, wie das nach dem Vorbilde des pons triumphalis zu Rom, vom Kurfürsten und von seinen Architekten Nehring, Cayart und Schlüter geplant war. Auch das Reiterstandbild des grossen Kurfürsten ist darauf schon nach dem damaligen Plan dargestellt, obgleich es erst 1703 vollendet wurde. Interessant ist dies Bild der Brücke zugleich wegen der dabei befindlichen Perspektive der die beiden Spreeufer einfassenden Bauwerke und Strassen. — Herr

E. Friedel bemerkt hierzu: Erinnert darf hierbei wohl noch daran werden, dass der amtliche Name der Brücke bis heut dieser Tage „Lange Brücke“ lautet, obwohl der Lauf der Brücke auf die Hälfte gegen ihre ursprüngliche Ausdehnung durch die beiderseitigen Uferbauten verkürzt worden ist. Die Bezeichnung Kurfürstenbrücke ist erst seit dem Schlüter'schen Denkmal aufgekommen und zwar lediglich im Volksmunde, gerade wie die durch die Kaiser Wilhelm Brücke ersetzte frühere „Kavalier-Brücke“ im Volksmunde niemals also, vielmehr recht prosaisch „Sechser-Brücke“ genannt wurde, weil man für das Passieren sechs Pfennig zu zahlen hatte.

10. Es ist noch nachzutragen, dass am Schluss der Dezember-Sitzung Herr Stadtrat Friedel der Gesellschaft eine Anzahl von Aquarellen vorlegte, welche vom Mitglied Pütz angefertigt und ihr zum Geschenk überwiesen worden waren. Die Aquarellen stellen folgende Ansichten dar:

1. Blick vom Rande der Jungfernhaide über das Lange Fenn nach dem Norden von Berlin.

2. Blick von den weissen Sandbergen über die Nonnenwiesen nach Charlottenburg.

3. Motiv aus dem Pfefferluch bei Plötzensee.

4. Der sog. Schweinekopf, ein ländliches Wirtshaus auf freiem Felde in der Nähe des Johannisstiftes bei Plötzensee.

5. Partie an der Spree bei den Zelten.

6. Partie bei den Höhen von Westend, (Stelle der jetzigen Schleusen).

7. Die im Abbruch begriffene ehemal. Königl. Eisengiesserei, (Stelle des heutigen Museums f. Naturkunde).

8. Eine Photographie: Letzte Schiffbauerei im Weichbilde von Berlin bei der Moabiter Brücke. Aufgelöst 1892.

Herr Stadtrat Friedel sprach Herrn Pütz den Dank der Gesellschaft aus, indem er hervorhob, dass die Aquarellen von grossem Werte seien, da sie noch aus den siebziger Jahren stammten und Ansichten aus der Peripherie von Berlin zeigten, welche zum Teil heute längst überbaut wären.

Der Spreewald und seine Bewohner

von

Wilibald von Schulenburg.

Der Spreewald ist zwar sehr bekannt und wird alljährlich von Tausenden besucht, auch ist viel über ihn geschrieben und gesprochen worden, aber immerhin gehen noch eine Anzahl falscher Vorstellungen und unrichtiger Nachrichten über ihn um. In letzterer Hinsicht z. B.,

dass noch gewissermassen in unsrer Zeit eine wendische Prinzessin im Dorfe Kaminchen bei Straupitz gelebt habe, dann wie Haupt in seinem sonst so vortrefflichen Sagenbuch der Lausitz berichtet, in einer Mitteilung, die ihm nur von schlecht unterrichteten Deutschen zugegangen sein kann, dass noch heute zu Burg wendische Bauernfamilien das Bewusstsein ihrer fürstlichen Abkunft hätten und von den anderen in dieser Hinsicht anerkannt würden; ferner dass, wie Haupt nach mündlichem Bericht und älteren Schriften mitteilt, es eine alte Sage sei, „dass die Wenden in der Niederlausitz noch heut zu Tage ihren König unter sich haben, den sie gemeinschaftlich aus ihrer Mitte wählen, ihm Krone und Scepter zustellen und jährlich zu seinem Unterhalte eine Kopfsteuer entrichten. Sie erweisen ihm alle königlichen Ehren und gehorchen seinem Befehle.“ Alles Unsinn! Der Nebenkönig so heimlich, dass selbst die Wenden noch nichts von ihm erfahren haben. Aber es wird nicht bloss unter den Deutschen gedruckt, sondern auch mehr oder weniger geglaubt. Dahin gehört auch die ältere Nachricht, „der Grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg habe schon diesem im Verborgenen waltenden Könige eifrig nachforschen lassen“. Es sei ihm einst auch ein junger Mensch „als ihr König gezeigt worden“, den ein alter Bauer dann aber fortgetrieben, daher der Kurfürst der Sache nicht weiter nachforschen können. Und der Grosse Kurfürst, ein Fürst von solchem Scharfblick und so gewaltiger Thatkraft, sollte diesen merkwürdigen jungen Mann, den Nebenkurfürsten, den man ihm in seiner Nähe zeigte, nicht weiter haben zu Gesicht bekommen können!!

Dann aber erfreut sich der Spreewald einer ungewöhnlichen Berühmtheit, einer Berühmtheit, die weit hinausgeht über die Grenzen Deutschlands, ja selbst Europas, hat sein Ruf sich doch auch verbreitet auf der anderen Hälfte unseres Erdballs. Schon vor längeren Jahren erschien in der Zeitschrift Freund christlicher junger Männer zu Honolulu, im Königreich Hawaji in der Südsee eine eingehende Schilderung des Oberspreewaldes aus der Feder des Herrn Damon, der, früher bei der Hawajischen Gesandtschaft in Berlin, von hier aus den Spreewald kennen lernte. Aus nichts wird nichts und jede Wirkung hat ihre Ursache. Wenn der Spreewald eines solchen Weltrufs sich erfreut, dann müssen diesem Rufe auch bedeutungsvolle Ursachen zu Grunde liegen, die wir nicht allein in der landschaftlichen Schönheit suchen dürfen. Es giebt ja in der Mark Brandenburg manche für unser Volk und die Weltgeschichte bedeutungsvolle Stätten und doch haben sie nicht diese Berühmtheit des Spreewalds erreicht. Aber wohin auch im Oberspreewald der Schritt sich lenkt, überall beziehungsreiche, bedeutungsvolle Überlieferungen, und wohin immer der Blick sich wendet, alter, geweihter, heiliger Boden.

Wenn ich im Folgenden einige Mitteilungen über den Spreewald mache, so habe ich immer nur den Oberspreewald bei Lübbenau im Auge, nicht den Unterspreewald bei Lübben. Ich werde hierbei eine Anzahl Dinge berühren, die entweder thatsächlich falsch berichtet werden, oder aber vom Standpunkte meiner Auffassung aus mir irrig dargestellt erscheinen.

Es ist bekannt, dass der Spreewald aus einer Sumpfniederung besteht. Doch nach dem Anschein und gewissen Funden zu urteilen, haben einst grössere Süßwasserflächen hier gestanden. Sie verschwanden im Laufe der Zeit und es wuchs der Torf heran. So sehr nun der Spreewald als flache Ebene erscheint, so fanden sich doch vormals im Bezirke von Burg eine ganze Anzahl Berge vor, die fast sämtlich jetzt verschwunden sind, weil man die Erde abgegraben hat, um Äcker herzustellen aus nassen Wiesen und Sumpfboden. Ich habe diese ehemaligen Höhen, soweit sie im Anfang dieses Jahrhunderts dem Volke noch erinnerlich waren, verzeichnet auf meiner vorgeschichtlichen Karte von Burg.¹⁾ Indessen giebt es jetzt noch einzelne höhere Berge, so die Berge „hinter der Fabrik“ im Kirchdorfe Burg, dann den bereits sehr angelegten altheiligen Schlossberg, und die den Fremden wenig bekannte Wilischtscha. Ausser diesen Bergen (gora) gab es noch Horste (wendisch wotrow, zu Burg gesprochen wotschow), niedrige sandige Erhebungen im nassen Gelände und ebenso Kaupen (kupa). Auf diesen Horsten und Kaupen sind häufig die Häuser errichtet worden.

Durch die Sumpfwiesen zog, und zieht sich, vielfach eine Schicht Raseneisenstein, oft von bedeutender Mächtigkeit. Wo das Wiesenerz vorkommt, müssen es die Bewohner mühsam entfernen, damit das Gelände ertragsfähig wird. Die ausgebrochenen, oft sehr festen Blöcke, vielfach viereckig zugehauen, benutzte man früher als Unterlage für die Schwellen von Nebengebäuden und zum Bau der Mauern von Backöfen. Ebenso sieht man Raseneisenblöcke nahe über der Erde im Grundbau der Kirche zu Werben vermauert. Diese ältere Kirche gehört nach Bergau mit ihrem Langhaus dem Mittelalter an. Es müsste wunderbar zugegangen sein, wenn im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden den Bewohnern der Erzgehalt des Wieseneisens nicht aufgefallen wäre; das hiesse sie unter die Neger Afrikas stellen. Im vorigen Jahrhundert wurde nach Franz²⁾ Sumpferz von den Wiesen bei Burg, Werben bis Smogro hin nach Peiz gebracht, wo „ein ansehnlicher Eisenhammer und ein auf englische Art eingerichteter Hoherofen“ sich befand. Wenn im achtzehnten, so ist es sicher auch in früheren Jahrhunderten verwerthet worden, zumal die schlechtere Verbindung und grössere Abgeschlossenheit

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie. 1880.

²⁾ Franz, der Spreewald, Görlitz. 1880. S. 95.

älterer Zeit mehr noch auf die Ausbeutung der eigenen Landesschätze hinwies, wie ja die festen Erzblöcke beim Kirchenbau Verwendung fanden, zu Werben wie anderweitig in der Niederlausitz. Den damaligen kundigen Werkmeistern kann die Nutzbarkeit des Raseneisens nicht entgangen sein. Auf dem Gehöfte eines Bauern im Oberspreewald fand ich ganze Haufen Eisenstücke, soviel mir erinnerlich Schlacken, sicher nur von Raseneisenstein, die derselbe vom Burger Schlossberg her hatte. Da der Schlossberg bis in dem Anfang dieses Jahrhunderts nachweislich verwildert war, mit Dornengestrüpp überwuchert, so müssen diese Eisenmassen seit älterer Zeit, vielleicht seit dem Mittelalter dort gelegen haben. Es wäre sehr wohl denkbar, dass eine Ausbeutung des Raseneisens auch in vorgeschichtlicher Zeit stattfand. Dem scheint allerdings eine geschichtliche Nachricht zu widersprechen. Vor den griechischen Kaiser Mauritius,¹⁾ der sich auf einem Kriegszuge gegen die Avaren befand, wurden (595 n. Chr.) drei Gefangene gebracht. Sie sagten aus, sie wären Slaven, ihre Heimat liege am westlichen Ozean.²⁾ Man habe sie zum Chan der Avaren geschickt, der die Bundesgenossenschaft ihres Volkes gesucht, die man wegen der grossen Entfernung abgelehnt. Ihr Land bringe kein Eisen hervor. Immerhin möglich, dass grade das Land dieser Slaven am Meere kein Eisen hervorbrachte. Ich selbst habe mehrere schwammförmige Stücke Raseneisen gefunden in dem heidnischen Friedhof bei Müschen, der der Zeit vor Christus angehörte. Ob es im Feuer ausgebrannte Schlacken waren, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, doch möchte ich es fast annehmen. Die von mir der vorgeschichtlichen Abtheilung des Museums für Völkerkunde übergebenen Stücke sind dort fortgeworfen worden, ebenso wie Proben von jenem Schlossbergeisen, sodass eine nachträgliche Prüfung dieser unter Umständen werthvollen Kulturzeugnisse nicht mehr möglich ist. Da der Hügel Muschink aus Sand bestand, müssen sie von Menschen dahin gebracht sein, zumal man hier bei der Anlage und Ausstattung der Gräber nach bestimmten Rücksichten verfahren ist. Wendisch heisst das Sumpferz brylo (in Burg gesprochen brywo) und ruda. Ruda wird auch der rötliche oder gelbe Ockerschlamme vieler pflanzenreicher Sumpfgräben genannt, deren Wasser bei Frost erst später zufriert als offenes, klares fließendes. Möglich, dass Ortsnamen Rudow, z. B. bei Berlin herzu-leiten sind von dieser ruda, wofern nicht geschichtliche Urkunden, Ortsverhältnisse oder die rein patronymisch zu denkende Endung da-gegen sprechen können. Nach dem Zeugnisse des französischen Gelehrten Lenormant bedeute Eisen das Wort rauta unter den Finnen und ruda

¹⁾ L. Giesebrecht, Wendische Geschichten. Berlin 1843. I. S. 4, nach Theophylacti hist. VI, 2.

²⁾ Giesebrecht: „Hier am Ozean, wie die Römer das Baltische Meer bezeichneten“.

unter den Lappen und sei von da zu den Slavoniern und Litthauern als Name für dasselbe Metall, nämlich ruda gekommen.

Auch Bernstein fand sich bisher nicht selten, und in grösseren Stücken, doch zeigte fast aller, den ich sah, hochrotbräunliche Färbung.

Der Spreewald ist eine vollkommene Wasserlandschaft. Noch bei Kottbus fliesst die Spree in einem Flussbett, teilt sich dann im Ober-Spreewald in verschiedene Arme, die wieder durch zahllose Gräben und auch Kanäle mit einander verbunden sind. Dadurch wird das Wasser wohlthätig zurückgehalten. Jedenfalls verdankt die Spree bei Berlin dem Spreewald eine bestimmte Wasserfülle. Kein unglücklicherer Gedanke, als den Oberspreewald durch einen Kanal zu entwässern, wie das in einer Schrift der Geheime Regierungsrath Philippi verfochten hat. Der Spreewald wäre heute vielleicht als Moorstaub verfliegen. Diesem Gedanken redeten auch Leute in den Städten unterhalb des Oberspreewalds das Wort; er war nicht zum Heile des Spreewälder. Einzelne Fliesse sind tief, andere flacher und bereits versandet. Doch zu Zeiten fliesst das Wasser reissender in den hochangeschwellnen Wasserläufen. Mancher hat schon bei nächtlicher Finsterniss tief in den Fluten sein Ende gefunden und nach vielem Abmühen finden erst weit unten die besorgten Bewohner die Leiche.

Die Einwohner rühmen den guten Geschmack des Spreewassers, ebenso, dass Fische und Krebse davon so schmackhaft werden, angeblich, weil das Wasser über die Erlenwurzeln fliesse. Thatsache ist, dass die Fische sich durch Wohlgeschmack auszeichnen. Auch soll das Wasser der Spreearme schön machen, — Hautkünstler mögen dies vernennen —, die zarte Farbe und Feinheit der Gesichtshaut bei Mädchen und jungen Frauen bewirken, weil sie damit sich waschen. In wie weit das als Folge des Wassers, oder der bei Sonne getragenen Leinenkopftücher, oder vermutlich der reichlich genossenen Milchspeisen, und geringer Fleischkost anzusehen ist, lasse ich dahingestellt.

Natürlich ist es, dass bei solcher Wasserfülle die Pflanzenwelt üppig gedeiht, namentlich auch gewisse Baumarten. Unter diesen nimmt die erste Stelle die Erle ein. Sie ist der eigentliche Spreewaldbaum. Wohl nirgends im übrigen Deutschland sieht man Erlen von so hohem und schlankem, ja königlichem Wuchs. Es ist, als wollten sie in den Himmel hineinwachsen. Berühmt war lange Zeit die Königserle an der Mühlspree unterhalb Gasthaus Pank. Noch bevor sie (1893) eingegangen, hat sie Max Bittrich, der verehrte Dichter des Spreewald und der Lausitz, in einem Liede gefeiert. Max Bittrichs Gedicht hat dann der Tondichter Ed. Köllner zu Guben, für Männerchor mit Posaunenbegleitung, in Musik gesetzt, sodass die Nachwelt den schönen Baum in Wort und Sang feiern kann. Möchten alle ehrwürdigen Bäume ähnlich geehrt werden. Auch die Esche gedeiht üppig, doch nur eine

einzig alte, von gewaltiger Grösse und wunderbarer Pracht ihrer reich von unten nach oben wie allen Seiten entwickelten Belaubung war mir bekannt. Wer nie eine Esche von solcher Fülle sah, würde den Baum schwerlich von Weitem als Esche erkannt haben. Sehr verbreitet ist jetzt die Weide, doch meist nur gekröpft oder in jugendlich unentwickelter Form, und auch nur eines alten Weidenbaum von seltener Grösse und Schönheit der Formen entsinne ich mich in Burgkauper. Die Weide scheint überhaupt in der ganzen Mark sehr der Gering-schätzung verfallen, obwohl sie wie die Erle von unserer Wasserland-schaft unzertrennlich ist. Dagegen erfreut sich die Weide in Ober-bayern, wo das Volk treuer am Überkommenen und Volkstümlichen festhält, uns in dieser Hinsicht ein schönes Vorbild gebend, — eine Eigenart, die man sehr mit Unrecht in Norddeutschland als „Partikularismus“ bezeichnet, — noch der gebührenden Wertschätzung, und wird auch von den Malern künstlerisch gewürdigt. Auch die Eiche ist nicht selten. Viel gepflanzt wird in der Jetztzeit wegen ihres raschen Wachstums die sogenannte Schwarzpappel. Doch ist es nicht mehr unsere altdeutsche, z. B. in Oberbayern noch sehr allgemeine Schwarzpappel mit ihren schöneren Formen und höherem landschaftlichen Reiz, sondern, worauf mich zuerst Herr Dr. Karl Bolle aufmerksam machte, dieser vortreffliche Kenner der Natur des Spreewalds, die aus Amerika eingeführte *Populus canadensis*, die die altheimische fast überall verdrängt hat.

Ebenso wie die Pflanzenwelt ist auch die Vogelwelt reichlich vertreten. Jährliche Gäste waren und sind noch die stattlichen Kraniche. Ebenso ständig in den letzten Jahrzehnten noch die Rohrdommel, die dann verschwand. Ich selbst habe oft genug ihr dumpfes Hebenapen gehört, das von weitem fernem Kanonendonner oder dem Grollen des Gewitters gleicht, weshalb sie in malender Wortbildung wendisch hebump, wie in Mecklenburg Rodump, heisst. Wie sonst in Norddeutschland ist auch im Spreewald die Meinung, dass die Rohrdommel beim Ruf ihren Schnabel ins Wasser steckt. Allein trotzdem so viele Spreewälder von Klein auf den Vogel kannten, habe ich wenigstens nur einen alten Mann, einen aufmerksamen Naturbeobachter kennen gelernt, volkstümlich Kito Pank genannt, der bezeugen konnte, dass er als Knabe einst auf einem Baume sitzend, in seiner Nähe eine Rohrdommel bemerkte, wie sie vorher Luft einnahm und dann den Kopf in die Luft vorstreckend, ihre Laute ausstiess.

Reich war der Spreewald vordem an Fischen. Die Alten wussten nicht genug davon zu erzählen. Dasselbe gilt ja auch für andere Gegenden Norddeutschlands. Noch heute fischt alles im Spreewald, doch hat aus verschiedenen Gründen, namentlich wegen der Uebervölkerung, der Fischreichtum sehr nachgelassen. Eine Eigenart bildeten die Fisch-taucher; ich selbst habe noch welche gekannt. Wo man wusste: grössere

Fische bestimmter Art hatten im schlammigen Ufer der Fliesse ihr Lager, stieg der Taucher in das Wasser und griff den Fisch mit der Hand. Grössere Fische sind jetzt seltener geworden, doch habe ich während ihrer Zugzeit noch Jäsen von gewaltiger Grösse beobachtet, die im flachen Fließwasser nicht weiter konnten, sondern umkehren und tieferes Fahrwasser aufsuchen mussten. Rappen sollen nur selten vorkommen. Das Gelege überall in den Gräben und Flüssen ist für das Laichen günstig. Nicht selten sieht man noch heute beim lautlosen Fahren seitwärts vom Kahn die Hechte in den Flüssen stehen, ja einer, der vielleicht träumend im Wasser stand, sprang einst, überrascht im engen und flachen Fahrwasser, über den Bord in meinen Kahn, wie auch die grünen Wasserfrösche thun, deren ich früher von riesiger Grösse sah.

Jetzt, wie gesagt, hat die Fischerei sehr nachgelassen. Früher bildeten Fische, auch Krebse, eine Hauptnahrung der Bewohner, ebenso wie die Pferdebohne, die auf schmalen Beten im nassen Gelände, vor der Kartoffel vielfach gebaut wurde.

Der Verkehr im Spreewald wird hauptsächlich durch flache Kähne vermittelt, gezimmert aus Brettern, die man am Feuer erhitzt, um sie biegen zu können. Früher hatte man statt ihrer Einbäume, das heisst Kähne aus dem „Vollen“ ausgehört, aus ganzen Stammstücken oder Baumstämmen. So ist man noch gefahren im vorigen Jahrhundert bis in dieses hinein. Ich selbst sah noch einen Leiper im Einbaum über das Wasser eilen. Es war ein sehr schlankes, schwankendes Fahrzeug, gefährlich darin zu stehen, schoss aber sehr schnell durch das Wasser. Ebenso dienen dem Verkehr die zahlreichen „Bänke“ (wendisch lawa, zu Burg gesprochen wawa), brückenartige Stege aus Holz, so hoch, dass ein beladener Heukahn darunter wegfahren kann, errichtet von den Bewohnern in ihrem rühmensewerten Gemeinsinn überall da, wo Fusssteige eine solche Verbindung über die Wasserstrasse verlangen. Brücken für den Wagenverkehr sind nur selten.

Unverkennbar haben die Sumpf- und Wasserverhältnisse des Oberspreewald ihren Einfluss ausgeübt auf die Lebensthätigkeit und Nahrung, auf eine gewisse Eigenart in Anschauung und Sitte, und ich wage zu sagen, selbst auf die körperliche Entwicklung der Bewohner. Diese letztere Einwirkung zeigt sich, Alles in Allem genommen, in den mehr schlanken, nur scheinbar schwächeren, hageren Gestalten, in den schmalen Köpfen und Gesichtern, der feineren, mehr blassen, durchsichtigen Gesichtsfarbe. Darin unterscheiden sich die sogenannten wendischen Bewohner dieser Wasserlandschaft sehr wesentlich von denen der Landdörfer, wie denn jedes Dorf wieder geringe Eigentümlichkeiten zeigt, so dass der Kundige, und auch ich konnte es, nach dem äusseren Anschein schon die Herkunft sagen kann. Jene erwähnten Eigentümlich-

keiten sind nicht, wie man irrtümlich behauptet, wendischer, slavischer Art, denn die nachweislich zugezogenen deutschen Bewohner des Oberspreewald haben sie im Laufe von Jahren und Geschlechtern ebenfalls angenommen. Naturgemäss vermischen sich in Folge zunehmenden äusseren Verkehrs und gegenseitiger Vermischung die Unterschiede mehr und mehr, und es gehen die Einwirkungen nicht soweit, wie in weiten Sumpfländern, etwa Mittelafrikas, wo die Eingeborenen nach Schweinfurt sogar wie die Sumpfvögel auf einem Beine stehen. Bemerken will ich beiläufig, dass die zahlreich dem leidigen Branntwein Ergebenen, die durch den Trunk das Ergebnis all ihres Fleisses wieder zu nichte machen, immer zu ihrer Entschuldigung anführen, die grosse Nässe draussen verlange auch die Befeuchtung im Innern.

Den Hauptbezirk im Oberspreewald bildet Burg, wendisch Borkowy genannt. Den Namen leitet die Volkssage her vom Worte zork (bork) der Eimer, weil die Bewohner früher in Eimern die Fische zum Verkaufe gebracht hätten. Bork, vom Worte bor, die Kiefer, im Stamme gleich dem deutschen Fohre, Föhre, bedeutet, wie auch in anderen slavischen Sprachen, Wald, Nadelwald. Thatsächlich standen noch in unserer Zeit eine Anzahl Föhren oder Kiefern auf den ziemlich hohen Sandbergen hinter dem Kirchdorfe Burg. Da in diesen Bergen seit uralter Zeit die irdischen Überreste der Todten beigesezt wurden und Menschen in der Nähe angesiedelt waren, so wäre denkbar, dass ein Kiefernwaldchen die Veranlassung zum Namen Borkowy gegeben habe. Drittens könnte in Betracht kommen die Ableitung vom deutschen Worte Burg, in Hinsicht auf den befestigten Schlossberg, der wendisch grad heisst. So war (urkundlich 1315) Naundorf im Spreewald als Neuesdorf mit diesem amtlichen Namen jedenfalls eine deutsche Gründung, und gewann doch den slavischen Namen Njabokošjce bei der wendischen Bevölkerung dieser Gegend, wie denn heutigen Tages nur wendisch im Dorfe gesprochen wird. Ich erwähne, dass vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren ein Bauer in der Gegend vom Burger Schlossberg ein oder mehrere von mir gesehene Steinkugeln besass, die er, wenigstens nach seiner mir gemachten Angabe, vom Schlossberg hatte. Vielfach geht im Volke die Sage von einer Belagerung des Schlossberges durch die Kaiserlichen, doch war mir nicht möglich festzustellen, inwieweit sie etwa ausschliesslich auf eine ältere Büchernachricht zurückgeht, also nur in das Volk hineingetragen wäre. Leider fehlt es auch hier an genügender Durchforschung.

Burg, der grösste Gemeindebezirk, zerfällt wieder in drei Gemeinden, nämlich in die Gemeinde Burg-Dorf (darin die Kirche) mit dem eigentlichen, zusammenhängend gebauten Dorfe, schon im Jahre 500 vor Christus bewohnt, dann die Gemeinde Burg-Kolonie und drittens Burg-Kauper (kuparska gmejna). Die einzelnen gleichmässig eingetheilten Besitzungen, sogenannten Kolonie-Nahrungen von Burg-Kolonie werden

wendisch Prisy genannt. Dieses unerklärte Wort galt hier immer als wendisch. Indessen fand ich in Urkunden des vorigen Jahrhunderts, betreffend die später zu erwähnende Wiederbesiedelung, im damaligen Beamten-Deutsch das Wort *entreprise* für Kolonie-Nahrung (Grundstück, Land zu Gehöft, Acker und Wiesen), der Bezeichnung für eine solche neue Ansiedelung. Das Volk, in seinem gesunden Sinn von jeher wenig erbaut von dunklen, unklaren Fremdwörtern mit ihrem dehnbaren Sinn, um so verwerflicher, wenn sie von Landesbehörden eingeführt werden, liess das unbequeme *entre fort* und machte sich *prise* mundrecht durch slavische Endung, auch in den abgeleiteten Formen. Wie ich beiläufig bemerke, kommt ein Wort *Prisen* — in örtlichen Namen auch sonst in Deutschland vor; so kenne ich das *Prisenthal* bei Triberg im Schwarzwald. Die *Kaupergemeinde* heisst so nach den *Kaupern* (*kupar*), Leuten, die sich auf *Kaupen* angesiedelt haben oder da wohnen, daher auch *Personenname* geworden. Aber auch in der Dorf- und Koloniegemeinde giebt es eine Anzahl Besitzungen, die *Kaupen* heissen, aus dem gleichen Grunde. Das Wort *Kolonie* und *Kolonisten*, nämlich in Hinsicht auf *Burg-Kolonie*, herzuleiten von dem serbischen Worte *kolnja*, *Schuppen*, wie *Franz* will, scheint hier nicht zulässig, in Anbetracht entgegenstehender Nachweise. Wie mir die Alten in *Burg* oft erzählt, herrschte früher, also bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, viel Feindschaft zwischen den Dorfschen und den neueren Ansiedlern, den *Kolonisten* oder *Prisaken*, darunter alte Krieger *Friedrich des Grossen* und ihre Nachkommen. Es hat blutige Kämpfe zwischen ihnen gegeben. Dies ist nun alles nicht mehr.

Ich will hier nicht weiter eingehen auf alles das, was denkwürdig erscheint in *Burg* und am berühmten *Schlossberg*. Die Urkunden aus dem Volke selbst, seine Ueberlieferungen sind von mir gesammelt, niedergelegt für die Untersuchung zukünftiger Forscher, wenn es vielleicht möglich sein wird, nach verschiedenster Richtung ihren inneren Zusammenhang und die Bedeutung im Einzelnen klarer darzulegen, als das bei dem dermaligen Zustande der Sagenforschung möglich ist. —

Nördlich von *Burg* liegt das grosse, durch seine Kirche bekannte Dorf *Straupitz*. In der Nähe der höhere *Weinberg*, auf dessen Spitze vormals, nach der Überlieferung, eine *Kapelle* stand, und südöstlich vom Dorfe die *Rieseneichen*. Die stärkste von ihnen, bei *Wudliks Thor*, mit 26 Fuss Umfang und ebenso die schöne *Florentinen-Eiche*. Eine der schwächsten ist (oder jetzt war?) die *Lutcheneiche*, an der, wie es im Volke heisst, die *Lutchen* ihren Gottesdienst abhielten, also eine geweihte Stätte vor Alters.

Weiterhin, in der Richtung nach dem Dorfe *Lasow* finden wir den merkwürdigen *Koboldsee*. Wie schon der Name andeutet, soll der *Kobold* seinen Sitz darin haben. *Kobold* aber heisst hier der *Wassergeist*

oder Nyx. Deshalb ist wohl die Annahme gestattet, dass dieser See einer Gottheit geweiht war. Viele Sagen knüpfen sich an ihn. Unter anderen sollen Fuhrleute im See versunken sein. Pferde oder Rinder mit Wagen mögen ehemals in morastigen Gegenden, abgekommen vom rechten Wege, thatsächlich öfter versunken sein. Doch kommt diese Sage unter bestimmteren Verhältnissen oft genug vor in Deutschland und gestattet vielleicht den Schluss, dass hier vor Alters Opferwagen in den See versenkt worden, an festlichen Tagen einer Gottheit zu Ehren, der der See geweiht. In der Germania berichtet Tacitus aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, dass gewisse norddeutsche Volksstämme, die „Nerthus“, das heisst die Mutter Erde, verehrten, und ihr zu Ehren ein Opferwagen in einem See versenkt wurde. Wenn diese Sitte herrschte bei einem Volke, warum nicht auch bei anderen Stämmen in Norddeutschland, in Hinsicht auf die allgemeinere Verehrung der Mutter Erde und andere Dinge. Sind doch von den vier kleinen Bronzeopferwagen, Altsachen aus der heidnischen germanischen Zeit Deutschlands, zwei allein im Spreewald, aufgefunden worden, der eine, wie ich feststellen konnte, im alten Spreebett, in der Gegend vom Schlossberg. Der andere, im Besitz des Herrn Geheimrat Virchow, fand sich in dem durch seine Altertümer bedeutungsvollen Mierschen Acker, einer ehemaligen Erhebung, beim Dorfe Burg, an dem durch seine Überlieferungen ausgezeichneten Kreuzwege von Burg nach Müschen und Werben, wo ausdrücklich der Nachtfuhrmann (nocny forman) seinen Strich hatte. Ebenso, heisst es, fuhr vom Schlossberg auf leuchtendem feurigen Wagen eine Jungfrau nachts durch die Luft davon in der Richtung, wo thatsächlich im Spreebett jener Wagen gelegen hat.

Merkwürdig ist der See ferner dadurch, dass alljährlich zu gewisser Zeit eine Insel darin erscheint. Ich selbst habe sie gesehen; sie ragte als schlammige Erhebung aus dem Wasser hervor. Grossen Ruf hatte das Gesundheitswasser (strowa woda), das man ehemals von ihm holte, vereinzelt wohl noch jetzt, für Schwerkranke. Dazu grub man in dem moorigen Gelände, das den See zum Teil umgiebt, ein Loch und fing das aufsteigende Wasser in Fläschchen oder Töpfchen auf. Dann liess man vom Kranken etwas zurück, im Sinne unsrer Tage und der Neuzeit jedenfalls um die Krankheit zurückzulassen, im Sinne des Altertums aufgefasst, um dankbaren Herzens der Gottheit oder den guten Geistern an dieser Stätte ein Opfer zu bringen. Ob das Wasser thatsächlich Heilstoffe enthält, wirksam unter anderen Umständen, ist mir nicht bekannt geworden. Von anderen Gewässern, die Moorwasser aufnehmen, wird es gerühmt, so von der Amper bei Dachau in Oberbayern. Vielleicht erhebt sich einst am Koboldsee eine neuere Heilanstalt.

Westlich von Burg liegt das Dorf Leipe. Die Leiper haben den Burgern immer als eine sehr eigenartige, von ihnen verschiedene Be-

völkerung gegolten. Stammsagen gehen über sie, wonach sie von Riesen abstammen; auch von einem Hirsch, eine Stammsage, ähnlich solchen bei anderen Völkern. Nach allgemeinem Zugeständnis waren die Leiper früher grosse und starke Menschen, schwerfällig in ihrem Wesen, auch in ihrer Sprechweise. Einer der besten Kenner alter Überlieferungen zu Burg, der oben erwähnte Kido Pank, bezeugte mir wiederholentlich, die Alten hätten gesagt, die Leiper stammten von Pommern her. Immerhin wäre ja denkbar, dass im frühen Mittelalter oder aus voroslavischer Zeit eine andere Bevölkerung in der Einsamkeit dieses abgeschlossenen Waldsumpfes erhalten oder von irgendwelchen Kriegszügen zurückgeblieben wäre. Die Leiper sprachen allerdings wendisch bis in unsere Zeit. Doch ist die Sprache im Spreewald, wie überhaupt wohl in der Niederlausitz, kein untrügliches Merkmal des Volkstums und der volkstümlichen Abstammung. Wie erwähnt haben schon nach wenigen Geschlechtern die Nachkommen deutscher Ansiedler im Oberspreewald ihre Sprache und ihr deutsches Wesen verloren — denn kein anderes Volk der Erde giebt so leicht seine Sprache auf wie die Deutschen — und gleichen durchaus den übrigen scheinbar altslavischen Bewohnern desselben. Ohne gewisse volksthümliche und urkundliche Zeugnisse wüsste man davon nichts und jeder hätte Recht ohne Weiteres solche Behauptungen zu bestreiten. Ein in der Überlieferung gefeierter Leiper ist der alte Fischer Krepel. Wie immer ist auf ihn zusammengehäuft, was die Sage gelegentlich auch anderen zuschreiben würde. Von ihm wird berichtet, wie vom Ikarus bei den Griechen, dass er zu fliegen versuchte. Wie nach dem Ikarus, weil er an einer Stelle irgendwo ins Wasser fiel, das weite ikarische Meer soll genannt worden sein, so heisst auch nach Krepel, wenngleich in bescheidnerem Masse, eine Stelle im Tozkefliess Krepelsecke, weil er da viel fischte. Flugversuche sind von Bauern in der Lausitz mehrfach gemacht worden. Ich selbst habe noch einen dieser Flieger im Spreewald gesehen. Es wird bezeugt, dass er, ein Geistesschwacher, mit Flügeln eine Weide bestieg, um seinem verstorbenen Bruder im Himmel eine Flasche Branntwein zu bringen, fiel aber nieder und zu seinem Glück in einen moorigen Graben. Da in unseren Tagen Flugversuche geglückt sind, dürften auch diese bäuerlichen Versuche in der Geschichte des Fliegens ihren Platz beanspruchen. Von den Leipern früherer Zeit, die „wilden“ Leiper genannt, die für sich lebten, werden so einzelne Züge erzählt, die ein wenig an das Heidentum erinnern, und mit gutem Grund. Geschichtlich wissen wir, dass die alten Wenden, mehr oder weniger zum Christentum gezwungen, noch Jahrhunderte lang Heiden waren im Herzen. Dorf Leipe, mitten in Wiesen und Wasser, liegt auf einer Erhebung, wenn man will Insel, weshalb man im Wendischen z. B. auch sagt nicht in Leipe, sondern auf Leipe (na Lipem) sein. Früher, zum teil wohl noch jetzt, fanden sich dort viele grosse Steine, eine

Seltenheit im Spreewald. Möglich, dass auch diese zu sagenhaften Vermutungen Veranlassung gaben.

Zwischen Leipe und Lübbenau liegt Dorf Lehde, das „Venedig des Spreewald“, wie es bei einer Unterhaltung über den Spreewald als Kronprinz mir gegenüber einst der hochselige Kaiser Friedrich nannte. Der hohe Herr hatte noch die Absicht den Spreewald zu besuchen, doch ist es leider nie mehr dazu gekommen.

Südlich von Burg liegt Müschen, einst berüchtigt durch seinen Morast, voller Reize mitten in grüner anmutiger Landschaft, mit einer stillen friedlichen Bevölkerung. Auch hier wieder entfaltet sich vor unsrem geistigen Blick eine Fülle wunderbarer alter heiliger Beziehungen, die uns tief in das Altertum hineinführen. Nahe beim Dorfe lag früher ein Hügel, der Muschink, der lange Zeit hindurch, schon im Jahrtausend vor Christus als Friedhof diente. Zahlreiche Totenurnen, andere Gefässe und Gegenstände sind hier seit Jahren beim Sandabfahren aus den Gräbern zum Vorschein gekommen. Mit den Scherben hat man Wege ausgebessert. Den letzten Rest der alten Totengaben gelang es mir noch zu retten. Jetzt ist der Hügel verschwunden und Häuser daran gebaut. So haben die Toten keine Ruhstatt mehr. Wenn einst die Bewohner die Sachlage erkennen, wird es hier spuken. Nicht allzu weit von hier trifft man an 3 Grenzen auf den berühmten Schwürstein, doch kann ich hier wie immer auf seine Bedeutung nicht weiter eingehen, ohne Zweifel die Stätte eines alten Heiligtums. Vermutlich stand dort in slavischer Zeit das Bildniss einer Gottheit, wenn in Müschen heidnische Slaven überhaupt gewohnt haben, da keinerlei Zeugnisse ihrer Anwesenheit, wie thatsächlich auf dem Brahmoeer Schlossberge uns vorliegen. Noch früher, in voroslavischer, altdeutscher Zeit wurde dem Anschein nach der Gott God oder Wode, der grosse Gott aller Deutschen, an dieser Stelle verehrt. Noch weiterhin sieht man die Bullgrube (bykowa jama), ein beziehungsreiches, tiefes, rundes mooriges „Wasserloch“, rings, wenigstens früher, von Erlen umstanden, während auf dem schwarzen Wasserspiegel die Blätter und weissen Blüten der Seerose unbeweglich ruhen, der dem Wassergeiste geweihten Nyxblume. Dem Volk gilt sie als unergründlich, mit einer Stange fand ich Grund. Unergründlich in der Sprache des Volks hatte noch zu den Zeiten der Alten einen doppelten Sinn. Es hiess nicht bloss, dass ein Gewässer sehr tief sei und keinen Grund habe, sondern auch, dass man gewisse Wassertiefen nicht messen soll und darf. Das galt als vermessen, als eine Versündigung gegen die Gottheit, wie diesem alten Volksglauben Schiller Ausdruck gegeben in den Worten:

„Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Granen.“

Diese Bullgrube wurde vielleicht, gleich so manchen anderen unergründlichen Wasser-„Löchern“ Norddeutschlands in der Urzeit von strudelndem Wasser ausgemahlen, wie man das noch heute in Kalkgebirgen beobachten kann, wenn an einem reissenden Bache ein kleiner Stein in der Vertiefung eines grösseren vom einströmenden Wasser umhergequirlt, ihn aushöhlt. Solche Naturwunder richteten den frommen Sinn des Altertums auf höhere Mächte. Gehen wir im Gelände bei Müschen noch weiter, so kommen wir an das Flüsschen Kschischowka, wo einst an einer Brücke eine Jungfrau sass, die sich ihr langes Haar strälte und nach Sonnenuntergang keinen Fischer mehr vorbeiliess, also eine Loreley wie am Rhein. Noch haben wir ein denkwürdiges Zeugnis, dass nämlich früher, von Müschen gegen Süden, ein grosser Wald war, der genau bis an den Hofzaun des Gerichtsmann Noe ging, also bis an den heidnischen germanischen Friedhof im Muschink. Nach Sonnenuntergang, heisst es, durfte niemand mehr durch den Wald. Wenn aber einer hindurchging, wurde er umgebracht. Was war es anders als ein heiliger Wald!

Weiter gegen Süden liegt das Dorf Babow, in der Nähe der Bramoer Schlossberg, ein alter Burgwall und Heiligtum des höchsten Gottes, wo frommer Sinn der Bewohner den Ahnen Opfer brachte an warmer Heerd des Hauses. Hier in der Gegend wurden auch die „Babower Ringe“ gefunden; einer der grossartigsten Broncefunde der Lausitz, die ich der Wissenschaft in ihrer Gesamtheit erhalten konnte, indem ich den grösseren Teil vor dem Einschmelzen zu LötKolben rettete.

Der morastige Boden des Spreewalds hat überhaupt viele Denkmäler des Altertums bewahrt bis auf unsere Zeit, namentlich eine Menge von Steinwerkzeugen und wohl auch Steinwaffen, namentlich aber Steinbeile, darunter viele durchbohrte. Ich habe, allerdings oft unter grossen Mühen, sovielen Altsachen von Stein, vorzugsweise in Burg, gesammelt, (meist der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde übergeben), wie sie in solcher Fülle wohl kein anderes Gebiet in der gesammten Mark Brandenburg aufweisen kann. Die durchbohrten Steinbeile galten zumeist als Donnerkeile¹⁾, das Loch hat nach alter Ansicht der Blitz hineingeschlagen. Aufbewahrt in manchen Familien seit Geschlechtern wurden sie nicht selten zu Heilzwecken benutzt. Die Schwierigkeit des Erwerbs war deshalb manchmal sehr gross. So gelang es mir erst nach langem Bemühen ein bis auf einen kurzen Stumpf im Laufe der Zeit weggefeiltes Langsteinbeil zu erhalten. Man trank den abgefeilten Steinstaub in Wasser gegen Magendrücken. Es ist die Frage erörtert worden, ob es eine Steinzeit in der Niederlausitz gegeben habe.

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz: Die Steine im Volksglauben des Spreewalds in der Zeitschrift für Ethnologie. 1880.

Für den Spreewald zu Burg, in Anbetracht der Fülle, darf man wohl annehmen, dass Steinwerkzeuge in Gebrauch waren, sei es vor Einführung der Bronze, oder mit derselben, wo sie den Leuten fehlte. Andererseits haben sicherlich viele Steinbeile, wie ja noch in unsrer Zeit zu übernatürlichen Zwecken und als Arznei gedient, nachdem die Herstellungsweise den Menschen unbekannt geworden und die Zeit ihnen Weihe verliehen. Bei einzelnen sieht man sehr deutlich die Abnutzung. Andere waren, als ich sie durch Kauf erwarb, so schön und so glatt geschliffen, als wären sie eben erst aus der Werkstatt gekommen. Sie können nicht zum Hausgebrauch bereits benutzt worden sein. Vielleicht auch dienten Steinbeile gottesdienstlichen Zwecken.

Auch von dem Kulturzustand jener ältesten Bewohner, die vermutlich teilweise wenigstens noch Steinwerkzeuge verwendeten, hat man wohl falsche Vorstellungen. Man unterschätzt sie jedenfalls. Es lässt sich auch ohne viel „Metall“ einfach aber ganz leidlich leben. Davon konnte sich jeder noch vor wenigen Jahrzehnten in recht abgelegnen Hauswirtschaften auf dem Lande und im Gebirge überzeugen. Vor Jahren war in Berlin eine belehrende Sammlung ausgestellt, aus dem Bismarckarchipel zusammengebracht mit Forschergeist durch Herrn Dr. Finsch, von Südseeleuten, die damals noch in der Steinzeit waren. Und welche reiche ungeahnte Entwicklung so vieler Lebensbedürfnisse und entsprechender Geräte zeigte sie dem erstaunten Auge! Wie viel mehr müssen die alten Bewohner unsrer nördlicheren Gegend nach einer gewissen Sicherung ihres Daseins und nach erhöhter Bequemlichkeit getrachtet haben, bei der rauheren Lage und dem langen Winter, der noch ganz andere Bedürfnisse weckt. Das Bedürfnis aber ist der Hebel zum Kulturfortschritt.

Ebenso fanden sich viele Bronze-Altsachen, und finden sich noch immer, Werkzeuge, Waffen und Schmucksachen. Viele sind nach auswärts von Händlern, um des Geldgewinnes wegen, verschleppt worden und der Wissenschaft verloren. Wie einer der Arbeiter mir nachträglich mitteilte, hätten bei dem Broncewagen im Spreebett Rasiermesser gelegen. Doch ist nichts Sichres darüber bekannt. Bronze, wie ich dessen Zeuge bin, frisch dem Sumpfboden entnommen, sah sehr schön gelb und mattglänzend wie Gold aus, verlor aber bald an der Luft das frische Ansehen. Dasselbe wurde von den Babower Ringen ausgesagt. Goldfunde hat man öfter gemacht, doch nie wurde, soweit das Volk wusste, und wer sollte es sonst wissen? ein goldenes Diadem auf dem Schlossberg gefunden, wie Haupt berichtet, das er mit wendischen Fürsten in Verbindung setzt, indem er den Irrtümern seiner Berichterstatter unbewusst folgt. Es wäre ja sehr schön, wenn sich solche Diademe fänden! Silber ist wenig bekannt geworden, wenigstens im Burgschen. Nur ein einziger Halsring, aus einer Silbermischung, gefunden an den Bergen hinter dem

Kirchdorf Burg, von mir angekauft und später dem Museum für Völkerkunde gegeben, sowie zwei silberne Schlussstücke von länglicher Blattform, sind mir damals sicher bekannt geworden. Auch Glasperlen von dem längst verschwundenen Bsemberg waren in meinem Besitz, sei es, dass sie durch den Handel aus fernen Ländern kamen, sei es, dass sie Heerleute, Krieger, heimbrachten als Andenken aus ihren Feldzügen. Auch das Gewerbe „blühte“ schon im Lande. Erzgiesser, Erzschniede sind verbürgt, ähnlich unseren Schmieden auf den Dörfern und standen vermutlich in hohem Ansehen. Für den Oberspreewald liefert ein Zeugniß der grosse Broncefund bei Straupitz, von Herrn Direktor Weineck in Lübben der Wissenschaft erhalten. In einem grösseren Topf, vergraben im Sandboden hart am Sumpf, waren eine Unmenge beschädigter Broncesachen oder Bruchstücke von solchen hineingethan worden. Irgend ein unglückliches Schicksal hinderte vor 2000 Jahren den Besitzer oder seine Erben wieder an den geborgnen Schatz zu kommen, der Nachwelt zum wissenschaftlichen Nutzen, zum grossen Schaden aber jenem altdeutschen Händler oder Bronceschmied. Denn um diese Zeit, Jahrhunderte vor Christus, und in den Jahrhunderten nach Christus bewohnten Deutsche, Germanen, den Spreewald.

Altes Eisen ist wenig auf uns gekommen. So zu Burg in einem kleinen urnenartigen Gefäss voroslavischer Zeit ein Sporn mit Dorn, dessen Verbleib mir unbekannt ist, sowie mehrere eiserne Gewandspangen mit anhaftender Bronze, die in meinen Besitz gekommen; die Fibeln in den Sand gebettet in den Bergen hinter dem Dorfe Burg. Eisen hält sich nicht im feuchten Sumpfboden, sondern löst sich leicht auf. Falsch wäre deshalb der Schluss, dass Eisen fehlte oder wenig vorkam, weil es sich selten findet. Auch wurde Eisen als wertlos von den Findern meist weggeworfen.

Viele Thongefässe aus alten deutschen Gräbern sind erhalten geblieben, fast ausschliesslich von den Bergen, wo man die irdischen Überreste der Toten beerdigte. Wenn nicht noch aus anderen Gründen, so doch weil im niedrigen Gelände das Wasser sie geschädigt hätte. Nun irren deren Seelen umher, denn man hat ihnen die Ruhe genommen, zu der sie gebettet wurden. Die Alten jener deutschen Vorzeit glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Wiedersehen im besseren Jenseits. Aus jener heidnischen Zeit stammt noch bei uns Christen die Rede vom Jenseits, in das man über ein Wasser kam, denn nach christlicher Lehre findet die Vereinigung der Seeligen oben im Himmel statt. Aus dem vaterländischen Heidentum, das so wesentlich die göttliche Allmacht im Weben und Wirken der Natur verehrte, dessen Nornen das Schicksal der Menschen webten und spannen, stammt auch das Wort: „Sanft ruhe seine Asche“ auf den Kreuzen unsrer Kirchhöfe. Es sei denn, man leite es her aus Anschauungen des griechisch-römischen

Heidentums, die durch die klassisch-philologische Schulbildung so vielfach in unseren Volksgeist übergegangen sind. Jedenfalls ist die Rede heidnisch, nicht christlich, denn Christen verbrannten nicht ihre Toten. In der Friedenskirche zu Potsdam sieht man auf dem Grabdenkmal des hochseligen Kaisers Friedrich, des edlen Dulders, weibliche Gestalten an einem Wasser und drüben den Fährmann. Sie wollen also ins Jenseits. Diese Darstellung entspricht durchaus dem Glauben unserer heidnischen Vorzeit. In Zeitungen fand ich den Fährmann Charon genannt. Das wäre falsch. Niemals hatte in Deutschland der Seelenschiffer diesen Namen. So hängen wir durch zahllose oft unmerkliche geistige Fäden noch immer mit der Vorzeit, mit unsrem viel geschmähten Altertum zusammen. Aller unberechtigter Kampf dagegen wird ein vergeblicher sein. Die übernatürlichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens verlangen ihr Recht. Immer wieder werden sie eine Welt sich schaffen.

Spinnwirtel, nicht blos aus der Neuzeit und vielleicht dem Mittelalter, sondern aus vorgeschichtlicher Zeit, sind bekannt. Sie werfen ein helles Schlaglicht auf die Menschen jener Zeit und ihre häusliche Thätigkeit. Sie haben also gesponnen, Leinwand und, wie immer, auch Wolle; selbstverständlich auch gewebt oder gestrickt. Sie trugen Wollen- und Leinenkleider, liefen nicht nackt im Spreewald umher. Solche falschen Vorstellungen hat man noch immer über unsere Vorzeit. Sieht man doch sogar am Treppenfries in der Nationalgalerie zu Berlin den Fürsten Armin von Thüringen, bekannt als Hermann der Cherusker, in Hocharbeit dargestellt, als einen splitter nackten Mann mit umgehängtem Tierfell. Dazu vergleiche man Bandels Herrmann im Teutoburger Wald! Verarbeitete Tierfelle hat man ohne Zweifel auch im Spreewald getragen, das sind aber Pelze und dieses Wortes sollte man sich bedienen. Um ihre Biberpelze in jener biberreichen Zeit möchte wohl mancher Mann der Gegenwart die Alten beneiden. Freilich unsere höheren und mittleren Schulen lehren nichts vom heimischen Volkstum, während das griechische, römische und hebräische Altertum einen breiten Raum im Unterrichte einnehmen.

Wer etwa die ältesten Bewohner waren, darüber wissen wir nichts geschichtlich. Das Volk heute nennt sie ludki, Lutchen. Vor und nach Christi Geburt waren es, wie schon erwähnt, Deutsche, Semnonen, die zwischen Elbe und Oder sassen. Sie gehörten zum Volksstamm der Sweben oder Schwaben. Diese bevölkerten damals Norddeutschland und zogen später nach Südwesten, wo sie heute noch sitzen. Wenn also die Semnonen¹⁾ die Be-

¹⁾ Vergl. auch Platner, die Bevölkerungsverhältnisse im deutschen Nord-Osten, Korrespondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft 1893. Steininschrift des Kaisers Augustus: »Semnones et ejusdem tractus alii Germanorum populi.«

wohner der Lausitz gewesen, haben sie lange Zeit da gesessen. Tacitus berichtet aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, dass in ihrem Lande ein berühmter heiliger Hain war, in dem alle Jahre Gesandte gewisser norddeutscher Völker zusammenkamen zu einem Bundestag. Es fand also hier zuerst ein norddeutscher Reichstag statt. Wie eine wunderbare Fügung erscheint es, dass dieser selbe Gau zwischen Elbe und Oder wieder das Stammland wurde für ein neues norddeutsches Reich, für den heranwachsenden preussischen Staat, der das neue deutsche Reich schuf, in dessen Mittelpunkt wiederum ein deutscher Bundesrath und ein deutscher Reichstag alljährlich zusammenkommen, und das uralte Fürstengeschlecht der Hohenzollern — dem, wie ich jüngst am Niederrhein ersah, das Volk unbewusst göttliche Herkunft zuweist —, das diesen preussischen Staat geschaffen, es stammt von jenem Volke der Schwaben im Südwesten Deutschlands, das einst hier in norddeutschen Landen Gebieter war. Das stolze Wort: „vom Fels zum Meer“ wurde wahr, nachdem es früher geheissen: vom Meer zu den Felsen hin. So vollendet sich der Kreislauf der Dinge.

Ehe jener uralte norddeutsche Bundestag seine Sitzungen begann, fand ein feierliches Menschenopfer statt, denn „Blut ist ein besondrer Saft!“ Man hat davon immer viel Aufhebens gemacht, aber warum? Das war so in alter Zeit. Wollte nicht auch Abraham, der friedliche, gottgefällige Nomade und Heerdenbesitzer, seinem Gotte einen Knaben schlachten? Rückerinnerungen an solche Vorgänge sind noch lebendig bei den Völkern.

Tacitus sagt ferner, dass der Wald im Rufe der Heiligkeit stand, weil er geweiht war durch die Ahnen und durch heilige Scheu, die man vor ihm hatte seit Alters, eben wegen des Glaubens an die Göttlichkeit, die ihm innewohnte. Geweiht durch die Ahnen, die Vorfahren, die Alten heisst entweder: durch eine lange Reihe von Ahnen, durch die alten Geschlechter, die diesen Wald gesehen hatten im Laufe der Zeiten, denn wie der Dichter sagt: „Das Jahr übt eine heiligende Kraft“, oder aber es heisst: geheiligt durch die Gräber der Vorfahren, wie wir selbst diese selben alten Gräber noch genugsam im Spreewald gefunden haben, wenn auch nicht mehr feierlich umrauscht von uralten Bäumen wie jenen Eichen bei Straupitz, und nicht mehr im Schutze ihrer Ehrfurcht gebietenden Stämme. An diesen Grabstätten weilten die Verstorbenen als Schutzgeister ihres Hauses und ihres Volkes, zu ihnen flehte man in den Nöthen des Herzens und ihnen opferte man allda. Vermutlich hat man an Beides zu denken.

Vom heiligen Walde heisst es weiter, dass nach der Überlieferung der Semnonen dieses Volk aus dem Walde selbst seinen Ursprung herleitete. Es war also so lange Jahrhunderte hier angesessen, dass es nichts mehr wusste von seiner Herkunft aus anderer Gegend,

sich also als Urbevölkerung ansah. Das folgt mit innerer Nothwendigkeit aus jenem geschichtlichen Zeugnis. Ungezählte Jahrhunderte müssen die Semnonen, überhaupt die Schwaben in Norddeutschland angesessen gewesen sein. Denn früher, ehe es Bücher und Zeitungen gab, war das Gedächtnis der Völker sehr lang. Heute ist es kurz geworden, gerade wie der Geruchsinn und die Sehkraft der Menschen abgenommen haben. Bücher und Zeitungen überheben den Geist seiner Last, die machen es ihm bequemer. Ohne Zweifel hat unsere Bevölkerung in der Natur, und dazu rechne ich einen grossen Teil der Landleute, geistige Einbusse erlitten in unserer Zeit. Sie hat überliefertes Wissen, und wenn man das Gebiet des Volksglaubens ausscheidet, selbständiges Denken verloren. Die ganz allgemeine Bildung hat ihr Steine statt Brot gebracht, ohne dass sie einen wissenschaftlichen Ersatz gewann, so nutzbringend die für die Städter sich gestaltet hat. Man muss sich abgewöhnen die Dinge einseitig von einem Standpunkte aus zu betrachten. Früher hatte die Überlieferung, die Sage einen höheren geschichtlichen Werth. Noch in diesem Jahrhundert wissen die alten Sagen und Heldenlieder der Tscherkessen des Kaukasus von den Goten und ihrer Herrschaft in Russland. Glücklicherweise giebt es noch eine gotische Übersetzung der Bibel, sonst würde man wohl bestreiten, dass die Goten vormals Deutsche, Germanen, waren. Drei Geschlechter füllen ein Jahrhundert. Dreimal nur brauchte in hundert Jahren dieselbe Sache nacherzählt zu werden; fünfzehnmal nur in fünfhundert Jahren. Und wie treu ist noch heute die Sage, oft ein völliges Rätsel für den Forscher und die Wissenschaft. Wie viel treuer aber damals!

Es fragt sich: wie ist die Überlieferung jenes schwäbischen Volkes von der Herkunft aus dem Walde selbst zu deuten? Jedenfalls hatten sie eine Stammsage, dass die Begründer ihres Volkes, die ersten Menschen also, von Bäumen selbst herstammten, und zwar von den Bäumen des heiligen Urwaldes. Noch ist uns die nordisch-germanische Schöpfungssage erhalten, dass die ersten Menschen von den Bäumen kamen und Askr und Embla hiessen. Ask heisst Esche und Embla „Erle“. Ein letzter Ansläufer dieser teutonischen Schöpfungssage tritt uns wohl auch entgegen in dem bekannten Volksreim: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen“. Rückverwandlung von Menschen in Bäume kommt ebenso vor im geistigen Besitzstand der Menschheit. Weist doch noch in unserer Sprache das Wort Volksstamm mit seiner Abstammung auf den Baumstamm hin und legen doch alte Geschlechter noch heute Wert auf ihren Stammbaum. Noch nach dem Volksglauben in unserer Zeit gehen Menschen in Bäume über, bluten, wie auch grade im Spreewald, die Stöcke sündhaft gefällter Bäume. Uralte Bäume sind nachweislich in Deutschland verehrt worden, Opfer bei ihnen gebracht, Recht bei ihnen gesprochen, auch heilige christliche Kapellen nach solchen

benannt und Hochaltäre der Kirchen um den Stamm des Baumes errichtet worden, wie z. B. in der berühmten Walfahrtskirche bei Triberg im Schwarzwald, die ich selbst besucht habe. Das sind alles sichere Volksurkunden. Eine Erinnerung an solchen Gottesdienst der Vorzeit bei ehrwürdigen Bäumen bildet auch der Lausitzer Bericht, dass die Hexen sich auf einem alten, einsam stehenden Birnbaum mit neun Ästen versammelt und da ihren „Reichstag“ abgehalten haben, nur dass man an heilige Bittgänge und geweihte Jungfrauen zu denken hat.

Bei allen deutschen Völkern wurde der Gott God oder Wode (Wodan), wie unsere Landleute heute noch den Namen sagen, verehrt. Man darf deshalb annehmen, dass auch ihm, dem höchsten Gott, dem Herrn im hohen Himmelszelt¹⁾, der von da gnädig niedersah auf seine Völker, der heilige Wald der Semnonen geweiht war.

Man hat diesen heiligen Hain der Schwaben an verschiedenen Stätten gesucht, und auch im Spreewald. Herr Dr. Behla in Luckau hat wohl zuerst ausführlich in einem öffentlichen Vortrage auf einem der anthropologischen Kongresse in Deutschland diese seine Meinung mit aller Entschiedenheit verfochten. Und in der That, wie irgendwo anders, so ist man berechtigt, mit gutem Grund, ihn im Spreewald zu suchen.

Namen aus dieser altdeutschen Vorzeit, soweit bis jetzt bekannt geworden, in sagenhaften Überlieferungen sind uns nicht überkommen, wie wir das gerade unter den Wenden in der preussischen Oberlausitz noch finden, ebenso wie in Böhmen, wo das Andenken an Theodorich den Grossen, König der Ostgoten, im Namen Dyter Bernhardt und ähnlichen Formen²⁾ als Namen für den Nachtjäger oder wilden Jäger sich erhalten hat, also eine Überlieferung aus den Zeiten der Völkerwanderung.

Es kommt dann die Zeit der slavischen Herrschaft in Norddeutschland. Dieser angehörige Kulturzeugnisse, vorgeschichtliche Funde, sind weniger reichlich vorhanden als aus der altdeutschen; sei es dass man die Gräber nicht so wie früher mit Beigaben ausstattete, sei es, dass sie eher der Auflösung oder Vernichtung anheimfielen. Die Überreste bestehen aus Thongefässen, Scherben, Beinwerkzeugen, Eisensachen, Silber und verkohltem Getreide wie Feldfrüchten. Alles in Allem geben sie nur ein Bild von sehr einfachen Lebenszuständen. Ferner sind aus dieser slavischen Zeit eine Anzahl Burgwälle³⁾.

Die Slaven müssen von Osten und Südosten in Norddeutschland

¹⁾ Paul Warnefried, de gestis Langobardorum, I, 8.

²⁾ Grimm, Mythologie, 1876. II. 781 Grohmann, Sagen aus Böhmen, Prag. 1863. 75. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, I. 121. 123.

³⁾ Söhnle, die Rundwälle der Niederlausitz, 1886. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, 1888.

eingedrückt sein. Die Geschichte verkündet nichts darüber. Im Allgemeinen nimmt man an, dieses Vorgehen sei ein ganz ruhiges, friedliches gewesen. Darnach musste Deutschland vollkommen verlassen sein von seinen früheren Bewohnern. Doch das erscheint wenig glaublich, auch sprechen vereinzelte Thatsachen dagegen. Norddeutschland mit seinen damals unvergleichlich schönen alten Wäldern, seinen grünenden Wiesen, seinen blumenreichen Auen und Angern, seinen Seen und Flüssen, seiner Fülle der kostbarsten Fische, seinem Reichtum an Wild und Bienen in den Wäldern, das sollten seine ständigen Bewohner verlassen haben bis auf den letzten Mann, die Viehzucht und Ackerbau trieben, Häuser hatten ähnlich wie heute noch bei uns in manchen Gegenden, dieses Land so reich an Wald, an dem die Alten mit der ganzen Tiefe ihres Gemüts hingen, wie uns der Glaube der Deutschen und ihre gottesdienstlichen Einrichtungen immer und überall zeigen? Das glaube, wer kann. Den Römern freilich war Deutschland eine terra nebulosa, ein Nebelland. Doch unsere Landschaftsmaler würden ungern die Wolkenbildungen unseres Himmels und sein gebrochenes Licht missen, und der Maler mit seiner tieferen Naturempfindung steht dem Altertum nahe. Die Römer als Herren der alten Welt sahen voller Dünkel und Geringschätzung auf jedes andere Volkstum herab. Alle anderen Völker galten ihnen von ihrem einseitigen Standpunkte aus als Barbaren. Man sollte dieses Wort, von ihnen eingeführt bei uns durch die klassische Philologie, der Verächterin heimischen Altertums, richtiger verwenden. Sonst müsste man auch viele unserer Bergbewohner noch Barbaren nennen, deren Gesittung doch hoch steht über der der meisten Römer der alten Zeit. Denn man darf nicht die äusserliche Kulturentwicklung ganz einseitig zum Massstab der allgemeinen Beurteilung eines Volkes nehmen. Das steht dann immer einer Verurteilung gleich. Auch hier soll es heissen: gleiches Recht für Alle. Was müsste das heutige Deutschland für ein trauriges „barbarisches“ Land sein, wenn die Vorstellungen mancher Franzosen noch dieses Jahrhunderts und ihre vorurteilsvolle Beurteilung richtig wären. Man sollte endlich aus diesem „Scholasticismus“ heraustreten in das grosse Meer der Völkerkunde.

Dass die ersten Jahrhunderte der slavischen Herrschaft in Norddeutschland ohne allen Krieg waren, in ewigem Frieden dahingingen, wie in einem goldenen Zeitalter, von dem nur die Sagen wissen, das erscheint auch ungläublich. Alle Völker in Europa haben damals in Fehde gelebt, und nur diese Völkerstämme sollen eine Ausnahme gemacht haben! Man muss solche Fragen vom Standpunkte der Volkskunde aus beantworten, vom Standpunkte des allgemeinen slavischen Volkstums. Wo in der Weltgeschichte slavische Völker selbstständig und machtvoll waren, da waren sie, zumal bei ihrem lebhaften Volksbewusstsein, auch kriegerisch, damals eine naturgemässe Folge des Kraftbewusstseins, und

sind ebenso Eroberer gewesen wie andere Völker. Am klarsten zeigt dies das russische Reich, das sich ja heute und mit gutem Grund, als die Mutter des Slaventums betrachtet. Seit Jahrhunderten hat Russland beständig Eroberungskriege geführt und dabei Ländermassen gewonnen, gegen die Deutschland verschwindend klein erscheint. Allein die europäische Welt hat davon wenig Kenntniss genommen, weil die Länder und unterworfenen Völker zu abgelegen waren. Wer kümmerte sich um die Dinge im fernen Osten! Man vergleiche diese Ländermassen Russlands, oder auch den Landbesitz Frankreichs mit der Landfläche Deutschlands (wobei die afrikanischen Gebiete als schwankender Besitz vorläufig noch ausfallen), um einen Begriff von der Friedfertigkeit der Deutschen wie der anderen Germanen, der Norweger, Schweden, Dänen, Holländer und Schweizer zu bekommen, ausgenommen allein das welterobernde England, das ja auch nie eine Stammverwandtschaft bethätigt hat. Ähnlich haben jedenfalls auch im frühen Mittelalter bei den Slaven in Norddeutschland die Dinge gestanden. Denn sobald sie im Lichte der Geschichte erscheinen, das heisst, wie sie die Elbe überschreiten und in Mitteldeutschland vordringen, sehen wir sie als kriegerische Macht und deutsche Bevölkerungen sich unterwerfend.

Es finden sich in deutschen Büchern auch allerhand eigenthümliche Meinungen ausgesprochen über die Zustände bei den (alten) Slaven im frühen Mittelalter. Man betrachtet irrtümlich das Volkstum der heidnischen Wenden als etwas ganz Eigenartiges in der Welt, Zusammenhanglos ohne Rücksicht auf seine Beziehungen zum übrigen Slaventum. Dabei lässt man dann seiner Einbildung freien Lauf. Im Grossen Ganzen werden jene Zustände ebenso gewesen sein wie bei den übrigen Slaven. Wenn man also abgelegene rein slavische Bevölkerungen erforscht, etwa im Innern Russlands, die wenig beeinflusst worden sind von westeuropäischen Dingen und zieht ab, was in ihrer Entwicklung ihren Sitten und Anschauung ausgesprochen der Neuzeit angehört, so wird man so ungefähr ein Bild von den Menschen und Lebenszuständen der slavischen Zeit Norddeutschlands erhalten. Es wäre zu wünschen, dass die deutschen Schriftsteller, die immer über diese Dinge aburteilen, sich in Zukunft der Mühe unterziehen, dass sie des Vergleichs wegen, als Forscher die Zustände bei anderen slavischen Völkern untersuchen, über die sie vielfach in grosser Unkenntniss sich befinden, und dass sie wenigstens eine slavische Sprache gründlich erlernen, da die Sprache wie immer das wichtigste Hülfsmittel zur Erkenntniss eines Volkstums bildet. Die blossen „Spekulationen“, d. h. leere Vermutungen haben wenig Werth. Wir sind in der Zeit naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise. Wer wollte englische Geschichte schreiben, ohne Kenntniss der englischen Sprache, die ihn zu den englischen Quellen führt. In dieser Hinsicht nehme man sich die Slaven zum Muster, die ganz andere

Meister der Sprache sind als wir. Wie es denn überhaupt an der Zeit wäre, die russische Sprache an allen höheren Schulen Norddeutschlands zu lehren. Das verlangt die Bedeutung und Weltstellung des Slaventums, schon in der Gegenwart, geschweige denn für die Zukunft. Welcher klassische Philologe kann kraft seiner Wissenschaft auch nur den Namen der deutschen Reichshauptstadt erklären oder der Heimat der Teltower Rübchen, die in alle Welt gehen?

Die erste Erwähnung der Wenden, und zwar unter diesem Namen, findet sich allem Anschein nach beim Tacitus, in der Germania, da, wo er, nachdem er von den Völkern Deutschlands gesprochen, einige Volksstämme im Gebiete des heutigen Russlands streift.

Aus der Zeit der slavischen Herrschaft in Norddeutschland stammen unsere vielen slavischen Ortsnamen her. Es giebt gewiss keinen bessern Beweis für die Milde des deutschen Volksgeistes im Allgemeinen, als dass die Deutschen damals alle diese, für sie fremden, Namen bestehen liessen und nicht durch deutsche ersetzt, während wir in slavischen Ländern finden, dass die deutschen Namen überall verschwinden und slavische an ihre Stelle gesetzt werden. Die Deutschen begnügten sich bescheidenlich, höchstens zur Erklärung noch ein deutsches Wort hinter das slavische zu setzen. Jahrhunderte lang im deutschen Munde fortgeführt, haben die slavischen Ortsnamen vielfach gewisse Umänderungen erfahren, die Wirkung von Sprachgesetzen. Man bespöttelt, dass manche Namen in Folge davon lächerliche Formen angenommen, so z. B. Bademeusel, der Name eines Dorfes in der Lausitz, das lausitz-serbisch Boža Mysl heisst, d. h. Gottesgedanken, so dem äusseren Anschein nach wie der Name jetzt vorliegt. Gerade dieser Vorwurf ist ein Lob.

Der Spreewald war, wie wir sahen, bevölkert schon im Jahrtausend vor Christus und in den Jahrhunderten nach Christus. Aber im Gebiete von Burg ist er dann bis ins 18. Jahrhundert nur sparsam bevölkert und zum grossen Theil mit Wald bedeckt gewesen. Die Frage, ob im 17. Jahrhundert noch Auerochsen und Elche im Spreewald sich aufhielten, haben eingehender erörtert Herr Dr. Behla in Luckau und der leider so vorzeitig verstorbene Spreewaldforscher, Herr Hauptmann Carl Albinus. Einige ganz vereinzelte Ansiedlungen scheinen auch im frühen Mittelalter für sich inmitten des Waldes gelegen zu haben, ebenso wie diese nachweisbar sind für das 18. Jahrhundert. Eine Neubesiedlung, wie wir wohl sagen dürfen, hat stattgefunden im 18. Jahrhundert, hauptsächlich unter Friedrich dem Grossen, dessen Andenken unter den Bewohnern bis in unsere Tage sich lebendig erhalten hat. Zum mindesten einzelne Gehöfte sind aber dem Anschein nach schon vor Christus in der Kolonie und Kaupergemeinde gewesen.

Der Wende der Niederlausitz nennt sich selbst Serski, der der Oberlausitz Serb, ähnlich wie die Serben im Balkan. Die Sprache ist

eine slavische, dem Tschechischen, Polnischen, Serbischen u. a. verwandt. Sie zerfällt in zwei Mundarten, nämlich in die nieder- und oberwendische, oder zutreffender in die nieder- und oberserbische. In der Lausitz pflegte man bisher etwas schwerfällig zu sagen: niederlausitzisch-serbische und oberlausitzisch-serbische Sprache. Ausser diesen zwei Mundarten giebt es noch einige Zwischenmundarten, so die in der Gegend von Muskau und von Hoyerswerda. Die Niederlausitzer Serben werden, wie ich wenigstens vereinzelt gehört habe, von denen in der Oberlausitz auch Gronjaken (Gronjaki) genannt, weil sie das Zeitwort groniś, sagen, gebrauchen. Von den Niederwendigen die Oberlausitzer hajaki, Haiacken, weil sie das Wörtchen haj, ja statt des niederserbischen jo gebrauchen; die Grenzbewohner in der preussischen Oberlausitz, dem Anschein nach auch volkstümlich, Praiacken, Prajaki, weil sie das Zeitwort prajié reden, gebrauchen. Das Niederwendische ist eine anmutige Sprache, von vieler Natürlichkeit, da sie immer nur von Landleuten gepflegt wurde, nicht angekränkt von des Gedankens Blässe, ähnlich wie unser Plattdeutsch im Gegensatz zu der durch Gelehrte und Beamte früherer Zeit zeitweise stark verknöcherten hochdeutschen Schriftsprache. Dem deutschen Ohr klingt das Niederwendische sehr viel gefälliger als das härtere Oberserbisch, das im Königreich Sachsen und in der preussischen Oberlausitz gesprochen wird. Die lausitz-serbische Sprache hat noch die Zweiheit (den Dualis in der Deklination und Konjugation). Man kann also im Dunkel sehr wohl hören, ohne jemand zu sehen, ob zwei Menschen mit einander sprechen, oder mehrere. Dann hat sie noch zwei besondere Fälle (Causus in der Deklination), nämlich den Sociativus und den Lokativus. Bekannt ist die alte Stammverwandtschaft zwischen den germanischen und slavischen Sprachen, und demgemäss auch zwischen dem Wendischen und Deutschen. Selbst dem Laien springt sie noch heute in die Augen. So heisst mloko die Milch. Bilden wir durch Umstellung, die so häufig ist, wie deutsch z. B. in Born und Bronn, aus mloko molko und setzen an Stelle von o die deutsche Endung en, so erhalten wir Molken, und ähnlich Milch¹. Woko, hoko, oko heisst plattdeutsch Oge, hochdeutsch Auge, (lateinisch oculus). Wasser heisst woda (davon das russische wudki), niederdeutsch wäta u. d. m.

Gross war immer die Zahl der Volkslieder, die lebendig geblieben sind im Volke, und meist in den Spinnstuben gesungen wurden, doch auch sonstwie, z. B. von den Wieterinnen im Spreewald, wenn sie in langen Reihen über die Felder rutschen. Diese Volkslieder sind entweder reinslavische, oder aber auch deutsche, die ins Wendische übergegangen oder auch solche, die jedenfalls von irgend einem alten geistigen Aus-

¹) Nach der Annahme von Germanisten wäre allerdings altslovenisch „mléko“ vorzeitlich erst aus dem Germanischen ins Slavische übergegangen.

gangspunkte herstammend, mehren Sprachkreisen gemeinsam sind. Dazu gehört das Lied vom ertrunkenen Geliebten, das denselben Stoff behandelt wie Schillers Hero und Leander. Es findet sich bereits in der vortrefflichen Volksliedersammlung von Haupt und Schmalzer, aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und zwar aus Burg im Oberspreewald, von wo es wohl der durch feinen volktümlichen Sinn ausgezeichnete Schmalzer erhalten hat. Ich fand es, da ich auch serbische Volkslieder gesammelt habe, ohne damals jenes eben erwähnte Werk zu kennen, mit einigen unwesentlichen Abweichungen vor zu Burg noch Ende der siebziger Jahre. Schiller wurde angeregt zu seinem weltberühmten Gedichte Hero und Leander durch eine entlegene altgriechische Sage. Es findet sich aber der Stoff von den zwei Geliebten, die durch ein Wasser getrennt sind, mannigfach, sowohl in Sagen wie in Volksliedern behandelt, wohl bei allen germanischen Völkern aber auch bei anderen vor¹⁾, und wird auch auf indische Herkunft zurückgeführt, wenngleich dem Anschein nach bisher nicht ganz verbürgt. Es sollen nämlich die Bewohner des Pendschab „nach dem Zeugnisse des Ahsos viele Lieder über die unglückliche Liebe des Hir und Randscha recitiren und ihnen zu Ehren Klagelieder singen.“²⁾

Die Spreewälder sind eine fleissige, strebsame Bevölkerung von gefälliger äusserer Erscheinung, die Männer vorteilhaft bekannt, als tüchtige Heerleute und tapfere Krieger. Die Spreewälder sind aber nicht bloss leiblich, sondern auch geistig gesund. Zu allen Zeiten hat es im Spreewald geistig eigenartige, ursprüngliche und auch selbständig denkende Menschen gegeben. Ich war nicht wenig erstaunt, als mir einst, vor nunmehr fast zwanzig Jahren, ein spreewälder Wende, der Kolonist N . . . sch, ganz gelegentlich mit vollem Verständnis einen langen Absatz aus Kants Kritik der reinen Vernunft hersagte, den er auswendig wusste. Ich bekenne, dass mir noch heute Kants Kritik der reinen Vernunft unbekannt ist. Das betrifft zwar nur einen ganz vereinzelten Fall, immerhin sind Menschen von sehr selbständiger Auffassung, wie man solche auch sonst unter Bauern findet, im Spreewald nicht selten. Dieser gesunde Sinn erleichtert ihnen dann das Fortkommen überall.

Man schildert, in voller Unkenntnis der Verhältnisse, die Spreewälder vielfach als sehr ernste, schwermütige, zu trübseliger Bekümmernis neigende Menschen. Grade das Gegenteil ist der Fall. Man kann nirgendswo fröhlichere geselligere Menschen finden als hier. Sie alle haben den sehr vernünftigen Grundsatz: leben und leben lassen. Dabei

¹⁾ Böhm, altddeutsches Liederbuch. Leipzig 1877. — Reifferscheidt, Westfälische Volkslieder. Heilbronn. 1879. E. Rolland, recueil de chansons populaires, Paris. 1887. III, 68—72. IV, 1—20.

²⁾ Vergl. Reifferscheidt.

zeichnet sie alle eine tiefe Andacht und ein glaubensfroher Sinn aus. Eins dagegen ist im Spreewald zu Hause, namentlich aber in Burg, und das ist eine gewisse Heimlichkeit oder Heimlichthuerei in allen möglichen Dingen, nicht bloss Fremden gegenüber, sondern grade untereinander. Diese hat wohl ihren Grund in der früheren Abgeschlossenheit und der Eigenartigkeit der Naturverhältnisse. Trotzdem wird aber doch alles bekannt, und was morgens im Süden von Burg sich ereignet, weiss schon Abends in allen Ecken und Enden der Norden. Man redet auch immer viel vom „Misstrauen“, das im Wesen der Bewohner hervortritt. Gewiss, dieses ist von vornherein vorhanden, ebenso wie bei allen Bauern in ganz Deutschland gegen alle höher Gebildeten, und da dies meist die Städter sind, ganz besonders gegen alle Städter, aber auch vielfach gegen die „Herren“ auf dem Lande selbst. Die „Gebildeten“ haben früher nie rechtes Verständniss für die Eigenart der Bauern gehabt. Ja, wie jeder sich überzeugen kann, haben städtisch Gebildete durch unfreundliche und harte Urtheile, ja selbst Spott, über Anschauungen, Glauben und Sitten seit Alters das Gemüt des Bauern tief verletzt. Er ist immer das Aschenputtel gewesen, grade wie die Sage, das Kind seines Geistes. Diese Verstimmung hat sich abgelagert seit langer Zeit in der Seele des Landvolkes. Daher das Misstrauen des Bauern, weil er keinen Fremden ohne Weiteres als Freund ansehen kann. Er erwartet immer nur Schädigung. Die Unterschiede zwischen ländlicher und grossstädtischer Auffassung beruhen auf dem Leben und Wirken in der Natur und in der Stadt. Sie können nie verschwinden, nur gemildert werden. Je mehr man der ländlichen Eigenart ihre Berechtigung und „Gewissensfreiheit“ zugesteht, desto mehr wird das Misstrauen schwinden. Die Presse hat einen guten Anfang gemacht, indem sie volkstümliche Sitten und Gebräuche würdigt. Die Wurzel des Uebels liegt eben darin, dass unsere gesammte Schulbildung, wie überhaupt unsere Bildung der heimisch-volkstümlichen Grundlage entbehrt.

Wie alle Menschen, die in innigem Verband mit einer schönen Natur ihr Dasein verbringen, zeigen auch die Spreewälder viel Geschmaek, am meisten bekannt aus der Frauentracht. Rot, die vorherrschende Farbe derselben, steht in einem für das Auge sehr wohlthuenden Gegensatz zu dem Grün der Landschaft, eine Wirkung, die auf Grundfarbe und Gegenfarbe beruht. Auch die sonstigen lebhaften Farben der Frauentracht werden immer gehoben und geklärt durch das Weiss der Kopftücher und „Kittelchen“ (Überhemden mit Armstücken). Doch kann ich hier nicht weiter darauf eingehen. Die Männer mit ihren oft schönen Gestalten, erscheinen leider schon seit der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entstellt durch die Geschmacklosigkeit der langen Hose, den aus städtischen Lebensgewohnheiten erstandenen schwarzen „Braten-“ oder „Sonntagsnachmittagsrock“ im Verein mit der bekannten „Angst-

röhre“ oder dem „Schornstein“. Hoffen wir, dass sie bald wieder zur geschmackvollen Kniehose zurückkehren, die dem Auge wohlgeformte Knöchel und das freie Spiel der Waden-Muskeln zeigt, und zum alten bäuerlichen „Krumphut“, ohne den wir uns einen rechten Dorfschulzen gar nicht vorstellen können, oder der pelz- und sammtverbrämten Mütze. Es ist eine irrige Vorstellung, dass die Spreewaldtracht der Frauen mit den bekannten Kopftüchern (lapa) eine alte slavische Volkstracht sei. Ich habe schon vor zwei Jahren auf der Hauptversammlung der lausitzer anthropologischen Gesellschaft in Neuzelle gelegentlich auf diese, wie es schien, völlig unbekannte Thatsache hingewiesen. Diese Frauentracht hat sich erst im Laufe dieses Jahrhunderts so entwickelt, wie sie jetzt ist. Anders steht es dagegen mit der für gewöhnlich nicht getragenen spitzen Mütze (der rogata mica), aber auch diese, mit ihrer Halskrause wenigstens, dürfte auf früher allgemeiner in Deutschland übliche Trachten zurückgehen. Ebenso trugen die Männer im vorigen, bis in den Anfang dieses Jahrhunderts eine Tracht, die im wesentlichen der städtischen und höfischen Tracht des vorigen Jahrhunderts entsprach.

Mitteilungen über Trachten auf Grund eigener Arbeiten hat auch Ewald Müller gemacht in seiner Schrift: Das Wendentum in der Niederlausitz¹⁾ das aufs beste allen denen empfohlen werden kann, die sich einen Überblick von dem Wendentum in der Niederlausitz verschaffen wollen.

Die frühere Abgeschlossenheit des Spreewalds hat bis in unsere Zeit den Volksglauben lebendig erhalten, wenn auch keineswegs mehr in allen Kreisen der Bevölkerung. Der vielgeschmähte ist für die Wissenschaft eine bedeutende Quelle der Erkenntnis geworden. Zahlreich waren die duchtari, die Ärzte naturae oder populi causa, die klugen Männer, die Kräuterfrauen, die man mit Vorliebe bei Krankheit und Übeln zu Rate zu ziehen pflegte. Aber wer wollte hier, wie auch sonst unterm Volke, immer nur von „Schwindlern“ und „Betrügnern“ reden? Alle diese Leute, vielleicht mit sehr vereinzelt Ausnahmen, üben ihre Thätigkeit im vollen Bewusstsein höherer, ihnen von Gott verliehener Begabung und glauben nicht anders, als dass sie gute Werke thun. Wer von hoher Warte aus, ohne Vorurteile aus Büchern oder An-erziehung, das Volk aus eigener Erfahrung kennt, weiss auch, dass es hundertmal aus Missverständnis ungerecht verurteilt wird. Wie viele der bisher mit so grosser geistiger Überlegenheit bespöttelten, und nie geglaubten, aber doch thatsächlichen Erscheinungen im leiblichen und seelischen Leben des Landvolkes leben jetzt wissenschaftlich hochgeehrt in der „Hypnose“ der Gelehrten weiter. Ich selbst war auf dem besten Wege im Spreewald ein „kluger Mann“ von Ruf zu werden, habe aber

¹⁾ Kottbus. 1893.

dann absichtlich dem entgegengearbeitet. Auch „Hexenmeister“, also Zauberer, gab es noch vor einigen Jahrzehnten im Spreewald. Ich selbst habe in freundschaftlichem Verkehr mit mehreren dieser denkwürdigen Leute gestanden. Es waren ganz gemüthliche alte Leute, allerdings auch mit grimmigen Mienen, ohne jede Ahnung von ihrem unfreiwilligen Beruf, alle dem Branntwein mehr oder weniger zugeneigt. Einer hatte, beiläufig bemerkt, den urslavischen! Namen Franke und war seines Zeichens Weber. Es gab junge Mädchen, die nur unter strenger Beobachtung alter Vorschrift den Namen eines Hexenmeisters auszusprechen wagten, um ihn eben nicht unliebsam zu „zitiren“, herbeizuziehen. Zur Vorschrift gehörte, dass man erst gehörig fluchte, dann den Wochentag und nun erst den Namen nannte. Zum Beispiel, ich wähle einen ganz beliebigen häufiger vorkommenden Namen; „Schockschwerelöth heute ist Mittwoch der alte Lapan ging zu Markt nach der Stadt und da sah ihm ein Büschel Kuhhaare aus der Tasche 'raus“. Ebenso kannte ich noch eine Anzahl Hexen (chodota). Sie waren bekannt oder vielmehr verrufen durch ihren Butterreichtum. Unterhaltende, freundliche, thätige, aufgeweckte Geschöpfe. Sie selbst wussten nichts von ihrem Hexentum, waren sich aber doch bewusst, wie erst recht die Hexenmeister, dass sie mehr „konnten“ wie andere. Gott sei Dank! werden diese unschuldigen Wesen aber nicht mehr geschunden und lebendig verbrannt, wie in dem heillosen Wahnsinn des siebzehnten Jahrhunderts.

Allgemein üblich ist das Besprechen, und zahlreich sind die Sprüche. Doch habe ich keine gefunden, die auch im äusserlichen Wortlaut hohes Alter erkennen lassen. Immerhin dürfen wir annehmen, dass auch manche von ihnen der Weisheit der Chaldäer oder altegyptischen Priester entstammen werden. Viel achtet man auf Vorzeichen, wie das auch schon von den alten Wenden berichtet wird. Doch ist die Wahrsagerei weniger im Schwange als in grossen Städten, z. B. in Berlin, wo nicht bloss „kleine Leute“, sondern Frauen aus feinen und reichen Familien zu den Wahrsagerinnen gehen und sich etwas über die Zukunft verkünden lassen. Ja, man sagt, selbst Fürstinnen sollen solche Frauen aufsuchen.

Also im Spreewald ist noch immer etwas Zauber aus alter Zeit (prisca formido!), gleichwie er seinen Zauber ausübt auf alle seine Besucher. Sagt doch schon Samuel Grosser, Gymnasii Rector, in seinen Lausitzischen Merkwürdigkeiten vom Jahre 1714, einem hochverdienten Werke, vom alten Spreewald: „Doch ist zu beklagen, dass sich böse Leute oftmals unterstanden haben, die in diesem Spree-Walde befindlichen Gaben der Natur zu allerhand zauberischen Unterfangen anzuwenden, und dem sonst beruffenen Walde dadurch bey denen Ausländern einen bösen Namen zu machen.“

Zauber in diesem Sinn hier ist Altertum, und Altertum ist Heidentum

und Heidentum ist Heiligtum. Selbst wenn man nicht den alten heiligen Wald der Schwaben im Spreewald sehen will, ein heiliger Bezirk war er, er kündet uns auf Stegen und Wegen, von allen Ecken und Enden seine Mär.

„Ältestes Berlin“.

Im „Verein junger Kaufleute zu Berlin“ hielt Stadtrat Friedel am 18. Januar 1894 einen Vortrag über „Ältestes Berlin. Urgeschichtliches und Vorgeschichtliches“, erläutert durch zahlreiche, im Märkischen Museum aufbewahrte vorgeschichtliche Funde und Altsachen auch aus der Umgebung Berlins. Auf Grund derselben und aus einzelnen Nachrichten sowie zerstreuter Ausgrabungsberichte, die während der baulichen Umwälzungen der Reichshauptstadt gesammelt worden, entwarf der Vortragende ein fesselndes und gemeinverständliches Bild aus der „Wiegenzeit“ unserer Vaterstadt. Wir knüpfen hier an die römische Provinzial-Kultur (ca. 100 bis 250 n. Chr.) an, als der Einfluss jenes Weltreichs, dessen Flotten und Legionen bis zur Elbe vordrangen, auch in unsrer Provinz sich geltend machte. Eine Menge von Erzeugnissen des römischen Handwerks und Kunstgewerbes gelangte teils als Beutestücke, teils als Tausch- und Handelsartikel hierher; doch scheint die sichere Formgebung und vollendete Technik dieser Gegenstände ohne Einfluss auf unsere heimischen Handwerker geblieben zu sein, da sich bereits eine Unruhe in den germanischen Gauen geltend machte, die einer Entwicklung des Kunsthandwerks hinderlich entgegnetrat. Aus dieser Periode kommen in Charlottenburg und hart an der Berlin-Reinickendorfer Grenze trefflich stilisierte Gefässe vor, die wegen ihrer mit einer à la Grecque-Muster punktierten Zeichnung „Mäander-Urnen“ genannt werden und allerlei Schmuck aus Silber, Bronze und Stahl enthalten. Die in Berlin gemachten römischen Münzfunde beziehen sich auf Tiberius (14—37 n. Chr.), Domitian, Lucius Verus, Marc Aurelius, Tetricus, Constantin den Grossen und Mauricius (582—600). In die Zeit des letzteren fällt schon die Slavenherrschaft. Die um die Mitte des 3. Jahrhunderts vom fernen Osten her geförderte Wanderbewegung der germanischen Stämme verräth ihre Wirkung auch in der Mark und in der Gegend Berlins: die Suevo-Semnonen, die „Nord-Schwaben“, verlassen allmählich unsere Gegend und machen anderen Stämmen Platz. Unter diesen zeichnen sich die Burgunder aus, die uns in der mit silbernen Runen geschmückten Speerspitze von Müncheberg ein weltberühmt gewordenes Denkmal aus der Mitte des 4. Jahrhunderts hinterlassen haben. Das merkwürdige Waffenstück zeigt auch, dass der Leichenbrand in unserer Gegend noch immer ausgeübt wurde, während die der Völkerwanderungszeit angehörigen Reihengräber der Alemannen, Franken und andern germanischen Stämme des Westens, möglicherweise schon unter dem Einfluss christlicher Vorstellungen die Erdbestattung aufweisen. Dieser Zeit gehört in unserer späteren Vaterstadt die bereits im Jahre 1780 auf

dem Grundstück Alexanderstrasse 9 ausgegrabene, mit drei Knöpfen versehene und mit Leichenbrand gefüllt gewesene kleine Urne an. Unsere letzten Nord-Schwaben tauchen als Ueberbleibsel der Taciteischen Suevo-Semnonen noch einmal flüchtig in unserer Gegend auf, bis sie einige Jahrzehnte später zuerst den Ansturm der Avaren erfuhren, und nunmehr unsere Gegend, als den ältesten Sitz der Germanen zwischen Elbe und Oder, jenem tatarischen Volke und seinem Gefolge, den Slaven räumten. Doch die Spuren der Hinterlassenschaft jener unserer germanischen Voreltern aus dem „heroischen“ Zeitalter in unserem Gau sind sowohl auf den Höhen Berlins und seiner Vororte, als auch im Stromlaufe der Spree, insbesondere an der Stelle vielfach zu finden, wo Alt-Kölln und Alt-Berlin sich nähern. Ein Beweis aber dafür, dass dauernde und grössere germanische Niederlassungen hierorts bestanden, hat bislang nicht erbracht werden können. Anders verhält es sich mit Charlottenburg, Wilmersdorf und namentlich Schöneberg, wo, nach sicheren Fundergebnissen zu schliessen, längere Zeit ansehnlichere germanische Ansiedlungen wohl bestanden haben mögen. — In der nunmehrigen Wendenzeit (ca. 500—1156) scheinen sich unter den Slaven noch einige germanische Volksreste erhalten zu haben, worauf die im Jahre 1890 zu Rosenthal bei Berlin in einem der beiden Gerippe-Gräber vorgefundenen und dem Märk. Museum übergebenen silbernen und goldenen Schmuckstücke nebst dem berühmten Gold-Brakteaten mit rohen Darstellungen aus der Sigurd-Sage schliessen lassen. Das seltene Prägestück dürfte dem Ende des 8. Jahrhunderts angehören. Um diese Zeit schon müssen die friedlichen Beziehungen zwischen den christlichen Deutschen und heidnischen Wenden unserer Gegend, speziell den Wilzen oder Weletaben, in deren Gebiet Alt-Berlin belegen war, ernstlich getrübt gewesen sein, denn im Jahre 789 sah Karl der Grosse sich genötigt, in die Priegnitz und das Havelland einzudringen; doch wird er Brandenburg nicht berannt haben. Erst von König Heinrich I. wissen wir, dass er im Jahre 927 diesen Platz, der Jahrhunderte hindurch ein Bollwerk der Slaven gewesen, eroberte. Von da ab dauern die kriegerischen Verwickelungen der Wilzen bis zu ihrer gänzlichen Unterwerfung fort. Ihre weniger kampflustigen und raubbegierigen Stammesbrüder, die Sorben, zu deren Gebiet Alt-Kölln gehörte, haben es vermöge ihrer mehr vermittelnden Gemütsart und passiven Verhaltens verstanden, Nationalität und Sprache in der Lausitz, besonders im Spreewald, bis zur heutigen Stunde teilweise zu erhalten. In jene unruhigen Zeiten, seit etwa 1000 n. Chr., fallen die so überaus zahlreichen wendischen Burgwälle und Pfahlbauten, die versteckt in Sümpfen liegend, der landsässigen Wendenbevölkerung gesicherte Zuflucht gegenüber den unaufhörlichen Einfällen der Slaven und Deutschen gewährten. Pfahlbau-Siedelungen dieser Art, die als Dorfanlagen aufzufassen sind, haben sich auch innerhalb unserer Stadt, sowohl in Alt-Berlin wie in Alt-Kölln, vorgefunden. In ersterem, wo sie an der Burgstrasse beim Bau der Börse und der sogenannten Waarenbörse, ebenso wie längs der Stralauerstrasse in ausgiebigem Maasse vorgefunden sind, reichen sie hier bis „zu dem (to dem) Berlin“ — d. i. bis nahe dem Kirchhügel von St. Nicolai. Im moorastigen Gelände auf der rechten Spreeseite, scheinen sie von den Ackerbau und Viehzucht treibenden Wenden im Barnim mehr als Zufluchtsstätten

angelegt worden zu sein. In Alt-Kölln dagegen mit seinem weniger festen und nutzbaren, teils von fliessenden, teils von toten Armen der Spree durchzogenen Boden standen die ebenfalls nachgewiesenen Pfahlbauten mehr im eigentlichen Wasser, und dienten einer kleinen Fischergemeinde als Wohnstätten. Dementsprechend auch hat Alt-Kölln die Fischereigerechtsame auf unserer Spree seit unvordenklicher Zeit ausgeübt, nicht aber die Landgemeinde Alt-Berlin. Und wie der letzteren, grösseren und ansehnlicheren Ortschaft „der Berlin“, so diente den Köllnern der Kirchhügel von St. Petri (des Schutzpatrons der Fischer) gleich einem aus Sumpf und Wasser sich erhebenden Burgwall. Entsprechend der Beschäftigung bieten sich in den wendischen Niederlassungen Alt-Berlins überwiegend Knochen und sonstige, häufig die Spuren menschlicher Einwirkung zeigende Überreste von Haus- und wilden Säugetieren dar, während unter den Altsachen der Köllnischen Seite mehr Fischereigeräte, Fisch- und Vogelreste gefunden werden. Offenbar hat nun die günstige orohydrographische, politische und handelsverkehrliche Lage der beiden Punkte die Entstehung der wendischen Ortschaften Alt-Berlin und Alt-Kölln veranlasst, die wir etwa in das 10. Jahrhundert zurückversetzen können. Als natürliche Grenze der zwei wendischen Volksschaften Sorben und Wilzen, bildete die Spree an der Stelle des heutigen Mühlendamms den bequemsten Flussübergang und vermittelte frühzeitig einen regen Waarenaustausch, den die spätere, für Berlins Erblühen so wichtige Handelsstrasse von Leipzig nach Oderberg im Gau der Ucker-Wenden berührte. Dann vollzog sich allmählich die deutsche Besiedelung beider Orte wahrscheinlich im Laufe des 12. Jahrhunderts. Ohne fernere Unterbrechung konnte hier das Deutschtum ungestört weiteren Fuss fassen, nachdem der angesehenste slavische Fürst der Nachbarschaft, Jakza (Jazko), welcher die Kastellanei Coepenick besass, zu spät und deshalb vergeblich versucht hatte, eine national-wendische und dabei zugleich christliche Herrschaft zu begründen. Dieser Versuch brach mit der Einnahme des letzten slavischen Bollwerks, des viel umworbenen Brandenburgs, durch Albrecht den Bären im Jahre 1156 zusammen. Damit hörte denn auch bei uns das selbstständige heidnische und christliche Slaventum, zugleich aber auch die eigentliche Vorgeschichte Alt-Berlins auf. In Alt-Kölln mögen sich einzelne deutsche Händler aufgehalten haben, die das Waarenbedürfnis der wendischen Fischerbevölkerung befriedigten; in dem grösseren und wichtigeren slavischen Alt-Berlin, wo eine wendische Kastellanei an Stelle der späteren deutschen Schlossvogtei bestanden haben wird, siedelten dagegen eigentliche Einwanderer sich an, die den Ackerbau und die Kaufmannschaft betrieben. Dafür spricht die eigentümliche deutsche Hufenverfassung Berlins, die jede Spur der slavischen Ackerverfassung absorbierte, und der Umstand, dass die älteste Kirche Berlins dem heil. Nicolaus, als Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute geweiht, und dass der vielgereiste Apostel Paulus, den Schiffer und Kaufleute auf ihren Fahrten gern als Nothelfer anriefen, der Schutzpatron von Berlin geworden ist. Von Alt-Berlin mag denn auch das erste und eigentliche städtische Gemeinwesen ausgegangen sein, das die Spree, die Havel und Elbe als Wasserhandelsstrasse benutzte, wozu das Berlinische Niederlags- und Umschlagsrecht am Mühlendamm hinzukam. Die kraft des

landesherrlichen Strom-Regals vom markgräflichen Vogt schon frühzeitig angelegten Wassermühlen sind deshalb auch von Berlinischer und nicht von Köllnischer Seite herzuleiten, denn die Wenden kannten nur Handmühlen, und solche scheinen auch nur in den ersten deutsch-christlichen Ansiedelungen kleineren Umfanges bekannt gewesen zu sein. So können denn die einstigen Getreidemahlgänge des Mühlendamms vielleicht als die ersten gemeinnützigen Anlagen Berlins betrachtet werden. Als Berlin zur Stadt geworden, machten (wie Clauswitz ausführt) die Ackerhufen den wichtigsten Bestandteil der Altberlinischen Feldmark aus, und an ihren Besitz knüpften sich die wesentlichsten Rechte in der Gemeinde. Die Hufenbesitzer waren ursprünglich die eigentlichen Bürger; sie betrieben aber vorwiegend die Kaufmannschaft, während die wirtschaftliche Thätigkeit sich daneben ganz von selbst verstand. Ackerwirtschaft galt bis in das 18. Jahrhundert hinein für den Bürger nicht als Gewerbe, übte jedoch einen grossen Einfluss auf das städtische Leben aus. Solchergestalt nahmen die Kaufmannschaft treibenden Bürger die oberste Stelle im Gemeinwesen Berlins ein, und die Kaufmannsgilde fasste die Patrizierschaft und damit die eigentliche Stadtobrigkeit in sich. — Mit dem Wunsch auf ein ferneres fröhliches Gedeihen des Berliner Handels und Verkehrs, vor allem seiner intelligenten Kaufmannschaft schloss der Redner seinen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag.

F. M.

Veneta.

Nixenspuk.

Sind es Ratten, sind es Ottern,
Wohnend in dem nassen Haus,
Die da teilen mit dem Müller
Heimstätte und Dach und Schmaus?

Oder, wenn es ängstlich stöhnet
Unten, nah dem Fundament,
Wo der Mühlknapp' weiss bestäubet
Nachts sein flackernd Lämpchen brennt;

Oder, wenn geheime Schauer
Beben machen Magd und Knecht,
Die's im Finstern ächzen hören
Dort, wo sich's unheimlich regt.

Bei der Mühlenräder Pfeifen
In seltsamem Klappertakt
Während unaussprechlich Grauen
Die erschrockne Seele packt; —

Ist's der Nix, der Wasserdämon,
Halb Amphibie, halb Geist?
Jede Mühle hat den ihr'gen
Welche Flut des Spreewalds speist.

Oftmals, sank die Sonne nieder,
Musste stillstehn jedwed' Rad,
Weil er sonst an dem Getriebe
Stets etwas zertrümmert hat.

Und er heischt beständ'ge Opfer
Soll erträglich sein die Last.
Mit lebend'gem Blut zu nähren
Habt ihr diesen schlimmen Gast.

Wählt die Katze, wählt das Ferkel,
Ja, versteigt euch bis zum Kalb,
Dass nicht allzuarg verstöre
Euer Heim der Wasseralp.

Dunkel sei des Opfers Farbe.
Weiss und hell nimmt an er nichts;
Denn vom Bösen stammt sein Walten,
Nicht vom klaren Reich des Lichts!

Schwarze Enten, schwarze Hühner,
Wenn er fordert, wenn er droht.
Werft ihm in des Rades Speichen;
Lieber sind ihm die als Brod.

Ihm zu weigern seine Speise
Ist gefährlich, thut nicht gut,
Denn es macht den Nix nach Bessrem
Lüstern nur, nach Menschenblut.

Jeden, der bei Wassermühlen
Sagt Valet dem Lichte hold,
Wer beim Baden untersinket,
All' die hat der Nix geholt.

Die Buschmühle.

I.

Sie wollten bau'n die Mühle,
Die rauscht am Spreewaldsaum,
Bei Straupitz in der Kühle
Sich birgt von Busch und Baum.

Sie wollten bau'n die Mühle,
Die lang' die Räder dreht;
Hat wohl der Risse viele,
Morsch ist drin manch Geräth.

Unheimlich war die alte
Ein spukhaft Balkenhaus,
Drin ging der Nix, der kalte,
Als Meister ein und aus.

Die Buschmühl' war gewesen —
Drauf schwur man rings im Land —
Ein Heim der Wasserwesen
So lange als sie stand.

Sie barg in nassen Mauern,
Bebend vom Räderschlag,
Voll von gespenst'gen Schauern
Manch finsternes Gemach.

Nur halb wohnt als Gebieter
Darin der Müllersmann.
Er hat den Nix zum Mieter,
Dem er nicht künd'gen kann.

II.

Wenn's nun geschah, dass püffen
Die Räder allzusehr,
So wusste man, sie riefen:
Es trägt der Nix Begehr.

Man schuldet ihm sein Essen;
Wird wohl arg hungrig sein.
Warum ward er vergessen?
Werft ihm sein Theil hinein.

Wohl weiss was ihm gebühret
Die kluge Müllerin.
Ein Brödchen, das sie schmieret,
Wird ruhig machen ihn.

Und thut's ein Brödchen nimmer,
Ein Brodlaib sicherlich;
Dann legt sich das Gewimmer,
Gepiff des Rades schwieg.

III.

Doch kamen viele Tage,
Da half dies Alles nicht.
Zu gross ward Lärm und Plage,
Er heischt ein Fleischgericht.

Dann musste man ihm bringen
Was Leben hatte dar
Bis wieder gräulich Klingen
Ein Weilchen ruhig war.

Man warf da eine Taube,
Ein Hühnchen schwarz von Flaum,
Ein Ferkel gar zum Raube
Ihm in den Gischt und Schaum.

Auch dunkelfarb'ge Enten,
Geflügel feist und zart,
Ward zwischen feuchten Wänden
Auf für den Nix gespart.

Auf dass nicht rissen Riemen,
Von Müllerknappen gut
Nicht kleb' an Gaum' und Kiemen
Ihm frisches Jünglingsblut.

IV.

Sie brannten wohlbedächtigt,
Als Kalk den Maurern floss,
Vier Wochen lang allnächtlich
Holzfeuer mächtig gross;

Vier Wochen lang, vom Sinken
Des Tagsgestirnes licht,
Bis rot ein goldhell Blinken
Hervor am Morgen bricht.

Die solche Flamme speisten,
Sie lösen alten Bann.
Der Müller kann's ja leisten,
Ist ja ein reicher Mann.

Lasst Holz das immer kosten,
Schleppt her es kähnevoll;
Nur zwischen diesen Pfosten
Kein Nix mehr hausen soll.

So wurden frei hier Diele,
Radstub', Gehöft und Thor;
Im Neubau der Buschmühle
Kam nie ein Nix mehr vor.
(1881.) Carl Bolle.

Die Bullgrube.

Wie dunkel liegt bei Müschen
Der Teich, der Bullgrube heisst!
Die wird von keinem Bächlein
Das in sie rinnt, gespeist.

Nichts darf sie überbrücken
Als Grün der Lotosblum';
So wallt sie unergründlich
Gar düster und gar stumm.

So birgt sie zwischen Elsen,
Ihr einsam Wasserrund.
Schwarz unter ihr deckt Moder
Den trügerischen Grund.

Dem Nix, der einst drin hauste,
War's neck'scher Zeitvertreib,
Dem besten Stier der Heerde,
Zu kühlen Horn und Leib.

Der schönste Stier der Heerde,
Die nachbarlich gegrast,
Mit dem hat jeden Mittag
Gar wild der Nix gerast.

Bis dass, wenn aus der Schwemme
Sich jener triefend schwang,
Die Zung' ihm rot, wie blutig,
Hing aus dem Halse lang.

Heut noch zeigt die Bullgrube
Als Spur vom mächt'gen Rind,
Fünf Furchen, welche ringsum
Tief ausgetreten sind.

Nixenwohnung.

Wo die Wasser leise spülen
Um bemooste Erlenstümpfe,
Gelbe Iris hoch auf Stielen
Sprossen aus dem Schlamm der Sümpfe;

Wo verdeckt von Uferbänken,
Unterirdisch Strömung lief;
Wo die Buchten, wo die Schlenken
Mehr als andrenorts sind tief;

Dorten, in krystall'ner Frische
Wohnt der Nix, der Wassermann.
Krebse nicht und keine Fische
Siedeln nah bei ihm sich an.

Wenig ist es da geheuer;
Dem der sich vorüber wagt,
Fasst's an Rudel, hängt's am Steuer,
Und es kichert und es lacht.

Wickelnd sich um Stang' und Käscher,
Springt jäh über Kahneshord,
Planscht, so dass man rasch und räscher
Fliht von dem verruf'nen Ort.

Wandelt sich in viel Gestalten;
Immer droht dabei Gefahr
Und den Jungen, wie den Alten,
Perlt Angstschweiss an Stirn und Haar.

Warnung der Mutter.

Blumen, wunderschön zu schauen,
Denen schwer es ist zu nah'n,
Locken, dass die Hand des Kindes
Hin nach ihnen greift vom Kahn.

Glatte Flut, drauf Mummelblätter
Blitzen lassen breit ihr Schild —
Unter ihnen wohnt der arge
Nix, der kleine Mädchen stiehlt.

Rohrkolben und Miltschalme,
Schwank umnickend tiefen Teich,
Lauernd ziehet da verborgen
Knaben er ins nasse Reich.

Darum naht euch nur mit Vorsicht,
Kinderchen, dem Wasserbord;
Denkt, wie Mutter weinen würde,
Wenn auch euch er holte fort.

Viele sind schon jäh' verschwunden,
Die die Warnung nicht gehört;
Nie geschah's, dass aus des Nixen
Klause einer wiederkehrt.

Idem.

Die Varietäten der Gattung Acer.

Erster Beitrag zur Gattung Acer

von

Fritz Graf von Schwerin.

Es bleibt immer erfreulich, wenn es auch nicht gerade häufig geschieht, in den Parkanlagen eines märkischen Grossgrundbesitzers etwas Anderes gepflanzt zu sehen, als auf untadelhaftem Rasen die unvermeidlichen Teppichbeete und dahinter, von der Mode gefordert, nicht minder banal gewordene Coniferengruppen. Ein derartiges Vorkommnis, ehrenvolles Zeugnis passionirter Vorliebe für Baumkunde in botanisch-wissenschaftlicher Auffassung, bietet das nur wenige Meilen südwestlich von Berlin gelegene gräfliche Rittergut Wendisch-Wilmersdorf dar. Hier hat der Schlossherr Graf F. von Schwerin, eine auserlesene Sammlung von Gehölzen angepflanzt, deren Hauptinteresse in der Zusammenstellung sämtlicher, in Kultur befindlicher Arten des Ahorngeschlechts gipfelt. Nicht zufrieden indess mit dem blossen Besitz und mit dem ästhetischen Genuss steter Anschauung, hat dieser eifrige und glückliche Pflanzler sich zugleich als ein nicht minder erfolgreiche Beobachter erwiesen, indem er der Gesamtgattung Acer eine rege, zum Glück auch litterarisch sich bethätigende Teilnahme zuwandte.

Als Resultat dieser durch Reisen und Prüfung in- wie ausländischen Herbariummaterials vertieften Studien, giebt uns jetzt Graf Schwerin eine kurzgefasste Monographie nicht allein der Arten, sondern hauptsächlich, was noch annehmbarer, zugleich aber seinerseits auch mühsamer, der Varietäten der Acergruppe, womit in gediegenster Weise eine Aufgabe gelöst worden ist, deren Ergebnisse für den Botaniker einen sehr grossen, für den Baumfreund und Gartenbesitzer aber einen geradezu unschätzbaren Wert haben.

Genannt werden in diesem Werke, das unter oben angeführtem Titel zuerst in der Gartenflora von 1893 abgedruckt, zuletzt auch in Buchform erschienen ist, allein 106 Arten und von diesen 378 verschiedene Formen; letztere grossenteils auch in ebenso naturtreuen wie eleganten Umrissen abgebildet, ein wahrhafter *embarras de richesse*, wenn nicht dessenungeachtet durch kritische Sichtung und durch gefällige Anordnung von Seiten des Herrn Verfassers eine leicht fassliche Übersicht ermöglicht worden wäre.

Diese dendrologische Studie gewinnt für uns Märker dadurch an Wert, dass es meist unseren Bodenverhältnissen angepasste und in unserem Klima ausdauernde Baumgestalten sind, die uns vorgeführt werden. Während wir die fremdländischen als willkommene Einführungen begrüßen dürfen, ruht unser Auge zugleich mit warmer, durch heimatliche Empfindungen gesteigerter Liebe auf den drei hier zu Lande wildwachsenden Ahornen, von welchen eine reiche Formengliederung namhaft gemacht wird. Es zählt, nach Graf Schwerin, zur Stunde der Bergahorn (*Acer Pseudoplatanus*, L.) 9 Varietäten mit 50 Formen; der Spitzahorn (*A. platanoides*, L.) 8 Varietäten mit 34 Formen und der Feldahorn oder Massholder (*A. campestre*, L.) 6 Varietäten mit 21 Formen. So gross ist für den Pflanzeur die Auswahl unter diesem einen Baumgeschlecht.

Graf Schwerin stellt uns in dankenswerter Weise weitere Beiträge zur Baum-, speziell zur Ahornkunde, in baldige Aussicht. Derselbe wird zu diesem Behuf jede in das gleiche Fach einschlagende Mitteilung von Thatsachen gern entgegennehmen.

Carl Bolle.

Bücherschau.

Prof. Dr. O. Kirchner und Dr. H. Potonié: Die Geheimnisse der Blumen. Eine populäre Jubiläumsschrift zum Andenken an Christian Conrad Sprengel. Mit 22 Illustrationen. Berlin 1893. Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung. 81 S. gr. 8. Unter dem Titel „Was sind Blumen“ hat Potonié in der Berliner Urania wiederholt, beifällig aufgenommene Vorträge gehalten, welche uns das Schriftchen in erweiterter Form bietet. Für uns Brandenburger ist die ausführliche Lebensbeschreibung des märkischen Botanikers Christian Conrad Sprengel's (geb. 1750 zu Brandenburg a. H. † zu Berlin 7. April 1816), nicht zu verwechseln mit dem Kultur-Botaniker Karl Sprengel (geb. 1787) und vor Allem nicht mit des erstgenannten Sprengel Neffen, dem Halleschen Professor der Botanik Curt Sprengel (geb. 1766 † 1883) oder dessen Sohn Dr. Anton Sprengel, ebenfalls einem Halleschen Pflanzenkundigen. Die merkwürdigen Lebensschicksale unseres Sprengel, sein vieljähriges wissenschaftliches Wirken, seine Kämpfe mit der Spandauer Geistlichkeit werden hauptsächlich an der Hand des Tagebuchs des Superintendenten an der St. Nikolai-Kirche zu Spandau Daniel Friedrich Schulze († 1811) anschaulich geschildert. Diese auch sonst für die Kulturgeschichte unserer Nachbarfestung hochwichtige Schrift

„Zur Beschreibung und Geschichte der Stadt Spandau gesammelte Materialien“ wird noch jetzt in der genannten Kirche als Handschrift aufbewahrt. In dem Kampfe zwischen den beiden Gegnern, dem Schul-Inspektor Schulze als Vertreter der pädagogischen Ordnung und Sprengel als jähzornigem, vergnitterten Stubengelehrten, wird man keinem ganz Recht, keinem ganz Unrecht geben wollen. Beide waren Ehrenmänner, ihre Naturen aber gleich entgegengesetzten Polen. Die Schrift verdient auch in geschichtlichen Kreisen anerkennende Würdigung. Fr.

Fontane's Führer durch die Umgegend von Berlin. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet und herausgegeben vom Touristen-Club für die Mark Brandenburg. Teil II. Norden. Nordbahn, Stettiner Bahn, Jungfernhöhe, Cremmener Bahn, Hamburger Bahn mit 4 Karten und 1 Tabelle. Berlin 1893, 50 Pfg. Gleich Teil I (der Osten) für die eigentlichen Touristen zur Orientirung bestens zu empfehlen, zumal die neue Bahn Berlin-Cremmen bereits berücksichtigt ist. Freienwalde a. O. ist zu stiefmütterlich behandelt, dies lässt sich in einer 2. Auflage leicht verbessern. F.

Fragekasten.

Weiteres zur Frage der Taufbecken: Über Messingbecken, insbesondere über das in der Kirche zu Bleicherode befindliche, welches 7 Pfd. schwer ist und einen Durchmesser von $19\frac{1}{2}$ Zoll hat, schreibt E. G. Förstemann in dem „Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit, Bd. II, 1854, Seite 11. Er kommt dabei zu dem Resultat, ohne indessen weitere Belege zu bringen, dass dieses Becken sowohl wie die in dem Krusen-Konvent zu Lübeck befindlichen zu weltlichem Gebrauche, „in der Kirche und auf der Tafel“ gedient haben. Er verweist dann auf seine Arbeiten in: Jen. L. Z. 1828 Nr. 118; N. Mitt. des thür.-sächs. Vereins zu Halle V, 2. 143 und VI 4, 154 ff.; Göttinger Gel. Anz. 1847 Stück 137 S. 1374. In dem vorhergehenden Jahrgang d. Anz. ist auch die damals bekannte Literatur über Messingbecken zusammengestellt. Sie bestand in: Kruses deutschen Altertümern 1. Heft S. 4 ff., Büschings Nachrichten IV S. 65, Vulpus Kuriositäten VIII Taf. 6, Sächs. Kirchengalerie 146, Lausitzer Magazin 1842 f., Förstemanns Mitteilungen VI 4, S. 143, Kämpels Beiträgen z. Gesch. d. deutsch. Altertums (Heidelberg 1839) Heft 3 S. 110 f., Variscia IV S. 122, 1829 S. 61, 1834 S. 113, Beitr. d. Henneberger Alt. Ver., Hildburghausen 1837 N. 4, 3. Jahresbericht d. Voigtländ. Vereins, Leipziger Repertorium 1838 S. 186, Bericht der deutschen Gesellschaft zu Leipzig 1828 S. 30, 1829 S. 25, 1830 S. 100, 1853 S. 102, Walthers Repertorium S. 327, Kopps Bilder und Schriften II. R. M.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 14. (7. ausserordentliche) Versammlung des II. Vereinsjahres

Montag, den 26. Februar 1894 abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr

in den Berliner Elektrizitäts-Werken, Mauerstrasse 80.

Pünktlich zur angesetzten Zeit hatten sich ca. 80 Herren und Damen vor dem Maschinenhause eingefunden. Beim Betreten desselben war wohl jeder überrascht von der Grösse dieser Maschinen, die durch zwei Stockwerke hindurchragten. Der eigentümliche schwirrende Ton, welcher durch das ganze Gebäude ging, machte die Verständigung etwas beschwerlich. Deshalb hatten die Herren, welche in so liebenswürdiger Weise die Führung übernommen hatten, einen besonders schweren Stand, und jeder von uns wird dem Herrn Direktor Datterer bezw. den Herren Ingenieuren Rühling und Guhl für die Belehrung zu doppeltem Danke sich verpflichtet fühlen.

Zunächst gab Herr Direktor Datterer eine kurze Geschichte der Berliner Elektrizitätswerke, welche sich hauptsächlich auf die Leistungsfähigkeit der Maschinen bezog. Hiernach begann die Gesellschaft vor 9 Jahren mit neun Dampfmaschinen von 150 Pferdekraft; bald aber mussten acht solche von 400 aufgestellt werden, dann solche von 1200. Letztere Maschinen, die grössten ihrer Art, sind in Belgien erbaut worden, weil in Deutschland die nötigen Maschinen nicht in so kurzer Frist hergestellt werden konnten. Alles übrige aber ist aus Deutschland bezogen, z. B. die Röhrendampfkessel, die grössten, welche in Deutschland gebaut worden sind; sie erfordern jeder zur Kondensation des Dampfes in der Stunde 200 cbm Wasser, die durch 26 Tiefbrunnen aus 40 m Tiefe geschöpft werden. Die grossen Dampfmaschinen treiben je zwei Dynamomaschinen von je 500 Pferdekraften. In der Centrale, Mauerstrasse 80, stehen 10 Dynamomaschinen, welche zusammen 5000 Pferdekraften repräsentieren. In den beiden Centralen, Schiffbauerdamm 22 und Spandauerstrasse 49, sind durch die Dynamomaschinen je 3000 Pferdekraften repräsentiert und in der Markgrafenstrasse 44 sind es 2400 Pferdekraften.

Die Elektrizitätswerke sind Centralbeleuchtungsanlagen, welche den

elektrischen Strom zu den Räumen der Abnehmer leiten. Zu einer solchen Anlage gehören eine Stromerzeugungsstätte, welche aus der motorischen und der Dynamomaschinenanlage besteht, ein Leitungsnetz und die Lampen am Ende desselben. Die Berliner Elektrizitätswerke speisen 150 000 Lampen von 16 Normalkerzen. Nun ist es aber aus praktischen Rücksichten nicht möglich, die Leitung beliebig auszudehnen, sondern es ist vorteilhafter, sobald es erforderlich wird, eine neue Centrale zu errichten. Deshalb hat die Gesellschaft, welche ihre erste Centrale in der Markgrafenstrasse besass, allmählich die anderen drei dazu errichtet. Für die Zeit aber, wo wenig Bedarf an Licht ist, genügt eine Erzeugungsstätte, deshalb stehen die Centralen untereinander in Verbindung.

Die grossen Maschinen, welche wir auf unserem Rundgang bewunderten, sind die Dynamaschinen; zwei von ihnen werden gewöhnlich durch eine Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzt. Von den Dynamos wird der elektrische Strom erzeugt. Die hier aufgestellten sind Innenpolmaschinen d. h. die Magnetkerne liegen innerhalb eines Rades und ähneln den Speichen eines solchen, welche auf der Nabe sitzen. Durch die Nabe geht die Welle des Ankers hindurch, der in passender Weise auf jener befestigt ist, so dass er über den Kranz der Magneten hinausgreift. Auf dem Anker, dem glänzenden Kupferreifen, welcher sich vor unseren Augen drehte, ruhen die Bürsten, welche den Strom abnehmen und ihn der Hauptleitung zu führen. Man konnte gelegentlich kleine Funken zwischen den Bürsten und dem Kupferreif springen sehen.

Der Stromverbrauch hängt von vielen Umständen ab; die Tageszeit, das Wetter, die gesellschaftlichen und die Verkehrsverhältnisse beeinflussen ihn; deshalb muss bald eine Maschine in Betrieb gesetzt, bald herausgezogen werden. Soll eine Maschine in Thätigkeit kommen, so muss sie allmählich angelassen werden, dies geschieht, indem man den Strom aus der Leitung in ihre Elektromagneten schickt, so dass ihre Spannung allmählich anwächst. Hierbei ist die Dynamomaschine noch nicht mit der Hauptleitung sondern mit dem sog. Anlasswiderstande verbunden, der aus zahlreichen Abteilungen von Drahtspiralen besteht. Hat die Maschine die normale Spannung erreicht, so wird zunächst eine Abteilung des Anlasswiderstandes eingeschaltet und die Zahl derselben unter gleichzeitiger allmählicher Verstärkung des Erregungsstromes vermehrt, zu welchem Zweck die Register dienen, welche neben der grossen Schaltvorrichtung angebracht sind. Endlich ist die Maschine auf ihre volle Stromstärke gekommen, und nun wird sie zunächst unter Belassung ihrer Verbindung mit dem Anlasswiderstande auf die Hauptleitung geschaltet. Sie arbeitet jetzt also gleichzeitig auf den Widerstand und auf das Netz. Nunmehr werden die einzelnen Abteilungen des Anlasswiderstandes ausgeschaltet, bis endlich auch die letzte Abteilung heraus-

gezogen ist, und man zieht dann den Schalthebel, der die Maschine mit dem Anlasswiderstand verband, heraus. Soll die Maschine aus dem Betrieb herausgenommen werden, so geht das Verfahren seinen umgekehrten Weg. Bei dem Zusammenarbeiten der parallel geschalteten Maschinen muss darauf gesehen werden, dass jede Maschine die normale Spannung besitzt und annähernd den gleichen Stromteil in die Leitung schickt; um hierfür eine Kontrolle zu haben, sind Strom- und Spannungsmesser angebracht, die durch ihre Marken und den Zeiger den sie Überwachenden belehren. An die Darlegung des Maschinenbetriebes schlossen sich die Erläuterungen der Einrichtungen für die Sicherheit des Aussenbetriebes und für das Auffinden von Fehlern im Netze.

Sicherlich wird jeder von uns einen grossen Eindruck empfangen haben von der Bedeutung und dem Umfange dieses Werkes, und er wird verstehen, dass die Hoffnungen, welche die Techniker an die Elektrizität knüpfen, voll berechtigt sind.

Nach der Besichtigung vereinigte sich noch eine Anzahl der Teilnehmer im Leipziger Garten und hier gab unser Mitglied, Herr Sanitätsrat Dr. Thorner auf das Ersuchen des II. Vorsitzenden, Herrn Stadtrat Friedel eine kurze und klare Darstellung von dem Zusammenhange zwischen der Bewegung kleinster Massenteilchen und ihren verschiedenen Aeusserungen als Licht, Elektrizität, Wärme und mechanische Arbeit.

Bericht über die 15. (Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch den 28. Februar 1894 abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

1. Wasserwerke Müggelsee. Der 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel legte das von der Städtischen Verwaltung herausgegebene Prachtwerk, 18 Lichtdrucktafeln von Rückwardt nach Photographieen angefertigt vor, welche das grossartige Wasserversorgungswerk Berlins im Osten darstellen. Die Bauten sind dadurch originell und vorbildlich, dass sie Verwendbarkeit des spätgothischen märkischen Backsteinbaus für die verschiedenartigsten Bedürfnisse des modernen technischen Lebens überzeugend nachweisen.

2. Die Königs- oder Riesen-Weide von der Flottwellstrasse in Berlin. Vorsitzender Friedel zeigt eine vom Städtischen Obergärtner Weiss hergestellte Photographie der *Salix alba* am Schnittpunkt der Flottwellstrasse und des Schöneberger Ufers vor, welche in

der Nacht vom 16. zum 17. Januar d. J. auf Veranlassung des Vorsitzenden der Park-Deputation entfernt werden musste, weil sie innerlich durch und durch morsch nach bestimmter Aussage der zuständigen Sachverständigen gefahrdrohend geworden war. Herr Weiss schätzt das Alter auf 400 Jahr, was Herrn Friedel zu hoch erscheint: Der Baum galt als der dickste von Berlin; nach Weiss' Messung in der Zeitschrift „Bär“ Bd. XX Nr. 9 S. 109 hatte er 2,5 m Durchmesser und 7 m Umfang über der Erde und in 5 m Höhe noch 1,40 m Umfang.

Der 1. Beisitzer Dr. Bolle, bemerkt hierzu folgendes:

Das Ende der letzten von Berlin's alten Weiden.

Profanes, respectez ces troncs religieux;
Et quand l'âge leur laisse une tige robuste,
Gardez-vous d'attenter à leur vieillesse
auguste.

Delille.

Wieder Einer weniger von den wenigen noch Vorhandenen! Sehr Viele in Berlin werden die riesige Weide gekannt haben, die sich unfern des Kanals am Kreuzungspunkt des Schöneberger Ufers mit der Flottwellstrasse an der Stelle erhob, wo früher das Karlsbad blind endete. Dieser in mehr als einer Hinsicht denkwürdige Baum hat aufgehört zu sein. Derselbe ist im Auftrage der städtischen Gartenverwaltung in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar d. J., nach vorangegangener Kappung seiner Äste, durch die Feuerwehr gefällt worden.

Der städtische Obergärtner Herr Weiss hat die Fällung geleitet und das Personal dazu gestellt. Abgesehen von Furcht vor der Möglichkeit einer Gefährdung menschlichen Lebens, die von dem Sturz eines so gewaltigen und hohen Stammes unzertrennlich scheint, hätten unsere Nerven uns nicht erlaubt, der Execution trocknen Auges beizuwohnen.

Die Reichshauptstadt, obwohl zur Stunde durch Neupflanzung vielleicht baumreicher als früher, besitzt dennoch nur wenig mehr von jenem Baumschmuck, welcher sie einstmals zu einer Gartenstadt ersten Ranges gemacht hatte. Es wird mehr als eines Jahrhunderts bedürfen, um etwas dem Früheren Ähnliches, unter ungünstiger gewordenen Wachstumsverhältnissen, wiederherzustellen. Muss es da nicht jeden eingeborenen Baumfreund wie mit einem schmerzlich empfundenen Schlage durchzucken, wenn das Gekrach eines stürzenden Riesenstammes an sein Ohr schlägt? Empfindet er dann nicht peinlich, dass wiederum ein Stück altberliner Lebens ihm verloren gegangen sei.

Die Alten glaubten dem von frevler Hand vernichteten Baum Blut entquellen zu sehen. Nicht die Dryade ist es, die jetzt dabei blutet, wohl aber bluten oftmals die Herzen derer, welche ihre alten Lieblinge unerwartet verschwinden sehen, diese Urbäume an die sich für das feinere Gefühl die schwer zu vermissende Kette vieljähriger Erinnerungen anschloss.

Die in Rede stehende Weide, der Species *Salix alba* L. angehörig, war von so mächtigen Dimensionen, dass sie von Unkundigen mehr als einmal für eine Pappel gehalten worden ist. Sie bot mit ihrem straff nach oben gerichteten Geäst nicht ganz den lieblichen Anblick dar, welcher sonst der anmutig pendulierenden Krone unserer Silberweiden eigen zu sein pflegt. Auch war sie, obwohl nach aussen hin unversehrten Stammes, über die Jahre hinaus, wo ein Baum schön ist; manch dürrer Ast verriet an ihr beginnende Hinfälligkeit. Dabei erwies sich ihre Stellung zwischen Strassenfront und Eisenbahn als eine seit lange schon ungünstig gewordene. Dennoch war und blieb der Baum eine kostbare, der Schonung werthe Reliquie der Vergangenheit, jetzt von so Manchem, wie ich das aus Zuschriften und Anreden ersehe, als ein Verlust betrauert.

Es war ja nur eine Weide! wird man mir von anderer Seite her erwiedern. Ist aber jener Gemeinplatz, der unsere Gehölze in edle und unedle scheidet und Weide wie Pappel der letzteren Kategorie zu-erkennt, ein in der Natur begründeter? Wir bezweifeln dies und erblicken mit Recht in jedweder Spezies, wie verschieden ihre Entwicklung auch von der anderer sein mag, den Ausdruck gleichberechtigten Pflanzenlebens, die Verkörperung eigenartiger spezifischer wie individueller Schönheit und des daraus sich ergebenden Stimmungsbildes. An rechter Stelle stehend und von Menschenhand unverstümmelt, kann auch die Weide an Kraft und Anmut mit der Aristokratie unseres Waldes, mit Eiche, Linde und Buche, wetteifern.

Die Unsere war gewissermassen historisch, wenn auch nicht als Zeuge besonders merkwürdiger Ereignisse aufzufassen. Sie schien das erst langsame, dann stärker und stärker pulsierende Wachstum Berlins uns vorführen zu wollen; dazu kam bei ihr ein Beigeschmack literarischen Rufs, den zu kennen man freilich von denen, die sie zu Fall gebracht haben, kaum erwarten darf.

Als letzter der Berliner Baumkolosse gleicher Art, verdient sie einen Nachruf schon aus dem Grunde, weil sie Eingang in die Literatur gefunden hatte. Ein Rodenberg, ein Friedel, zuletzt noch ein Ludwig Pietsch, haben ihrer rühmend gedacht und durch unseren geschätzten Mykologen, Professor Magnus, ist sie im Sinne der Pflanzenphysiologie ins Auge gefasst worden:

Ausserhalb der Mauern Berlins, dem Gewässer nah, das der Schafgraben hiess, erwachsen, stellt sie sich uns als ein verlorener Sprosse jener städtischen Weidenvegetation dar, die mit der schwellenden Üppigkeit ihres Wuchses für die schöpferische Urkraft des mit Unrecht verschrieenen märkischen Bodens gleichsam Zeugnis ablegen wollte. War sie ferner nicht auch noch der letzte lebende Repräsentant jener bewundernswürdigen Uferbekleidung des uns nachbarlichen Flusses, der Fremde, wie Einheimische von jeher liebevolle Verehrung gezollt haben?

Es genügt, allen Anderen voran, den unsterblichen Dichter von Paul und Virginie, Bernardin de St. Pierre, zu nennen, der vor mehr als einem Jahrhundert den ragenden Weiden unserer Spreeborde warme Worte der Bewunderung gewidmet hat. Es kann nicht schaden, jene vaterländische Leuchte der Geologie, Leopold von Buch, zu citieren, der, als es galt, die Olivenpracht einer canarischen Insel zu schildern, keinen glücklicheren Vergleich zu wählen wusste als den ihm vertrauter Stralauer Weiden.

Das vorige Jahrhundert hindurch verdiente unser Weidendamm, jetzt baumlos, seinen Namen mit Recht weil er, als vielbesuchte Lieblingspromenade der damaligen Berliner Gesellschaft, in der That im Schatten gigantischer Weidenbäume am Strome hin verlief.

Schwache Spuren dieses einst fashionablen Baumgangs, unter welchem ihrerzeit alle Grössen unserer aufblühenden Vaterstadt gewandelt sind, verschwanden erst vor Kurzem. Noch 1885 standen am Quai flussabwärts vom alten Unterbaum, der jetzigen Kronprinzenbrücke, 13 Weiden wahrhaft ungeheurer Grösse. Diese waren 1887 bereits auf vier zusammengeschrumpft; wenig später verschwanden auch diese letzten. Ohne Ausnahme waren sie überständig gewesen, allein sich mit der Lücke, die sie hinterliessen, zu befreunden, hat doch eine gute Weile in Anspruch genommen.

Wir verkennen die schwierige Lage unserer städtischen Gartenverwaltung, solchen Eventualitäten gegenüber, bei denen es sich um Massregeln für die öffentliche Sicherheit handelt, keineswegs. Immer werden, wo ein Konflikt zwischen ihnen und nahe wohnender Menschheit sich einstellt, die Bäume das Feld zu räumen haben; immer auch wird es schwierig sein, das Gleichgewicht zwischen ländlicher Idylle und städtischem Interesse aufrecht zu erhalten. Allein sollten sich nicht auch Mittel und Wege finden lassen, bei gutem Willen derartige oft nur anscheinende Gegensätze in möglichst schonender Weise zum Ausgleich zu bringen?

Die letzten Lebenstage unserer Silberweide vom Schöneberger Ufer haben übrigens ihre kleine Geschichte, die erzählt zu werden verdient. Von Vielen geliebt, Anderen ein Dorn im Auge, wurde sie lange gegen andrängende Gegner vom Kgl. Polizei-Präsidium in Schutz genommen. Genannte hohe Behörde ging in lobenswerter Baumfreundlichkeit soweit, dass sie einen der ersten Kultivateure Berlins, unseren jetzt seligen Gärdt, den vieljährigen Hüter der Borsigschen Gartenanlagen, mit einem Gutachten über Sein oder Nichtsein des Baumes beauftragte. Dasselbe fiel, wie sich erwarten liess, zu Gunsten der Angeklagten aus. Dies ist es, was, Dank dem selbst schon dem Heimgange Zuschreitenden, der Todeskandidatin noch eine kurze Spanne lang das Dasein gefristet hat.

Da indess wir Baumfreunde bei streitigen Fragen uns fast immer

in einer, wenn auch respektablen Minorität befinden, so hat nach Verlauf weiterer zwei Jahre trotzdem die entgegengesetzte Ansicht den Sieg davongetragen, um so mehr da eine solche sich von städtisch-gärtnerischer Seite, nehmen wir an wenn auch nicht einstimmig, unterstützt sah. Seltsam und wie eine Ironie des Schicksals klingend erscheint es, dass gerade diejenige hervorragende und des höchsten Lobes würdige Persönlichkeit unserer öffentlichen Parkverwaltung, welche vor wenig Jahren erst den nunmehr vervehten Weidenbaum „einen besonders ehrwürdigen Veteranen“ genannt hatte, das Todesurteil desselben, gewiss widerwillig, besiegeln sollte. So sehen wir selbst die grössten Baumverehrer vor dem Druck der Umstände zuletzt kapitulieren.

Besorgnis vor bei etwaigem Windsturz möglicher Gefährdung von Menschenleben und Menschengut hat zuletzt den Ausschlag gegeben. Die Probe wäre von dem vier Wochen darauf rasenden Orkan leicht zu erwarten gewesen.

Zugestanden: der Stamm war kernfaul, weshalb auch vermöge einer Zählung von Jahresringen das Alter des Baumes nicht zu ermitteln gewesen ist. Ist dies indess bei alternden Weiden nicht fast regelmässig der Fall? Sieht man nicht allerorten, besonders Kopfweiden, die hohl und beinah nur noch aus der Rinde bestehend, dennoch fröhlich fortgrünen? Selbst grössere können, zumal unter angewandter Vorsicht, hinsichtlich welcher Verankerungen zu Gebot stehen, noch sehr lange erhalten bleiben. Es war Gärdts Absicht gewesen, durch ein Gleiches sowohl den Baum zu schützen als auch jedem durch ihn möglich gewordenem Schaden vorzubeugen.

Bemerkenswert ist, dass sich in den Gabelungen des massiven Geästs eine eigentümliche Ansammlung erdiger Substanzen, entfernt an Torfbildung mahnend, vorgefunden hat. Mit der Zeit würde sich ein epiphytischer Pflanzenwuchs darauf entwickelt haben, immerhin ein freundlicheres Bild als wenn wir, zeitgemässer Strömung folgend, in vermorschender Krone eine Brutstätte von Bacillen zu befürchten gehabt hätten. Wir sind so glücklich einer näheren Beschreibung jenes wohl von vieljähriger Anhäufung des Strassenstaubes herrührenden Phänomens aus der so kompetenten Feder des Herrn Stadtrat Friedel entgegensehen zu dürfen.

A quelque chose malheur est bon. Der Fall unserer Weide, die noch 100 Jahr hätte dauern können, hat wenigstens eine gute Folge gehabt. In Erwägung des bedrohlichen Schwindens älterer intramuraler Baumvegetation hat eine löbliche städtische Parkdeputation kürzlich den Entschluss gefasst, die Existenz der noch übrigen Reste einer solchen mit stärkeren Kautelen als bisher zu umgeben. Fälle plötzlich eintretender Gefährdung abgerechnet, soll in Zukunft das etwa in Anregung kommende Entfernen älterer oder historischer Bäume der ernstesten und fürsorg-

lichsten Betrachtung unterliegen, auch fortan nur nach einem *in pleno* zu fassenden Beschlusse Genehmigung finden.

Zum Schluss möchten wir der bildenden Gartenkunst gegenüber einen Warnungsruf ertönen lassen. Beim Klang der jetzt an so mancher klassischen Stelle unserer Nachbarschaft lebhafter als sonst arbeitenden Axt, mögen ihre Meister und Jünger eingedenk sein, dass es sich gelegentlich der Fortnahme von durch Alter ehrwürdigen Bäumen, seien



es einzelne oder Massen derselben, noch um etwas mehr als um die rein gärtnerisch - ästhetische Wirkung handelt. Bäume sind keine blosse *anima vilis*, vielmehr lebenskräftige und des Lebens würdige Organismen, die dem Herzen vieler nahestehen können und der Ehrfurcht aller guten Menschen gewärtig sind. Ihr ornamentaler Wert ist abzuwägen gegen den historischen und den in der Pietät Tausender von Mitlebenden wurzelnden subjektiv-gemütlichen. Im Gegensatz hierzu ist es in der Mark öfters vorgekommen, dass gerade die zum Baumschutz Berufenen,

insbesondere Verschönerungsvereine, sich, leichten Herzens, am schwersten am Baumwuchs versündigen durften.

Fürst Pückler, der doch gewiss mit der Axt zu dichten verstand, hat freimütig eingestanden, Erinnerung an eine Anzahl von ihm weggenommener älterer Bäume, deren Rettung bei reiflicherer Überlegung möglich gewesen, habe ihn Jahre hindurch reuevoll verfolgt, ein andermal habe er 9 Jahre lang darüber nachgesonnen, ob ein Baum bei Muskau zu entfernen sei oder nicht, bis derselbe zuletzt, trotz gegenteiliger Überzeugung von Seiten des Fürsten, doch stehen geblieben sei.

Hut ab vor dem Natursinn und vor dem Zartgefühl eines so genialen Mannes. Wie schade, dass von solchen Vorzügen nicht viel auf unsere Zeit gekommen zu sein scheint.

Angabe der Dimensionen dieser Weide: Durchmesser dicht über dem Erdboden: 2,5 Meter; Umfang 7 Meter.

20. Februar 1894.

Die beifolgende Abbildung des Baumes, den man auch Königsweide genannt hat, seitdem sich Kaiser Wilhelm I. für die Erhaltung des Veteranen interessierte, stellt letztern dar, wie er, unbelaubt, kurz vor dem gewaltsamen Ende aussah, welches ihm, da er entschieden Gefahr drohte, leider nicht erspart werden konnte. Bald darauf trat der viel besprochene verheerende mehrtägige Orkan ein, welcher einen wahren „Havoc“ unter unseren Bäumen anrichtete. Wäre die Weide durch denselben umgeworfen worden, so hätten leicht dadurch Menschen erschlagen werden können.*)

Demnächst sprach, im Hinblick auf die neuerdings vielfach erörterten Pferderennen und Wetten, der I. Schriftführer Ferdinand Meyer über

Ältere Pferderennen in Berlin.

Die Einführung derselben wird dem Herzog von York zugeschrieben, welcher das „englische Vergnügen“ gelegentlich seiner hier selbst erfolgten Vermählung mit der Prinzessin Friederike v. Preussen nach Berlin „verpflanzt“ hätte. An einem Juli-Vormittage des Jahres 1791 fand das Rennen auf dem Manöver- (Tempelhofer-) Felde statt. Die Volksmenge, so heisst es, jubelte dabei den preussischen Offizieren zu, welche Sieger blieben — es waren dies Graf Medem von den Garde du Corps, und die Lieutenants von Schack und von Alvensleben vom Regiment Gensdarmes, — während man die englischen Offiziere auspiff.

Es muss dieser Sieg um so grössere Anerkennung finden, als in England die Wettrennen bereits zur Römerzeit Eingang gefunden hatten,

*) Das Cliché zu der beifolgenden Abbildung, angefertigt nach einer Photographie des städtischen Obergärtners Weiss verdanken wir der Güte der vaterländischen Zeitschrift „Der Bär“.

seit 1160 eine der wesentlichsten Volksbelustigungen bildeten und in den Chester-Rennen eine Weltberühmtheit erlangten. Nach englischem Muster wurden sie zu Anfang unseres Jahrhunderts auch in Deutschland als Herren-, Offiziers-, Jockey- und Bauern-Rennen dauernd eingeführt.

In Berlin geschieht übrigens des Pferderennens bereits vor nunmehr vierhundert Jahren Erwähnung, nur dass dasselbe nicht wie bei den Engländern kultiviert wurde, vielmehr gänzlich eingegangen zu sein scheint. Wenigstens wird seiner von den Chronisten, die doch weit geringfügigere Tagesbegebenheiten in unserer guten Vaterstadt gewissenhaft registrierten, nicht gedacht.

Versetzen wir uns in die Regierungszeit des Kurfürsten Johann (Cicero) zurück, welcher nur zeitweilig in seinem Schlosse zu Kölln an der Spree residierte, so fanden während seiner Anwesenheit Bankette, Jagden und Turniere bei Hofe statt, an denen die Bürger sich als Zuschauer ergötzten, im übrigen aber bei ihren Zunftversammlungen, an Hochzeiten und Taufgelagen, Tänzchen und — wie schon erwähnt — auch am Pferderennen sich vergnügten.

Letzteres geht aus einer Verordnung des Kurfürsten an den Rat von Berlin und Kölln, d. d. Arneburg (in der Altmark), am „Dienstag nach Jubilate“ (22. April) 1494 hervor, welche lautet:

„Lieben getrewen. Ewer schreyben haben wir vormerkt, vnd ist unser meynung, dass die ausschreyben an die von Leiptzk (Leipzig?) vnd anderswo von den von Berlin vnd Collen wegen geschehen, doch dass die von Berlin das Rennen der pferd zum Berlin halten.“

Wie bereits angeführt, finden sich bis zu dem Rennen im Jahre 1791 keine weitere Mitteilungen vor. Dann erst heisst es in einer Schilderung des Berliner Volkslebens, aus dem Jahre 1830, dass sich den beiden Hauptvolksfesten des Stralauer Fischzuges und des Schützenplatzes in der neuesten Zeit eine andere Lustbarkeit, das Pferderennen, angeschlossen habe und aller Wahrscheinlichkeit nach auch für die Zukunft jährlich stattfinden werde. Der Charakter dieses Festes sei jedoch ein ganz anderer, als der, welcher den beiden vorherwähnten eigen sei. An dieser Lustbarkeit (heisst es weiter) nehmen der König und sein Hof, der hohe Adel und alle diejenigen Privatpersonen teil, welche bei jenem Hauptzweck ein Interesse haben. Die Preise für die besten Rennen werden grossenteils vom König selbst und den höchsten Personen ausgeteilt. Dabei findet die Beobachtung aller derjenigen Gebräuche statt, die bei solchen Festlichkeiten herkömmlich sind (jedenfalls noch mit Ausschluss der heutigen „Buchmacher“). Das Volk verhält sich mehr passiv, da die Teilnahme an den Rennen mit Kosten verknüpft ist, die nur der Begüterte aufzubringen vermag.

Soweit die Schilderung.

In's Leben gerufen wurden die damaligen Rennen, seitdem der

durch Kabinets-Ordre vom 30. Juni 1828 mit Korporationsrechten ausgestattet „Verein für Pferdezucht und -Dressur“ unter dem Protektorat des Königs in's Leben getreten war. Die Mitglieder bestanden grossenteils aus Gutsbesitzern, Militärs und Civilbeamten oder solchen Privatpersonen, die mit der Neigung für diesen Zweig inländischer Kultur zugleich die Mittel verbanden, thätig für ihn wirken zu können.

Der Rennplatz befand sich anfänglich auf dem Terrain des Ritterguts Lichterfelde; von dort erfolgte im Jahre 1835 seine Verlegung nach dem zwischen der Chaussee und der Potsdamer Eisenbahn sich ausbreitenden Teile des Tempelhofer Feldes, woselbst alljährlich zur Zeit des Wollmarktes, im Juni, die Vereinsrennen veranstaltet wurden. Mit dem Entstehen der Anhalter Bahn, im Jahre 1840, fanden die Rennen auf dem östlichen Teile des Feldes bis zum Jahre 1867 statt, in welchem die Auflösung des Vereins erfolgte. Seine Mitglieder traten in den „Unions-Klub“ über — die Rennen wurden nach Hoppegarten verlegt.

3. Sodann hält Fräulein Elisabeth Lemke einen mit lebhaftem Beifall begrüßten Vortrag über

volkstümliches Spinnen und Weben,

den wir am Schlusse des Berichtes bringen werden.

4. An den Lemkeschen Vortrag knüpft Stadtrat Friedel erläuternde Bemerkungen über die zur Illustrierung ausgestellten volkstümlichen Spinn- und Webegeräte des Märkischen Provinzial-Museums.

Aus der Alt-Steinzeit, aus der dem Diluvium angehörigen palaeolithischen Epoche, haben sich Darstellungen des Menschen auf Bein und Stein mit sicherer Hand gezeichnet im Süden und Südwesten Europas erhalten. Der Mensch wird hier auffallender Weise unbekleidet dargestellt. Da sich auch sonst Spinn- oder Webe-Geräte aus dieser entlegenen Periode nicht erhalten haben, so wird man die Textilkunst als noch nicht bekannt bezeichnen müssen.

Die Entwicklungsphasen, welche die Textilkunst vom Rohsten zum Verfeinerten durchläuft, kann man zeitlich sondern, in die Bereitung des Filzes (des Zusammendrückens und Zusammenschlagens nachgiebiger Stoffe zu einem gewissen Verbands, von vielen Thieren, namentlich von unzähligen Vögeln beim Nestbau geübt), in die fernere Phase der Herstellung von Flechtwerk, einer ebenfalls sehr alten Übung, die aber schon zum „skillfull labour“ werden kann und in das eigentliche Weben, wie es uns das ebenso bewunderte wie verhasste, manchem Abscheu erregende Geschlecht der Arachniden vorbildlich zeigt.

Dieses Weben setzt aber das Spinnen d. h. die kunstgerechte Zubereitung eines Fadens voraus.

Die vom Märkischen Museum heut vorgelegten Objekte gehören von einigen älteren Wirbelsteinen abgesehen, sämtlich der neuerlichen

Zeit an. Es sind Handspindeln d. h. Spindelstäbe, an denen zum Teil noch der Flachs sitzt mit den daran befestigten eben erwähnten Wirtelsteinen. In der Provinz Posen, in Polen und den Ländern der Stefanskronen werden dergleichen primitive Geräte noch jetzt angefertigt und gebraucht. Aus der Provinz Brandenburg ist mir die Benutzung derselben in der Gegenwart nicht mehr bekannt.

Dahingegen fertigen unsere Schulkinder noch jetzt — auch hier in Berlin — Webegeräte der Art, wie ich sie vorlege an und weben sich damit hohle Schnüre zu Pferdeleinen zum Spielen, Uhrketten, Halsbänder und dergleichen, auf durchbohrten Korkscheiben mit 4 oder 5 eingesteckten Stecknadeln, an denen der bunte Wollenfaden befestigt wird.

Zum Bandweben benutzen die Kinder bei uns — wiederum auch in Berlin — noch jetzt Brettchen, die kammartige Zähne haben, welche auf allen 4 Seiten mit einem Rahmen umschlossen sind, zum Weben von bunten Bändern. Ich lege Exemplare aus Oderberg i. M. und aus dem Spreewald vor. Haben die Kinder dergleichen Rahmen nicht, die sich mit dem Laubsäge-Apparat herstellen lassen, so nehmen sie möglichst grosse Pferdekämme dazu, deren Zinken unten durch ein Querholz verbunden werden. Sehr auffallend ist es, dass diese uralte Gepflogenheit des Schnur- und Bandwebens vorzüglich von Knaben betrieben wird.

Die primitivste Art der Weberei ist diejenige, welche nur mit den blossen Fingern ohne irgend ein Instrument geübt wird. Meine Tochter Gesa Friedel legt Ihnen eine Plattschnur vor, welche sie auf diese Weise in rot und weissem Muster für die „Brandenburgia“ und zwecks demnächstiger Aufnahme des Machwerks im Märkischen Museum hergestellt hat. Man benutzt dazu 6 Finger, je 3 von jeder Hand und verwebt 2 Fäden, gewöhnlich zwei aus mehreren Fäden zusammengesetzte Strähnen. Während der Apparat mit Kork und Nadeln eine hohle Schnur darstellt, deren einzelne Teile hintereinander verschiedenfarbig ausfallen, erst ein blauer Teil, dann ein roter, dann ein weisser u. s. f., werden bei der geschilderten Finger-Weberei die Fäden überhaupt bunt durcheinander geschlungen. Meine Tochter sah diese Art von Weberei vor drei Jahren in und bei Lübeck von Bauerkindern ausüben, die auf diese Weise haltbare Uhrketten herstellen. Unser Mitglied, Lehrer Monke teilt mir mit, dass er diese Uranfänge der Textilkunst bei Kindern im Osthavelländischen Kreise noch vor wenigen Jahren im Schwange gesehen, zur Herstellung von Ketten, Peitschenschnüren, Schlüsselbändern und zum Befestigen des Griffels oder Schwamms an der Schiefertafel. Die Schnüre können rund oder platt nach Belieben hergestellt werden.

Der Vortragende schloss damit, dass er noch mehrere altertümliche Weberschiffchen aus der Provinz Brandenburg vorlegte, welche letztere ihren guten Ruf als eine „webende Landschaft“ bis auf den

heutigen Tag, insbesondere in den zur Niederlausitz gerechneten Teilen, siegreich und erfolgreich bewahrt hat. Möchten auch unserer engeren Heimat die soeben durch Vertrag neu erschlossenen Handelswege und Absatzgebiete bis in den fernen Osten unseres Erdteils hinein zum Segen und Vorteil gereichen.

Nach dem Schlusse der Sitzung fand ein geselliges Beisammenbleiben im Ratskeller statt.

Die ältesten Spinn- und Webegeräte.

von Elisabeth Lemke

Geehrte Anwesende! Anknüpfend an meine vorjährigen Mitteilungen über die ältesten Nähadeln werde ich mir erlauben, Ihnen ein kleines Bild zu entwerfen, welches die ältesten Spinn- und Webegeräte — insbesondere diejenigen der Mark Brandenburg — zum Gegenstande hat.

Ich wies damals auf die so naheliegende Meinung hin, dass der Mensch — als er überhaupt anfang, sich zu bekleiden, — zuerst in die (ihm von der Altmeisterin Natur ziemlich bequem vorbereitete) Haut eines erschlagenen Tieres geschlüpft sein und sich mit einem Gerät begnügt haben mag, das zwar als der Vorläufer der Nähadel angesehen werden muss, im Grunde aber durch jeden beliebigen spitzen Körper — Dorn, Knochen, Stein u. s. w. — vertreten sein konnte.

Wenn es lange, lange Zeit hindurch genügt haben wird, Schmür- und Bindelöcher in dem anspruchslosen Gewande herzustellen, so änderte sich mit der heraufdämmernden Kultur unendlich Vieles auch auf dem hier in Rede stehenden Gebiete.

Spinnen und Weben gehören so sehr zusammen, dass es als geboten erscheint, Beides gemeinsam zu berücksichtigen. Beides aber verliert sich in einer uns unerreichbar bleibenden Ferne. Wir sind genötigt, einerseits die der Vorgeschichte angehörenden Funde auf ihre Zeitstellung hin zu prüfen, um die Entwicklung der Geräte kennen zu lernen, andererseits Vergleiche mit Thatsachen, welche die Gegenwart uns bietet, vorzunehmen. Das sind Aufgaben, welche ehrliche Arbeit verlangen. Handelt es sich doch um Urkunden unseres Kulturlebens!

Sehr treffend sagt Moriz Hörnes in seinen „Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie“ *): „Der prähistorische Mensch verstand die Kunst der Selbstdarstellung noch nicht. Er hat uns keine kanonischen Werke hinterlassen, die unser Urtheil stützen, aber auch

*) Zeitschrift für Ethnologie, 1893, S. 49.

bevormunden. Hier nahen wir dem Objekt auf einem anderen Wege, den uns nicht die Kunst, sondern die Natur vorgezeichnet. Die Beschäftigung mit dem prähistorischen Menschen gleicht der Jagd auf ein scheues Wild, das sich vor uns verbirgt und zurückzieht.“

Das Weben ist überall zuerst ein Flechten gewesen, d. h. es sind auf einer Reihe Längs-Streifen oder -Fäden in allereinfachster Weise Quer-Streifen oder -Fäden so geordnet, dass sich ein schachbrettartiges Muster ergeben musste.

Verwendbare Streifen konnte man aus dem Bast der Bäume, von Tierhäuten u. s. w. gewinnen; sobald aber Fäden in Frage kommen, muss die Kenntniss des Spinnens vorausgesetzt werden.

Das Spinnen ist natürlich anfangs auch ein höchst einfacher Vorgang gewesen. Es bleibt unserer Phantasie überlassen, sich z. B. das Zupfen und Drehen der Wolle — bevor man zu einem Gerät seine Zuflucht nahm — vorzustellen. Damals muss jeder Faden von Wert gewesen sein.

In seinem (wiederum in neuer Auflage vorliegenden) Buche „Kulturpflanzen und Haustiere“ spricht Victor Hehn*) die Ansicht aus, dass die Wolle den Schafen ausgerupft ward, um Filzdecken und Filztücher zusammenzustampfen, — besonders zum Schutze des Hauptes. Hesiod sagt:

„über das Haupt dir

„Setze geformeten Filz, vor Nässe die Ohren zu schützen.“

„Das Schaf ist ein altes Kulturtier; aber die Kunst, es zu scheeren, war den früheren Menschengeschlechtern unbekannt; die Wolle wurde mit den Händen abgerissen. Noch im 19. Jahrh. fand C. J. Graba auf den entlegenen Faröern diese Sitte in Kraft; er meinte aber: dies sehe grausamer aus, als es in Wirklichkeit wäre, denn „nur diejenige Wolle, welche fast von selbst ausfällt, wird abgerissen.“ In Italien war selbst zu Varro's und Plinius' Zeit das Ausrupfen noch nicht ganz abgekommen. Nach Varro liessen diejenigen, welche die ältere Methode beibehalten hatten, die Tiere drei Tage lang hungern, damit die Wolle sich leichter ablöse. Varro weiss sogar nach einem öffentlichen Dokument den Zeitpunkt anzugeben, da aus Sicilien die ersten Schafscheerer (natürlich mit den nötigen künstlichen Scheeren) nach Italien kamen. — In der Odyssee (18, 314) ruft Odysseus den Mägden zu: „Gehet in's Haus zu Eurer Herrin und unterhaltet sie! Dreht, bei ihr sitzend, die Spindel oder zupfet die Wolle mit den Händen!“ — Wie frühe im Orient die Sitte, das Schaf zu scheeren, sich einfand, wissen wir nicht genau; auf jeden Fall geschah dies früher, als in Griechenland.“

Neben die Benutzung der Wolle tritt schon in sehr früher Zeit die Verwertung des Flachses. Die Frage nach der Herkunft dieses ausserordentlich nützlichen Kulturgewächses ist wol noch immer nicht abge-

*) 5. Aufl. S. 15, 434 u. 435.

schlossen. Die Feststellung wird — wie auch beim Hanfe — dadurch erschwert, dass bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Veranlassung zur Pflege der Pflanze vorlag; manchem Volke war weniger an der Gewinnung der Faser, als an dem Ölgehalt gelegen.

„Nach Unger's und Braun's Untersuchung ist der Flachsbaue für Ägypten schon für das 4. Jahrtausend v. Chr. verbürgt.“ „Somit“ — sagt G. Buschan,^{*)} der sich um die Erforschung der prähistorischen Verhältnisse sehr bemüht, — „darf es nicht verwundern, dass die Pfahlbauer am Pfäffiker-, Niederwyler- und Boden-See diesen Industriezweig ebenfalls schon recht schwunghaft betrieben. Sie verstanden es mit äusserst grossem Geschicke, die Flachsfaser nicht nur zu groben Schnüren, Fischnetzen oder Matten, sondern auch zu feineren Textilerzeugnissen, wie Franzen, Decken, Stickereien und Haarnetzen zu verarbeiten. Eigentümliche Muster von Geweben und Geflechten bezeugen (wie Keller hervorhebt) die Geschicklichkeit der Kolonisten von Robenhausen in der Verarbeitung des Flachses; und nach der Menge von Überresten von dünnen und dicken Tüchern zu urteilen, erscheint der Schluss nicht gewagt: dass die Bekleidung dieser Leute nicht in Fellen, sondern in Flachsgewändern bestanden habe, — und dies nicht nur in der Bronzezeit, sondern auch schon in der Steinzeit. Von dem Schönheitssinn und Geschmacke der Pfahlbaubewohner in der Kleidertracht liefert uns ein im Laibacher Moor gefundenes menschliches Thon-Idol (von Deschmann beschrieben und abgebildet in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft VIII, S. 75) einen Beweis. Dasselbe trägt ein unter dem Halse offenes, von der Brust abwärts zusammenschliessendes Kleid, dessen Saumränder bordirt und absatzweise, sowie auch die Obernaht am Arm, mit quadratischen Verzierungen versehen sind. In den einzelnen Quadraten bilden die von den Endpunkten auslaufenden Doppel-diagonalen ein Kreuz, und es ist jedes der dadurch gebildeten dreieckigen Felder mit einem in der Mitte der Quadratseiten aufsitzenden kräftigen Punkte markirt.“

Gehrte Anwesende! Es wäre für uns alle gewiss von grossem Interesse, wenn wir eine so genaue Beschreibung eines Alltagskleides oder Festgewandes hätten, das die steinzeitlichen Bewohner der Mark Brandenburg getragen haben. Wir stehen aber da vorläufig dem „Nichts“ gegenüber.

Vielleicht könnten wir in der Art Schlüsse ziehen, wie es z. B. B. J. Spöttl^{**)} gethan hat in Bezug auf das Urnen-Grabfeld von Hadersdorf am Kamp in Nieder-Österreich. Er sagt: „Die Verzierungen auf den Gefässen bestehen aus der Zusammenstellung der geraden Linie und

^{*)} Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1889, S. 236 u. 237.

^{**)} C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1889, S. 202.

aus Punktverzierung. Es wird uns klar, dass sie dem Gewandstickmuster des Hemdes entlehnt sind.“

Ein andermal wollen wir dergleichen Muster in Erwägung ziehen; heute haben wir uns mit der Herstellung der Gewandstoffe und dergleichen zu beschäftigen.

Die unzähligen Wirtel- oder Spindelsteine und die vielen Webegewichte, welche in der Mark Brandenburg gefunden sind, liefern den genügenden Beweis für ausgedehnte Hausindustrie in Flachs und Wolle. Bevor ich jener Geräte gedenke, sei es mir gestattet, noch einige Worte über den Flachs im Allgemeinen zu sagen, im Anschlusse an V. Hehn. *)

„Jenseits der Alpen beschreibt Plinius ganz Gallien als Leinwand webend, so auch die (für die äussersten der Menschen geltenden) Morini, d. h. die keltischen Bewohner der Niederlande, — so dass also belgischer Flachs und flämische Leinwand ihren Adel bis wenigstens zum 1. Jahrh. n. Chr. hinaufdatieren können. Selbst bis zu den Germanen jenseit des Rheins (fährt Plinius fort) ist diese Kunstfertigkeit gedungen; das germanische Weib kennt kein schöneres Kleid, als das linnene; die Weiber sitzen in unterirdischen Räumen und spinnen und weben dort. — Ungefähr dasselbe sagt Tacitus. — Leinwand als Volkstracht ist nordischen Ursprungs. — Weder Plinius noch Tacitus sagen indessen, ob der rohe Flachs, der den germanischen Frauen zu ihren Leingeweben diente, wie die rote Farbe (mit der sie jene verzierten), etwa aus Gallien eingeführt, oder ob der Anbau schon in's innere Land eingedrungen war, oder ob er sich auf die Rheingegenden, die an gallischer Kultur am frühesten teilnahmen, beschränkte. Aus der Tracht der heiligen Prophetinnen bei den Cimbern, welche Strabo (7, 2. 3.) als grauhaarig, barfuss, mit ehernen Gürteln und spangengebundenen Mänteln aus feinem Flachs schildert, lässt sich nicht etwa auf Flachsbau an der unteren Elbe in so früher Zeit schliessen, da die Cimbern, wenn sie wirklich germanischen Stammes waren, vor ihrem Untergang durch die Römer weit in keltischen, ja in keltiberischen Landen umhergezogen und in jeder Beziehung nicht ohne keltische Beimischung geblieben waren. — Im Laufe der Völkerwanderung hat sich das Leinkleid bei den aus ihren Sitzen aufgebrochenen Stämmen immer allgemeiner verbreitet. — Die dämonische Frau Berchta und die gleichbedeutende Holla, die als spinnende Frau gedacht wird und der der Flachsbau angelegen ist, bezeugen als mythische Gegenbilder der fleissigen spinnenden Hausfrau den Wert, den das Volksgefühl auf das Geschäft und auf dessen Produkt legt. — In altnordischen Gesetzbüchern wird nach Ellen Leinwand gerechnet, die bedeutend höher im Preise stand, als das einheimische grobe Tuch, das Wadmal. Weiter nach Osten erhielt sich die Leinwand noch lange als allgemeines Äquivalent:

*) V. Hehn, Kulturpfl. u. Haush., 5. Aufl., S. 148 u. f.

ja, noch im 18. Jahrhundert wurde sie von kaukasischen Völkern als Durchgangszoll gefordert. — Ganze Bauerndörfer im Herzen Russlands legten sich auf Leinwandwebereien; man wusste den Handtüchern und Laken denselben roten Rand zu geben, wie die Germanen des Tacitus.“

Wirtel oder Spindelsteine wurden von jeher aus verschiedenem Material und in verschiedenen Formen hergestellt. — Ich lasse hier einige Zeichnungen umhergehen, die Ihnen, geehrte Anwesende, dies veranschaulichen mögen.

Zum Wirtel gehört die Spindel oder Spille: ein mässig langes, an beiden Enden zugespitztes Stäbchen, auf welches der Wirtel gesteckt wird. Derjenige, der in Wirklichkeit niemals einen solchen sah, kann sich am ehesten denselben vorstellen, wenn er sich eine auf einen Stock gespiesste Kartoffel oder dergleichen denkt.

Ohne Nachweisung der Fundumstände dürfte es in manchen Fällen selbst grossen Forschern nicht möglich sein, die Herkunft eines Wirtels zu bestimmen. „Den trojanischen ähnliche Thonwirtel finden sich auch in Brandenburg, Schwerin, Strelitz, Schweden und überhaupt vom Kaukasus und Ural bis zu den westlichen Grenzen Europa's, ebenso auch in der Umgegend von Bologna.*)

Neben eine so grosse Übereinstimmung tritt aber eine noch grössere Verschiedenheit. So wurden z. B. in der Byciskala-Höhle über 300 Stück Thonwirtel gefunden, „von einer so überaus grossen Mannigfaltigkeit, dass kaum einige in Form und Verzierung mit einander übereinstimmen.“**)

Wie aus den in den Zeichnungen hier vorgeführten Beispielen ersichtlich ist, liebte man überall vorzugsweise die abgeflachte Kugel-Form, sowie die Kegelform und Scheibenform. Natürlich habe ich die Mark Brandenburg vornehmlich berücksichtigt.

„Wer die ersten Besiedler der Mark waren, welchem Stamme sie angehörten und wann sie in diese Gegenden gelangten, lässt sich aus den nur sehr spärlich erhaltenen Resten nicht ermitteln. Die ältesten uns erhaltenen Denkmäler menschlichen Daseins und Schaffens sind eine Anzahl Knochen- und Steingeräte, einige wenige Thongefässe und einige Grabdenkmäler.***)

Ich weiss nicht, ob sich aus jener frühen Zeit Spinn- und Webegeräte in der Mark nachweisen liessen.

Voss und Stimming (a. a. O., S. 6) sagen: „Im Allgemeinen können wir die Schlüsse ziehen, dass die ältesten Bewohner der Mark in materieller Beziehung einer gewissen Kultur nicht entbehrten. Ob sie Nomaden oder sesshaft waren, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben,

*) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 97. S. v. Torma.)

***) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 54. (Wankel.)

****) A. Voss u. G. Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer der Mark Brandenburg, S. 2.

da die Zeichen der Sesshaftigkeit, — grössere Wohnplätze und gemeinsame Begräbnisplätze — bis jetzt nicht aufgefunden sind. — Über ihre Nationalität vermögen wir zur Zeit auch nichts weiter auszusagen, als dass die Altertümer darauf hinweisen, dass wenigstens die Bewohner des westlichen und nordwestlichen Teils mit den gleichzeitigen Nachbarvölkern in Skandinavien und Nordwestdeutschland auf ziemlich gleicher Kulturstufe standen, in der Formgebung und Verzierung ihrer Werkzeuge und Geräte einen nah' verwandten Geschmack besaßen und hinsichtlich der Totenbestattung demselben Gebrauche folgten, — woraus wol auf ihre Stammesverwandtschaft mit denselben geschlossen werden darf. Die Bewohner des östlichen und südöstlichen Teiles werden jedoch — so scheint es — mehr Verwandtschaft mit den Völkern im Osten und Süden gehabt haben.“

Von diesen dunkeln Tagen bis zu dem Auftreten der Ihnen, geehrte Anwesende, vorliegenden Spinnwirtel der La Tène-Periode ist ein zu weiter Zeitraum, als dass ich denselben ganz unerwähnt lassen könnte. Das Auftreten der Bronze etwa im 5.—6. Jahrh. v. Chr. bedeutet einen überaus wichtigen Wendepunkt. Verschiedene Forscher nehmen an, dass auch hier zu Lande die Weberei mit den übrigen Kulturbestrebungen Schritt hielt. Im hiesigen kgl. Museum für Völkerkunde befinden sich Wirtel aus der Mark, der Hallstadt-Periode zugewiesen. Ein charakteristisches Zeichen für jene Zeit sind grosse, gemeinsame Begräbnisplätze: Hügelfelder und Urnenfriedhöfe, neben welchen letzteren auch stellenweise Spuren von Ansiedlungen gefunden sind, z. B. bei Selchow, Kreis Teltow.

„Wir finden —“ sagen Voss und Stimming (a. a. O., S. 20) — „hinsichtlich der Kulturstufe, auf welcher die Leute der älteren La Tène-Zeit standen, keinen grossen Unterschied von der der „Bronzegräber“. Wir haben eine wahrscheinlich ziemlich friedlich dahinlebende Bevölkerung vor uns, welche — wie uns die verhältnissmässig zahlreichen und ausgedehnten Gräberfelder anzeigen — sesshaft war, demnach auch wohl Ackerbau trieb u. s. w. — Wie bei den meisten Naturvölkern wird auch hier die Frau neben den Arbeiten des Haushaltes, des Spinnens und Webens, worauf die Spinnwirtel deuten, die Anfertigung der Thongeräte besorgt haben. U. s. w.“

Die Wirtel gehören unbestritten in das Gebiet der „Frauenfrage.“ Erwägt man die grosse Fertigkeit, welche in dieser Handarbeit erreicht werden kann, so hindert uns nichts, anzunehmen: dass die „La Tène-Frauen“ oder auch schon die „Damen der Hallstadt-Zeit“ mit Spille und Wirtel so verfahren, wie man es heute mit Strickereien, Stickereien und dergleichen mehr bei nachbarlichen Besuchen und anderen unentbehrlichen Vorkommnissen treibt.

Zum Spinnen mit Spille und Wirtel gehört noch die Kunkel, d. h.

mindestens ein Gegenstand, an welchem die zum Verarbeiten bestimmte Wolle oder der Flachs befestigt ist. Die Kunkel oder der Rocken kann von so leichtem Material hergestellt sein, dass die Spinnerin ihn ohne wesentliche Mühe bei sich trägt, — wie M. Ohnefalsch-Richter schildert, z. B. von den Bäuerinnen in Pera.

Aus dem leichten, beweglichen Rocken wird sich der „Wockenstock“ — d. h. ein feststehendes Gerät — entwickelt haben; oder umgekehrt: zuerst bedurfte man eine derartige Vorrichtung, wie es der „Wockenstock“ ist, bevor man sich mit dem leichten Rocken resp. der Kunkel begnügte. Darüber lässt sich eben streiten.

Um die Vergangenheit zu begreifen, müssen wir uns — wie vorhin gesagt — in der Gegenwart umsehen. Dahin gehören die wertvollen Mitteilungen, welche Herr von Schulenburg „Über das Spinnen in älterer Weise in der Lausitz“ veröffentlicht hat. Er sagt*): „Früher wurde — und zwar im Gebiete des Spreewaldes, z. B. zu Burg, noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts — nicht auf dem jetzt üblichen Spinnrade, sondern auf der Spille (Spindel) gesponnen. Diese ältere Art zu spinnen, ist genau so, wie ich sie aus den Schilderungen alter Männer und Frauen aus Burg kannte, in der Muskauer Gegend, z. B. in Schleife, in Gebrauch; doch man spinnt in dieser Weise nicht mehr Garn zu Leinwand, sondern nur Zwirn zum Nähen. Man bediente sich dabei der Spille und der Kriebatsche. Letztere besteht aus zwei Hölzern, die rechtwinklig zusammengefügt sind: dem aufrechtstehenden Wockenstocke und einem schmalen Brettchen, in dessen einem (stärkeren) Ende der Wockenstock steht. Auf diesem Brettchen, welches auf dem Schemel oder der Bank liegt, sitzt man. In dem Wockenstock ist ein Loch für eine Strippe. Ist nämlich die Spille halbvoll gesponnen, so wird der Wirtel abgemacht und an die Strippe gebunden, weil sonst die Spille zu schwer wäre. In dem Sitzbrettchen ist ebenfalls ein Loch; darin wird die Spille gesteckt, will man sie bei Seite haben oder sich ausruhen, damit das Garn nicht „verknöte“. Auf den Wockenstock (Unterwocken) wird der Oberwocken gesetzt, um welchen der Flachs als Wocken (Rocken) gelegt und durch ein Band zusammengehalten wird. Die Spille besteht aus einer hölzernen Spindel, auf deren stärkeres Ende der Wirtel (Wertel, Wörtel) aufgesteckt wird. Derselbe ist aus Thon (vom Töpfer) oder aus Holz (vom Drechsler) gefertigt; zur Not behilft man sich mit einer Kartoffel. Wird nun gesponnen, so zieht die Spinnerin mit der linken Hand den Faden aus dem Wocken, indem sie mit der rechten Hand schwebend die Spille hält. Hat die Spinnerin den Faden klafferweit gesponnen, so dreht (wirbelt) sie die Spille zwischen den flachen Händen. Die Spille wirbelt nun, sich drehend,

*) Verb. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 35.

den gesponnenen Faden auf, indem sie gegen den Rocken hin geführt wird. Hat sich dann die ganze Fadenlänge auf die Spille gewickelt, so legt die Spinnerin um das obere Ende der Spille (mit dem Faden) eine Schleife, damit sich beim weiteren Spinnen das Garn von der Spille nicht abwickelt. Diese Schleife wird jedesmal, wenn klafferweit gesponnen ist, schnell gelöst (abgezogen), bevor die Spille zwischen den Händen gewirbelt wird. — Man kann wol annehmen, dass auch in älterer, vorgeschichtlicher Zeit in der Lausitz in ähnlicher Weise gesponnen wurde, — um so mehr, da man gleichfalls im Mittelalter einer ähnlichen Vorrichtung zum Spinnen sich bediente. Damals hatte man neben sich, auf einem Holzbänkchen oder sonstiger Unterlage stehend, den Wockenstock und an ihm den Wocken — in solcher Höhe, dass man sitzend den Faden ziehen konnte. An einem solchen Wockenstock (auf einer Randzeichnung von Albrecht Dürer, vom Jahre 1515) sieht man in den Wocken eingesteckt eine halbvoll gesponnene Spindel mit dem Wirtel. Unterhalb des Wockens hängt ein kleines Gefäß, vermutlich zu Wasser, um den Faden anzufeuchten. Neben dem Wockenstock steht ein Topf, in welchem 4 Spindeln stehen, von denen 2 voll gesponnen sind.“

Obgleich die Maschinenspinnerei einen riesigen Umfang erreicht hat wird auch noch heute in vielen Ländern Europas, besonders in den südöstlichen, mit der Spindel gesponnen. Forscher und Reisende geben uns darüber übereinstimmende Berichte.

So teilt Herr Geh.-R. Virchow*) mit: „dass er die altertümliche, Weise des Spinnens mit frei herabhängender Spindel in Sicilien überall angetroffen habe. Seine Aufmerksamkeit wurde zuerst in Taormina darauf gelenkt, wo er die Frauen auf den offenen Tennen der Häuser durchweg damit beschäftigt sah“.

Uralt, wie die Wirtel oder Spindelsteine, sind auch die Webegewichte, welche verhältnismässig recht häufig gefunden werden. So ist z. B. die Niederlausitz besonders reich an solchen Funden.

In den „Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung“ (IV. Band, 1879) veröffentlichte A. v. Cohausen interessante Mitteilungen über „Das Spinnen und Weben bei den Alten“. Er sagt: man mache sich eine falsche Vorstellung, wenn man glaube, der Faden wickle sich durch die Rotation der Spindel auf diese. „Die Rotation der Spindel gibt dem Faden nur den Drall. Um jenen aufzuwickeln, nimmt die Spinnerin die Spindel, setzt sie mit der einen Spitze gegen die Brust, mit der andern gegen den Zeigefinger der linken Hand und giebt ihr mit dem Daumen und Mittelfinger derselben Hand eine drehende Bewegung, bis der Faden, der von der rechten geleitet wird, aufgewickelt ist. Er wird dann wieder mit einem „Stich“ auf der Spindel

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1883, S. 514.

festgemacht; und die drei Operationen des Ausziehens, Drehens und Aufwickelns des Fadens gehen, wie beschrieben, weiter. Dabei berührt die Spindel den Boden nie; sie tanzt nicht wie ein Kreisel auf demselben; oder wenn sie es thut, so sind das besondere Spinnkünste oder Spielereien. Jedoch wird die Rotation der Spindel nicht nur in der eben beschriebenen Weise, sondern auch dadurch bewirkt, dass man die Spindel mit der flachen Hand auf dem Schenkel reibt oder vielmehr rollt. Wir sehen dies auf Bildern von Beni-Hassan dargestellt (Wilkinson II. pag. 85, Fig. 8); und es soll auch noch in Klein-Asien gebräuchlich sein. — Als die Mädchen abends noch zur Spinnstube kamen,*) war der Rocken mit 10, 12, 14 Spindeln besteckt, d. h. mit so vielen, wie sie an einem Abend voll zu spinnen gedachten; der Wirtel wurde nach und nach aufgesteckt. — Wenn gesagt ist, dass der Faden mit Speichel benetzt wird, so ergibt sich nach einer Zeichnung, welche Blümner in der „Archäologischen Zeitung“ (1877, Taf. 6) bringt, dass in manchen Fällen die Spinnerin es vorzog, den Faden durch den Mund laufen zu lassen.“

Um das Weben in vorgeschichtlicher Zeit anschaulich zu erklären, sind mehrfach Versuche gemacht worden, den primitiven Webstuhl aufzubauen. Pauer in Zürich stellte einen solchen her, mit welchem man die in den Pfahlbauten vorkommenden, nicht ganz einfachen Gewebe weben kann. Derselbe genügte aber A. v. Cohausen nicht. „Da es mir“, sagte er, (a. a. O., S. 27) „nicht gelingen und einleuchten wollte, wie für so viele Gewichte, auch wenn man grosse Gruppen von Kettfäden vereinigte, genugsam Platz bliebe und wie namentlich dieselben imstande sein sollten, dem Gewebe eine gleichmässige Breite zu erhalten, so liess ich den pfahlzeitlichen Webstuhl auf sich beruhen und konstruirte mit dem derzeitigen Sekretär des „Nassauischen Altertumsvereins“, Herrn Isenbeck, einen Webstuhl oder vielmehr das Modell eines solchen (im Masstabe von 1:5), mit welchem wir imstande sind, die in hiesiger Sammlung (Wiesbaden) vorhandenen ägyptischen, römischen und fränkischen, nicht minder auch die aus den Pfahlbauten herrührenden Gewebe herzustellen.“

Leider kann niemand auf solchem Webstuhl nach Proben arbeiten, welche uns die Gewänder der „steinalten“ Märker vergegenwärtigen würden. Uns fehlt hier eben solche Proben-Sammlung, wie sie z. B. in meiner Heimat Ostpreussen ungemein reichhaltig vorhanden ist und sich u. a. auf die dem 2. und 3. Jahrh. n. Chr. angehörenden Skelettgräber zu Corjeiten, Gruneiken und Warneiken bezieht. Wäre es anders, so hätte sich dies G. Buschan — s. „Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte“ (5. Heft, 1889)! — bei seiner Erklärung prähistorischer Gewebe und Gespinnste nicht entgehen lassen.

*) In vielen Ländern ist dies heute noch ganz allgemein. (E. Lemke.)

Es handelte sich dort um 70 Einzelproben aus 27 Fundorten (davon 5 aus ausserdeutschen Museen). Die Hallstadt-Periode war u. a. durch Karlsruhe vertreten.

Demgemäss müssen die Bewohner der Mark resp. die Berliner mit einer gewissen Andacht die trüb' aussehenden leinenen Beutelchen betrachten, in welchen Münzen u. dergl. zur Aufbewahrung gelangten. Ich nenne da den Hecksilberfund von Ragow: in einem leinenen Beutel — welcher in einem Topfe steckte — wurden Münzen, Schmucksachen und Barren gefunden. Die Niederlegung dieses Schatzes dürfte dem 11. Jahrhundert angehören. — Auf meine Anfrage beim kgl. Museum für Völkerkunde hier teilte Herr Direktor Voss mir mit: „dass in einem kleinen, dem frühen Mittelalter angehörigen, bei Luckau gefundenen Bronzegefäss ein kleiner Leinwandrest enthalten gewesen ist“.

Die eigentümlichen Webegewichte, von denen ich Ihnen, geehrte Anwesende, einige in den Zeichnungen vorführe, werden sowol auf slavischen, wie voroslavischen Ansiedlungsplätzen gefunden.*)

Der älteste Webstuhl ist ein „stehender“ gewesen, d. h. die Fäden der Kette hingen senkrecht nieder, am unteren Ende mit schweren Gegenständen — wie die Thonpyramiden oder Webesteine — verbunden. Man möge sich den Webstuhl vorstellen: als ruhe eine Stange oder ein Balken auf zwei in einiger Entfernung von einander stehenden Bäumen oder Pfählen. Unsere Vorrichtung zum Teppichklopfen würde sich vorzüglich dazu eignen. Auf dem Balken ruhte das Gespinnst. Dadurch, dass die Fäden der Kette in Gruppen abgebunden waren, ermöglichte man ein sofortiges Weben, welches in Wirklichkeit ja nur ein Flechten war, — d. h. sich aus diesem entwickelte.

„Das Werkzeug“, sagt A. v. Cohausen (a. a. O.), „mittels dessen die Alten den Einschlagfaden zwischen den Kettfäden durchzogen, nannten sie „Radius“, was keineswegs die uns gebräuchliche Bedeutung des Kreis- halbmessers hat. Der Name blieb, während das Werkzeug sehr verschiedene Formen annahm. Wahrscheinlich bediente man sich in der Frühzeit, wie in Indien noch, nicht des Weberschiffchens, sondern einer Nadel oder eines Lineals, über welches der Einschlagfaden gewickelt war. Das Lineal diente dann zugleich, den Faden zwischen den Kettfäden anzuschlagen. Da, wo die Nadel mit einem Öhr oder die Filetnadel mit den Gabeln am Ende Anwendung fanden, bedurfte es zum Anschlagen des Fadens noch eines besonderen Werkzeuges. Wir kennen seine Benennung „Spatha“ bei den Römern, ohne Zweifel von seiner Ähnlichkeit mit dem Schwert. Von Holz hat es sich nicht unter den römischen Antiquitäten erhalten; wol aber wurde noch im vorigen Jahrhundert auf Island bei dem dort ebenfalls gebräuchlichen stehenden

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 239.

Webstuhl zu demselben Zwecke ein solches schwertförmiges Werkzeug benutzt. — Aus der Filetnadel entwickelte sich jenes Gerät, bei welchem das aufgewickelte Garn durch zwei schifförmig gestaltete Seitenblätter geschützt ist. — Einen weiteren Fortschritt bezeichnet das Weberschiffchen, in dessen Aushöhlung eine Spule Platz fand, von welcher das Garn sich abwickelt.“

Eine Erinnerung an die Einfachheit der ältesten Webstühle — insofern es sich um solche Gewebe handelt, auf welche die technische Bezeichnung „Tafft“ (auch „Leinwand“) passt — ist uns in jenen Gerätschaften erhalten, die auch in der Mark Brandenburg, z. B. im Spreewalde, zum Weben von Band benutzt werden. Das dazu nötige Brettchen ist in der Weise mit sprossenartigen Stäben resp. senkrecht verlaufenden, schmalen Hohlräumen versehen, dass ein Teil der Kettfäden durch letztere, ein anderer Teil durch die kleinen Durchbohrungen in den Stäben geführt werden kann. Diese zuletzt genannten Fäden können ihre Lage nicht ändern; die anderen hingegen kommen beim Heben und Senken des Brettchens abwechselnd nach oben oder nach unten, so dass der Einschlagfaden allemal vereinzelt ist und das (schon als Beispiel herangezogene) Schachbrett-Muster darstellt.

Das Bandwirken an sich ist aber gleichfalls eine alte Kunstfertigkeit, über welche u. a. F. Bayern*) — die kaukasischen Gräberfelder betreffend — berichtet. Er sagt: „Ueber das Bandwirken der Mädchen habe ich in Koban eine interessante Beobachtung gemacht. Heute noch beschäftigen sich die Weiber und ganz besonders die Mädchen der kaukasischen Gebirgsvölker mit Posamentirarbeit, d. h. mit Weben oder richtiger Klöppeln der Silber- und Gold-Borten für ihren und der Männer Bedarf. Diese Kunst muss schon sehr alt sein, denn ich fand in einem der Kistiner Grabtürme, die gewöhnlich drei übereinander stehende Räume bilden, wo im oberen Raume die Reichen, im mittleren die weniger Begüterten und ganz unten die armen Leute liegen, wie mir ein Ingusche erzählt, bei dessen Volk dieselbe Beerdigungsweise einst stattfand, wo in jedem Raume hunderte von Leichen, in Tücher eingewickelt, mumienartig auf einander liegen, — also ich fand in der mittleren Etage, aus welcher ich für Herrn Chantre eine dieser Mumien und einige Schädel holte, ein kleines, niedliches Körbchen, aus Ruthen geflochten, in welchem ein in einem Beutelchen liegendes Spiegelglas, eine wieder in einem ledernen Beutelchen steckende Scheere und (nebst einigen anderen Instrumenten für Frauengebrauch) auch die zum Bandweben nötigen Bestecke und das Falzmesser (aus Bein gefertigt) lagen.“

Wie viele der — im allgemeinen nicht mit Sicherheit zu bestimmenden — Fundgegenstände, wie sie auch in der Mark vorkommen, können als Falzmesser gedient haben!

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1883, S. 263.

In die Reihe der noch unerklärt gebliebenen Dinge gehören ferner die Geräte von Bronze, welche z. B. Lisch als „Spulen“ bezeichnete: zwei ziemlich grosse, fest an eine Axe gegossene runde Scheiben. Sie wurden auch in der Mark gefunden. „Die Spulen“ — sagt O. Olshausen*) — „wenn diese Bezeichnung richtig ist, sind — so scheint es — dem mittleren Norddeutschland eigentümlich.“

Spulen von Thon sind in Italien gefunden, so in der Provinz Grosseto, wo ein Feld von 260 Brunnengräbern — die Nekropole von Vetulonia — blosgelegt wurde.**)

Eine mehrfache Deutung lassen auch manche Weberschiffchen zu, indem sie ebensogut ein zum Netzestriken notwendiges Gerät vorstellen können.

Sodann die sogenannten Flachshecheln und die kammartigen Gegenstände!

Die Spinnwirtel selbst sind in vielen Fällen mehrfacher Deutung ausgesetzt. Nach der einen Seite hin greifen sie in das Gebiet der grossen Perlen für Gebetkränze über; nach der anderen Seite hin zeigen sie sich verwandt mit den Netzbeschwerern, insofern solche von bescheidenem Umfange sind. Schliesslich sind unzählige Wirtel nicht mit Sicherheit als für den Gebrauch bestimmt anzusehen, sondern als Weihgeschenke zu betrachten, für welche Annahme ganz besonders auf Schliemann und seine Funde in Hissarlik-Troja zu verweisen ist. Gleiche Erklärung fanden auch die flachen Thonräder von Tordos, welche S. v. Torma als 5—9 cm gross beschreibt; die eine Fläche dieser Thonräder ist mit Symbolen verziert.

Übrigens meldet S. v. Torma, in Bezug auf neolithische Wohnstätten Siebenbürgens, dass sich auf den Bodenflächen mancher Gefässe Abdrücke von Geweben befinden.***)

Die Gewebe vom Pfahlbau Robenhausen sind Geflechte von enger und weiter Maschenweite, zum Zusammenziehen eingerichtet. Dort wurden auch einige sehr hübsche, dreimal umwundene Bündchen Fäden gefunden. Aus allem folgt, dass die gewebten Kleider schon ziemlich allgemein gebräuchlich waren. Nichtsdestoweniger wusste man den Wert derselben zu schätzen: manche Gewebe weisen deutliche Flickarbeit auf.†)

Eine besondere Beachtung unter den heimischen Funden erfahren auch die Glätt-, Schlitt- oder Webeknochen, wie solche z. B. Herr Geh.-Rat Virchow vom Burgwall bei Ketzin (am nördlichen Ufer der Havel) nachweist.

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U. 1885, S. 447.

**) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 467.

***) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 91.

†) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 25.

Hiermit wäre in Kürze ein Hintergrund gegeben für die reichen Sammlungen an Spinn- und Webegeräten, welche Sie, geehrte Anwesende, in unsern Museen antreffen. Zu den in Gräbern oder sonstwie gefundenen Zeugnissen uralter Kunstfertigkeit und nimmer verringerter Hochschätzung dieser unentbehrlichen Beschäftigung gesellen sich die in der Litteratur niedergelegten Zeugnisse. Bedauerlich bleibt für meine freundlichen Zuhörer, dass die Mark Brandenburg in Bezug auf die Letztgenannten schlecht wegkommt.

Lokale Verschiedenheiten gleichen sich bei allgemeiner werdender Kultur aus. Das im Jahre 1530 erfundene Spinnrad*) nahm seinen Siegeslauf über alle möglichen Spindeln und Wirtel in zahllosen Winkeln der Erde.

Schiller hat uns keine Beschreibung gegeben, wo er sagt:

„Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.“

(Der Spaziergang.)

Auch hier sind Spinnen und Weben neben einander gestellt. Daran will ich nur noch die Mitteilung knüpfen, dass Herr von Schulenburg annimmt, „dass die Webekeller der Germanen auch als Spinnstuben dienten, d. h. Spinnstuben waren.“ In den Bergdörfern am Westufer des Gardasees traf er folgende Sitte: „Die Leute halten sich im Winter der Kälte wegen vielfach im Stalle auf, auch abends bei Lampenlicht. Die Ställe befinden sich im Erdgeschoss. Dort wärmt das Vieh. In diesen Ställen kommen nun Spinnengesellschaften von jungen Mädchen zusammen“.**) Ausdrücklich wird hinzugesetzt, dass sich auch die jungen Männer da einfinden.

Ein solches Bild können wir uns zweifellos von den ältesten brandenburgischen Spinnerinnen und ihren Verehrern ausmalen. Das war alsdann auch eine „Brandenburgia“.

Freuen wir uns indess der unsrigen!

Eingänge für die Bibliothek.

A. Bücher.

1. Geschenke.

Vom Magistrat der Stadt Berlin.

Borrmann, R., Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin 1893.

*) Annalen des Vereins für Nassauische Altertumsk. u. Geschichtsf., IV. Band, 1879, S. 24.

**) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1893, S. 148,

Von den Herren Verfassern.

- Scheibler, C. Prof. Dr. Geh.-Reg. Rat, Aktenstücke zur Geschichte der Rübenzuckerfabrikation in Deutschland während ihrer ersten Entwicklung, Berlin 1875.
- 1) Bahrfeldt, E. Dr., Der Bracteatenfund von Michendorf. Ein Beitrag zur Brandenburg. Münzkunde des XII. Jahrh., Berlin 1881.
 - 2) Derselbe, Die Brandenburg. Städtemünzen aus der Kipperzeit 1621—1623, Rietz-Neuendorf 1882.
 - 3) Derselbe, Beiträge zur Brandenburg. Münzkunde, o. O. u. J.
 - 4) Derselbe, Die bei Ilmersdorf gefundenen Bracteaten, Wien 1885.
 - 5) Derselbe, Das Münzwesen der Stadt Luckau in der Nieder-Lausitz, Wien 1885.
 - 6) Derselbe, Der Marschwitzer Bracteatenfund, Breslau 1885.
 - 7) Derselbe, Die Datierung der Brandenburg. Denare aus der Zeit der Regenten des bayerischen Hauses, München 1890.
- Eichberg, Markgraf Otto der Minnesänger. Ein vaterländisches Gedicht, Berlin 1893.
- 1) Schmidt-Neuhaus, Paul, Königin Luise in der plastischen Kunst, Berlin 1893.
 - 2) Derselbe, Berliner Gedenktafeln, Berlin 1893.
- Galland, Georg, Dr., Die Amtmännin von Oranienburg. Ein Beitrag zur deutschen Sittengeschichte d. 17. Jahrhunderts, München 1894.

Vom Verleger.

(Plahn'sche Buchhandl. — Henri Sauvage)

Bellardi, Paul, Königin Luise, ihr Leben und ihr Andenken in Berlin, Berlin 1893.

Von Herrn Herm. Bünger.

Virchow, R., u. v. Schulenburg, W., Der Spreewald und der Schlossberg von Burg, Berlin 1880.

Von Herrn Lieutenant Schmidt.

- 1) Lindenberg, Paul, Berlin als Kleinstadt, Berlin 1893.
- 2) Harden, Maxim., Berlin als Theater-Hauptstadt, Berlin 1888.
- 3) v. Sacken, Ed., Freiherr, Katechismus der Heraldik, 4. Aufl., Leipzig 1885.
- 4) Gindler, F., u. Stephan, O., Die Weltstadt Berlin, Sehenswürdigkeiten und Denkmäler, Einrichtungen und Umgebung der Stadt Berlin, Berlin (1893).

2. Tausch-Exemplare.

Touristen-Klub für die Mark Brandenburg zu Berlin.

- 1) Mitteilungen. Jahrg. I No. 7—12, Jahrg. II No. 1—4, 1892/93.
- 2) 9. Jahresbericht pro 1892.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag.

Mitteilungen. XXXI. Jahrg. No. III, 1893.

Württemberg. Kommission für Landesgeschichte in Stuttgart.

Württemberg. Vierteljahrshefte. Neue Folge. I. Jahrgang. No. 1—4, 1892.

Historischer Verein
für das Grossherzogtum Hessen zu Darmstadt.
Quartalblätter. Neue Folge. Jahrgang 1892, No. 5–8.

Niederlausitz. Gesellschaft für Anthropologie und Altertums-
kunde zu Guben.

- 1) Mitteilungen. Heft 1–5.
- 2) Desgleichen. III. Band. Heft 1 u. 2.

Verein für die Geschichte der Neumark zu Landsberg a./W.
Mitteilungen No. 9 — 1892.

Allgäuer Geschichts-Verein zu Kempten.
Allgäuer Geschichtsfreund, 1888–1892.

Administration der Antiquitäten. Zeitschrift zu Strassburg i./Els.
Antiquitäten, Zeitschrift, Heft 51–63.

Redaktion der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift zu Berlin.
Naturwissenschaftliche Wochenschrift, Jahrg. VIII, Heft 1–5.

B. Bilder- und Karten-Sammlung.

Geschenke.

Vom Herrn Verfasser.

Liebenow, W., Prof., Karte der Provinz Brandenburg als besonderer Abdruck
aus der Karte von Mittel-Europa, Hannover o. J.

Von Herrn Lieutenant Schmidt.

Schmidt, R., Bauwerke und Denkmäler von Berlin — (Höhenvergleich) Licht-
druck. —

Georg Galland: Die Amtmännin von Oranien- burg.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts.

Unter diesem Titel veröffentlichte in den Nummern 17 und 18 der
„Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung von 1894“ kürzlich Herr Privat-
Dozent Dr. Georg Galland, unser verehrtes Mitglied, die aktenmässige Schilder-
ung eines Prozesses, welcher sich unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich
des Dritten abgespielt hat. In dieser Schilderung entwirft der Verfasser ein
so anschauliches Bild der damaligen Sitten und bietet ausserdem noch so

reiches geschichtliches Material u. s. w. dar, dass eine kurze Darstellung desselben an diesem Ort wohl am Platze ist.

Im Jahre 1696 verwaltete das Amt Oranienburg der kurfürstliche Amtmann Johann Jakob Sperl. Derselbe — nebenbei bemerkt, ein dunkler Ehrenmann, wie sich später herausstellte — hatte sich in sehr späten Jahren verheiratet und zwar war seine Wahl auf die neunzehnjährige Jungfrau Maria Bodin, Tochter des Lehnschulzen von Gross Motze*) Joachim Bodin gefallen, die er im Jahre 1685 ehelichte. Das ungleiche Paar hatte bis zum oben genannten Jahre wahrscheinlich in ungetrübtem Wohlbefinden seine Tage verlebt in dem Bewusstsein in Oranienburg die Spitze der Gesellschaft zu sein, als das Schicksal eingriff und das Idyll mit rauher Hand zerstörte. Der Unstern der Amtmännin führte den kurfürstlichen Hofmaler Gericke nach Oranienburg, welcher mit der künstlerischen Ausschmückung der Gemächer im dortigen Schlosse betraut war. Er war verheiratet, und da das Reisen von Berlin nach Oranienburg und umgekehrt sehr umständlich und kostspielig war, so übersiedelte er mit seiner Frau nach Oranienburg. Ein Gesuch wegen Kost und Logis im Amtshause wurde von der Frau Amtmännin, welche im Bewusstsein ihrer hohen Würde das Malerehepaar wahrscheinlich nicht für voll bzw. nicht als ebenbürtig ansah, zurückgewiesen. Der Maler begann seine Arbeit und hatte bald die Ausschmückung des Speisesaales beendet. Es waren dies Darstellungen menschlicher Thorheiten und Schwächen, in das Gewand der Tierfabel gehüllt, sonst aber, entsprechend dem Geschmack der Zeit, sehr derb gehalten. Herr Jean de Porré, kurfürstlicher Kastellan zu Oranienburg, gab unter dem Titel „Erklärung der in Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Speisesalet Zu Ouranienburg Gemahleten Grottesco-Figuren“ ein Büchlein heraus, das im Jahre 1697 bei Ullrich Liebpert, churfürstl. Hofbuchdrucker zu Cölln a. d. Spree herauskam und eine Beschreibung dieser Malereien enthält. Dr. Galland bezeichnet den Inhalt des Büchleins als ein Gemisch von Führerweisheit und aufgeschnapptengel ehrten Brocken. Unter diesen Malereien ragte besonders die Darstellung des bäuerischen Hochmuts durch Derbheit hervor. Es war dies eine Frauenfigur, welche von den Emblemen der Landwirtschaft umgeben, eine Kuh molk. Die Dame stand mit nackten plumpen Füßen im Kot, war unterhalb mit einem hochgeschürzten, groben blauen Rock bekleidet, ihr üppiger Oberkörper trug ein prachtvolles scharlachrotes Festgewand. Der Kopf war mit einer ungewöhnlich hohen Frisur geschmückt, die noch dazu mit einem Pfauenschweif bekrönt war. Um den Hals trug die Figur ein Kettlein, über dessen Zusammensetzung der Herr Verfasser sich absichtlich ausschweigt. Damit auch kein Zweifel darüber entstehen konnte, wer gemeint sei, hatte der boshafte Künstler der Figur die Züge der Frau Amtmännin gegeben. Die Bilder wurden mit Papier bedeckt, hauptsächlich wohl deshalb, wie der Verf. richtig bemerkt, um in dem kleinen Orte vorzeitiges Gerede über den „Gegenstand“ der einen Schilderei zu verhindern. Kurfürst Friedrich III. besichtigte im genannten Jahre die Gemälde und nahm kein Ärgernis an irgend einer der gemalten Scenen. Desto mehr Ärgernis

*) Gross Mutz bei Löwenberg.

nahmen aber die Betroffenen daran. Hauptsächlich die Frau Amtmännin wusste ihrer Wut keine Zügel anzulegen und machte — einfältigerweise — jedermann auf den ihr zugefügten Tott und Schimpf aufmerksam.

Der Amtmann selbst klagte: „Er hette das umb den Churfürsten nicht Verdienet, dass man seine Fraw so schimpfflich mahlen lasse, Er Wolle desshalb gantz bewegliche Vorstellung thun. Wolte mans ändern gutt. Wolte mans nicht ändern, so were er Zwar ein schwacher Kranker Kerl, aber so schwach Were er doch nicht, dass er sich nicht liesse hinauff bringen und nehme einen Pinsel und streiche die Teuffeley auss. Da es aber Gericke Vor sich Gemahlet, wolte er demselben einen process an Halss werffen und solte es ihn auch 10,000 Thaler Kosten.“ Ausser dem Amtmannshepaar nahmen auch die Freunde der Frau Amtmännin, der Lackirer Jacques Dageli, der Lieutenant Tschetschki oder Zetschke und der kurfürstliche Planteur Guillaume Huyard an dem Geschehenen Anstoss. Speziell vom ersteren heisst es in den Prozessakten, dass er „dem Verlauth nach mit diesser Frawen in nicht geringer Vertrawlichkeit stehen solle“, während der Lieutenant ihr sogar, wie man behauptete, schon im Voraus die erschte zweite Ehe versprochen haben soll. Vom Dritten ist in den Akten gesagt, dass er ihr „confidenter Freund“ gewesen sei. Als solcher wohnte und speiste er im Amtshause. Dageli und Tschetschki waren früher befreundet gewesen, als sie aber Einer Göttin huldigten, war die Freundschaft in die Brüche gegangen. Die Anteilnahme der Drei ist demnach leicht erklärlich und ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dass einer dieser Freunde der Verüber der nachfolgend geschilderten Frevelthat ist.

Der Kurfürst weilte anfangs Dezember 1696 als Gast am sächsischen Hofe zu Dresden. In dieser Zeit seiner Abwesenheit spielte sich in Oranienburg folgendes ab:

„Am Sonnabend, den 5. Dezember, hatte der Schlosskastellan de Porré den mehrfach erwähnten Speisesaal betreten, um dort irgend eine geringfügige Revision vorzunehmen. Er fand Alles in bester Ordnung. Tags darauf blieb der Speisesaal unbetreten. Am Montag, den 7. früh, meldeten sich beim Kastellan der Obrist von Hackenborn und zwei andere Kavaliere aus Berlin, die das Schloss zu besichtigen wünschten. Man denke sich den Schreck des braven Aufsehers, als er den kurfürstlichen Speisesaal gewaltsam erbrochen, die Thürbefestigungen zerstört und eine gewisse weibliche Figur an den Bildern mit brauner Farbe überstrichen vorfand. Er meldete den Vorfall mit Übergehung des in dieser Sache zunächst zuständigen Amtmannes direkt dem Schlosshauptmann, späteren allmächtigen Minister Casimir Colbe von Wartenberg, der die Anzeige nach Berlin weiter gab. Der Oberbaumeister Grüneberg befand sich zur Zeit in Oranienburg und eilte auf die Nachricht von dem sonderbaren Einbruch sofort zum Kastellan und liess sich den Saal zeigen. Als Sachverständiger stellte er fest, dass das Bild nur mit brauner Wasserfarbe, die sich mit dem Finger leicht abreiben liess, überpinselt war. Der Schaden war also nicht so bedeutend.

Der Kurfürst war über den verwegenen Einbruch in sein Schloss empört und ordnete strenge Untersuchung an. Mit der Führung dieser Untersuchung wurde der kurfürstliche Geheimsekretär Andreas Mieg betraut.

Die Voruntersuchung führte der Adjunkt Herr J. C. Gantesweiler. Dieser Herr hatte eine wunderliche Methode hinter die Wahrheit zu kommen. Er inquirirte nämlich den Inquisiten bis zur Erschöpfung und drehte das von demselben Gesprochene fortwährend herum, so z. B. fragte er, ob Inquisit bekenne, die That ausgeführt zu haben; und auf dessen Antwort „Nein“ fragte er weiter: Warum Inquisit die That ausgeführt habe. Öfters wird sich wohl dann der Inquisit verschnappt haben, wenn er durch stundenlanges Verhören mürbe gemacht war.

Leider verbietet der beschränkte Raum ein näheres Eingehen auf den Gang der Untersuchung und muss ich mich beschränken, das Interessanteste herauszugreifen. Ich citire den Herrn Verfasser wörtlich, wie dies auch schon vorher geschehen ist.

Gantesweiler erhielt am 21. December 1696 (Cölln a. d. Spree) den folgenden kurfürstlichen Befehl: „Friedrich III Churfürst etc. U. g. g. Z. Es ergeheth hiermit Unser gnädigster Befehl an Dich, soforth Dich nach Oranienburg zu Begeben, und Zu untersuchen, wer daselbst das gewölbe auf dem Schloss, worinnen das grotesque gemahlet, forciret, und etwass an denen Gemelden eigenmechtiger, frevellhaffter weise enderen lassen, und nicht allein Wer es Befohlen und werkstellig gemachet, sondern auch wer Davon wissenschaft gehabt aufs genaueste Zu inquiriren, und Davon unterthänigsten Bericht abzustatten.“

Gantesweiler war unverzüglich nach Oranienburg gereist und hatte dort zunächst den Thatbestand aufgenommen. Er fand das Gewölbe in jenem schon oben geschilderten Zustand, die Thür „durch eine Violente effraction Wovon der eysserne Grambe (Kramme) so die Rügel in Vendig (inwendig) an der Thür fest gehalten, auss dem Holtz gesprungen, erbrochen, auch die Leyste, Wormit die Thür in der mitten da selbige sich schliesset Bekleidet ist, abgerissen; Im Uebrigen aber das nebst der Kuhe gemahlte Frawenbilde mit Brauner farben dergestalt behändt aussgestrichen, dass man davon ausser einem Wenig von dem blauen Unterrock nicht das geringste mehr sehen oder erkennen Kan“. Der Herr Adjunkt verhörte fleissig und glaubte bald genügendes Material gegen die Amtmännin und den Lackirer Dageli gesammelt zu haben, um Anklage gegen dieselben erheben zu können.

Auf Befehl des Kurfürsten wurde nun ein Inquisitions-Verfahren gegen „Maria Bodinin dess Amtmann Sperle zu Oranienburg Haussfraw vnd Jacques Dageli“ eingeleitet. Daneben fanden neue Zeugenvernehmungen statt, so dass schon am 1. Januar 1697 eine abermalige weitschweifige „Unterthänigste Relation nebst beygefügter Protokolle dess Churfürstl. Brandenburg. Adjuncti Fisci Joh. Conr. Gantesweilers“ an den Kurfürsten gelangen konnte. In diesen Verhandlungen erscheint als dritter Beschuldigter der „Planteur“. Er wird aber von einem Zeugen mit Namen Hopfe herausgeredet, welcher bemerkt, dass Inquisit (Dageli) nur Farben „von starcken spiritibus, welche sich nicht auslöschten lassen“ gebrauchte, hingegen der Planteur „mit Wasserfarben allerhand Vogelbawer zu mahlen pflegete.“ Eine Angabe, die der ebenfalls vernommene Bauschreiber Pankow dahin einschränkte, dass der Planteur „nur grüne Farbe für seine Vogelbawer“ anwendete. Monsieur Guillaume Huyard war somit glänzend gerechtfertigt. Charakteristisch war

die Antwort der Amtmännin auf die Frage des Adjunkten, wer wohl die That begangen haben könnte: „Wer wolte Woll die Liebe Vor Sie haben und ein churfürstliches Zimmer erbrechen und diesses Gemählde ihr Zufallen ausszustreichen?“ Bezüglich Dageli's, der sich wie Gantesweiler an den Kurfürsten schreibt, „alss ein Executor der Amtmännin diessfallss ihm ertheilten Befehlss mit Vielfältigem Verdacht sehr suspect“ befände, erwidert Frau Maria herzlich: „Sie Kenne mit Gott bezeugen und Wolte darauff leben und sterben, das Dageli hiervon Unschuldig seye. Gestalten Sie mit Selbigem von diesem Gemählde niemalls gesprochen habe“, und ferner: „Wan Sie so gewiss ein Kind der Seligkeit Were, alss der Dageli hieran Unschuldig, so were woll Ihrer seelen seeligkeit gewiss.“ Bei allen Vernehmungen kam nicht sonderlich Wichtiges heraus, sodass das ganze Material der Hallenser Juristenfakultät mit dem Ersuchen um Abgabe eines Gutachten übersandt wurde. Die Antwort der Hallenser Fakultät traf noch im Laufe des Januar ein. Sie erachtete die beiden Angeklagten nicht für überführt. Diesen Wahrspruch hätte man sicherlich auch in Berlin fertig bekommen, aber es war damals Sitte, verwickelte Rechtsfälle einer Juristenfakultät zur Begutachtung bezw. Entscheidung vorzulegen. Es war das eine reiche Einnahmequelle für die betreffenden Fakultäten. Weitere Verhöre brachten auch nichts Wesentliches, dank dem Ungeschick des untersuchenden Adjunkten, zu Tage, sodass am 7./17. April folgender von Dankelmann gegengezeichneter kurfürstlicher Spezialbefehl (aus Königsberg i. Pr.) an die Geheimen Räte in Berlin erging: „Ihr habt also bemeltes urthel exequiren und ged. Dagely und die Maria Bodinin das Ihnen Zu erkannte Juramentum purgationis abstaten Zu lassen, und mus Ihnen aber Vorher das gewissen durch einen Geistlichen woll geschärfet und die Zeitliche und Ewige straffe, die Sie, wan Sie falsch schweren solten, auf sich laden würden, beweglich vor Augen gestellet werden. —“ Es heisst in den Akten weiter: „Nachdem Fraw Maria Bodinin heute abermahl Persönlich erschienen, und dem actui beyzuwohnen Herr Johann Paul Assmann Prediger bey St. Nicolai Kirche invitiret worden, selbiger auch sich gestellet, so ist der Fr. Amtmännin Von demselben sehr beweglich zugeredet, und sie Vor dem Meyn Eydt fleissig gewarnet worden. Nachdem aber dessen allen ungeachtet, sie Beständig dabey geblieben, dass sie mit reinem Gewiessen den Eydt ablegen Wolte, als hatt sie auch geschwohren, Wie nachstehet:

Juramentum. Ich Maria Bodinin Schwere Zu Gott dem Allmächtigen einen Eydt, dass Ich dess Churfürstl. Gewölbe Zu Oranienburg selbstn nicht eröffnet, noch eröffnen lassen, noch das in actis genante Gemählde selbst aussgelöschet, oder ausslöschten lassen, ich auch nicht Wisse, Wer solches gethan, Viel weniger Rath und Anschläge dazu gegeben habe, so wahr mir Gott helffe durch seinen Sohn Jesum Christum.“

Den gleichen Eid schwor am nächsten Tage Jacques Dageli, welcher vorher durch den Dominikaner-Mönch Engelbert Borges aus Halberstadt, Dageli war Katholik, eindringlich vermahnt worden war. Berlin besass damals keinen katholischen Geistlichen, weshalb der oben genannte Dominikaner, welcher sich z. Z. hier aufhielt, mit der Vorbereitung zur Eidesleistung betraut werden musste. Der Prozess war — vermutlich mit Hülfe mindestens

Eines Meineides — hiermit zu Ende. Die grosse Aktion, die soviel Staub aufgewirbelt hatte, endete kläglich wie das sattsam bekannte Hornberger Schiessen. Über den eigentlichen Urheber alles Übels, den Maler Gericke, bemerkt der Herr Verfasser, dass selbiger ein Spandauer Kind war, woselbst er im Jahre 1665 geboren wurde. Der Kurfürst liess ihn ausbilden und befinden sich im Königlichen Kupferstichkabinett einige Portraits, welche von Gericke's Kunstfertigkeit Zeugnis ablegen. Von diesen Oranienburger Wandgemälden sind — wie der Herr Verfasser mittheilt — keine Spuren mehr vorhanden; auch sind Abbildungen derselben nicht bekannt. Wegen aller übrigen Einzelheiten sei auf die interessante Abhandlung selbst hiermit verwiesen. *)

H. Maurer.

Brummtopf und Schimmelreiter

in Erinnerung gebracht durch

Carl Bolle.

Diese zwei volkstümlichen Winterbelustigungen fanden bis vor nicht langer Zeit im Dorfe Heiligensee in folgender Weise statt:

Der Brummtopf bestand aus einem Fässchen von Eimergrösse. Statt des Bodens, der herausgenommen, war auf einer Seite Leder aufgenagelt und querüber eine Strippe mit einem Paar Federposen gezogen. Über Letztere spannten sich in zwei Kerben Pferdshaare. Einer nun hält diesen Brummtopf, ein Anderer giesst Wasser auf die den Rand ziemlich lang überragenden Pferdshaare. Wird dann an diesen gezogen, so brummt es stark und anhaltend.

Zum Herumführen eines solchen Instruments, welches am Sylvesterabend stattfand, gehörten drei junge Burschen, die mit demselben durchs ganze Dorf von Haus zu Haus zogen und dabei Gaben, sei es in Geld, sei es in natura einsammelten, niemals auch ein bei der Gelegenheit dargereichtes Schnäpschen verschmähten.

Der Führer des Trio betete dazu folgenden Spruch:

„Einen schönen guten Abend, eine fröhliche Zeit,
Die uns der Brummtopf heut' bereit!
Wir wünschen dem Herren einen gedeckten Tisch,
Auf alle vier Ecken einen gebrat'nen Fisch
Und in der Mitt' eine Kanne voll Wein,
Das soll dem Herren sein Labsal sein.
Wir wünschen der Wirtin eine gold'ne Kron'
Und über's Jahr einen jungen Sohn.
Wir wünschen dem Knecht eine Sens' vollgeladt
Dass er kann schneiden frühe und spat.
Wir wünschen der Köchin ein Paar weisse Strümp',
Dass sie sich kann putzen wann der Bräut'gam künmt“.

Bemerkenswert ist, dass besagte Verse nicht im noch immer üblichen Platt, sondern hochdeutsch hergesagt wurden.

*) Inzwischen hat die J. G. Cotta'sche Buchhandlung einen Sonderabdruck dieses Artikels veranstaltet. Derselbe ist jetzt in Broschürenform erhältlich.

Der Schimmelreiter, am Weihnachts-Heiligenabend sich zeigend, und ebenfalls von zwei Helfern begleitet, machte die gleiche Runde durchs Dorf. Er ersetzte offenbar den hieselbst nicht landestüblichen Runknecht (Knecht Ruprecht). Seine Ausstattung bestand in Folgendem: Ganz in Weiss gehüllt, erschien er nur in Hemd und Unterhosen, Schuhe an den Füßen. Er bewegte sich rittlings auf einem Sägebügel an dem vorn ein Stiefelknecht befestigt war, mit einem weissen Strumpf darüber und an Letzterem ein rotes Bändchen. So war der Pferdekopf gar nicht übel dargestellt.

Zwei Bindfaden, von dem Bügel zu den Schultern des Reiters verlaufend, gaben dem Apparat Festigkeit und Halt. Ein in der Mitte lochförmig aufgetrenntes Laken stülpte sich dem Darstellenden über den Kopf, ihn von oben bis unten einhüllend; auch die Hände mussten unter der weissen Hülle verborgen sein. So ausstaffirt kam der Schimmelreiter hopsend angejuckelt und frug ob die Kinder artig wären und beten könnten.

Von seinen Begleitern trug einer einen grossen Beutel voller Nüsse und Pfefferkuchen, der andere dagegen eine Rute nebst einem Beutel voll Asche. Dergestalt waren Lohn wie Strafe in bester Form vorhanden.

Hatten nun die gewöhnlich etwas ängstlichen Kinder obiger Anforderung genügt, so bekamen sie was zu knabbern. Die übel Vorbereiteten aber wurden mit Asche eingerieben oder mit solcher dick bestäubt. Dabei sahen es die Bauern nicht ungern, wenn ihre Mägde bei dieser Gelegenheit etwas „gestiept“ d. h. mehr symbolisch als fühlbar mit der Birkenrute bedacht wurden.

Eine Spende an Schimmelreiter und Genossen in verschiedenen Esswaren, meist Eiern und Würsten, bestehend, beschloss den feierlichen Akt.

Allgemeine grosse Fröhlichkeit ist bei solchem Zampern stets die Hauptsache gewesen und die dabei kaum eingeforderten, vielmehr freiwillig dargereichten Gaben haben sicher auch niemanden gereut.

Ich wünsche mir Glück dazu, wenn auch nicht im Dorf, so doch in dessen Nähe, noch Augenzeuge dieser Vorgänge gewesen zu sein. Genauere Details darüber hat mir soeben der Verwalter auf Scharfenberg, mein lieber Hausgenosse Fritz Bergemann, ausführlich zum besten gegeben. Er weiss gut Bescheid damit, weil er in jungen Jahren mehr als einmal den Schimmelreiter als handelnde Person gespielt, überhaupt den ganzen Rummel von Grund aus mitgemacht hat.

Obwohl zweifelsohne genannte Ceremonien, dem Ursprung nach, in graue Vorzeit zurückreichen mögen, enthalte ich mich doch, da ich geringen Geschmack am Grübeln ethnologischer Gelehrsamkeit finde, jedweder Betrachtung über ihren tieferen allegorischen Sinn. Wenn der Schimmelreiter wohl mit Wahrscheinlichkeit auf Wodan hindeutet, mit dessen Pferd die heiligen Rosse Swantewits ja so grosse Übereinstimmung zeigen, so möchte ich mich dagegen umsoweniger an die Symbolisirung des Brummtopfs wagen. Genügt es nicht, dass Lärm die Freude überall vermehrt? Anderen bleibt es überlassen, aus der Musik des pferdshaarbespannten Fässchens vielleicht das dumpfe Grollen von Thors fernher vernommenem Donner — allerdings im Mittwinter am allerseltensten vernehmbar — herauszuhören.

Lust des Volks an unschuldiger Freude, Hang zum Mimen und das

zeitweilige Bedürfnis des Abschüttelns alltäglicher Sorge zur Stunde kurzen Festjubels, das ist es was ich für mein Teil als rührend und herzerhebend bei dem in Rede Stehenden mir vergegenwärtige. Manch' Jahrhundert lang hat weder die römische Kirche, noch der auf sie folgende ernstere Protestantismus, Anstoss an so harmlosen Nachklängen heidnischer Sitte genommen; auch der alte Polizeistaat, nachsichtiger als sein Ruf, muss achtlos an denselben vorübergegangen sein. Unserer nüchternen Gegenwart blieb es vorbehalten solchen Äusserungen kindlichen Frohsinns mittelst strenger amtlicher Verbote, im schlimmen Sinne des Worts bevormundend, entgegenzutreten. Ob dabei die öffentliche Moral, auf die man sich immer beruft, durch so etwas überhaupt nie sehr in die Enge getrieben, gewonnen habe oder nicht, mögen Klügere als ich es bin, entscheiden. Vor zwei Dezennien noch in vollem Schwange, sind die uns beschäftigenden Mummereien, kraft obrigkeitlichen Einschreitens, seit nun etwa zehn Jahren ganz aus dem Dorfe verschwunden. Anderenorts würde ihre Abstellung vielleicht schwieriger gewesen sein, hier aber sind die einheimischen Leute flügsam und das weniger botmässige unstäte Gesinde, bunt aus der Fremde zusammengewürfelt, welches jetzt auf den Bauerhöfen dient, weiss nichts mehr von jenen ortsüblichen traditionellen Possen.

Thatsächlich festzustellen ist, dass zur Stunde Schimmelreiter und Brummtopf in die Rumpelkammer abgedankter Hausgötter verwiesen sind. Das wachende Auge des Gesetzes, im Gendarm personificiert, braucht nicht mehr argwöhnisch und hindernd nach ihrem verbotenen Auftreten auszulugen. Die Akkorde des Brummtopfs aber leben in Berlin fort in der Diminutivgestalt des allerdings auch hinschwindenden „Walddelbels“, der früher mit seinem populären Gesumm den Christmarkt durchtönte und auch jetzt noch hie und da zur Weihnachtzeit armen Kindern ein Stückchen Brot verdienen hilft. —

Inhalt des Jahrganges 1893/94.

A. Abgedruckte Vorträge.

Breitenbach: Überblick über die Geschichte des Landes und Bistums Lebus, sowie der Stadt Fürstenwalde.	S. 125
E. Gasner: Über Fastnachtsgebräuche unter Berücksichtigung der Provinz	14
A. Giese: Das alte und das neue Rixdorf	99
E. Lemke: Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung	207
E. Lemke: Die ältesten Spinn- und Webegeräte	275
F. Meyer: Die auf Befehl Friedrich des Grossen durch Henkershand verbrannten Schriften	203
K. Müllenhoff: Christian Konrad Sprengels botanische Entdeckungen in der heimischen Pflanzenwelt	169
W. von Schulenburg: Die Lutschen der Niederlausitz	48
W. v. Schulenburg: Der Spreewald und seine Bewohner	227

B. Aufsätze.

C. Bolle: Ein kleiner Berliner Friedhof a. D.	175
C. Bolle: Sturnea, aus dem Vogelleben der Heimat	179
C. Bolle: Brummtopf und Schimmelreiter	294
E. Friedel: Dorf Hönow und die grosse Schildkröte	82
R. Mielke: Das ehemalige Rathaus zu Dahme	74
E. Zache: Die geologische Wand im Humboldthain zu Berlin	66

C. Ausführliche Referate.

Albrecht und Graupe: Wanderbuch für die Mark Brandenburg	77
Albrecht und Graupe: Märkische Sommerfrischen	78
Fontane's Führer durch die Umgegend von Berlin	262
G. Galland: Die Amtmännin von Oranienburg	289
Keilhack: Zusammenstellung der geologischen Schriften und Karten über den ostelbischen Teil des Königreichs Preussen, mit Ausschluss der Provinzen Schlesien und Schleswig-Holstein :	221
Keilhack: Der Koschenberg bei Senftenberg	221
Kirchner und Potonié: Die Geheimnisse der Blumen	261
Koepert: Der Star	141
Schmidt-Neuhaus: Die Königin Luise in der Plastischen Kunst	22
Schmidt-Neuhaus: Berliner Gedenktafeln	141

Schneideck: Neue Berliner Märchen	S. 41
Schneideck: Berliner Träumereien	" 78
Wahnschaffe: Ergebnisse einer Tiefbohrung in Nieder- Schönweide bei Berlin	" 196
Zache: Geognostische Skizze des Berliner Untergrundes	" 22
C. Abbildungen.	
Markgrafenstein mit Erosionsgürtel	" 122
Rathaus in Dahme	" 75
Riesengrab in Löwenbruch	" 165
Schellen-Weinglas	" 226
Schildkröte in Hönow	" 83
Schlüsselbund	" 226
Taufbecken	" 80
Trinkbecher	" 224
Verzierter Stein an der Kirche zu Hönow	" 86
Vexierbecher	" 225

Register.

- Aalz, Fischerort S. 18.
 Acer S. 260.
 Albrecht, A. u. Graupe, Wanderbuch
 S. 77.
 Algenflora des Müggelsees S. 22.
 Alfieri, Aussichtsturm auf d. Havelberg
 S. 31.
 Altertumsfunde, Nachrichten über S. 93.
 v. Alvensleben S. 271.
 Angelus, Historiograph S. 154.
 Aquarellen d. Peripherie Berlins S. 227.
 Archivar S. 30.
 v. Arnim S. 88.
 Ascherson S. 158, 187.
 Bastian S. 191.
 Beigefäße der Gräberfelder S. 192.
 Beinbruchsteine v. Freienwalde S. 219.
 Bekmann, Histor. Beschr. d. Chur
 und Mark Brandenburg S. 151.
 Benachrichtigung betr. d. Denkmal f.
 Kurfürst Friedrich I. S. 13.
 Berchta S. 18.
 Berendt, Untergrund v. Berlin S. 196.
 Berlin S. 13, 22, 41, 78, 137, 139, 141, 142,
 143, 175, 196, 197, 224, 254, 265, 271.
 Bibliothek S. 30, 287.
 Birnbaum, wild S. 188.
 Blankenburg, Burgwall S. 144.
 Blie-Blau S. 46.
 Blocksberg bei Hönow S. 87.
 Bluth, brandenb. Denkmals-Konser-
 vator S. 94.
 Bolle, Dr. Carl S. 11, 24, 31, 42, 47,
 98, 120, 146, 175, 179, 181, 183,
 188, 189, 196, 257, 261, 266, 294.
 Borchherding S. 41.
 Brandgräber der mittleren Bronze-
 zeit S. 191.
 Breitenbach S. 119.
 Bronzefahlbau in Spandau S. 38, 191.
 Brummtopf S. 294.
 Buchholz S. 93, 158, 159, 165, 191,
 201, 218, 224.
 Bücherdiebe S. 139, 197.
 Bürkner S. 98.
 Büttelsteine S. 217.
 Buliminus radiatus in Kalkberge
 Rüdersdorf S. 38.
 Bullgrube, (Gedicht) S. 259.
 Burgwall-Schnecken S. 40.

- Burgwall bei Klistow S. 40.
 Buschmühle, (Gedicht) S. 258.
 Busse S. 216.
- Calyculina Ryckholtii in der Spree
 zu Berlin S. 39.
 Cantian S. 127, 147.
 Charlottenburg, Schloss S. 93.
 Chicago, Modelle von Dolmen S. 31.
 Chodowiecki S. 16.
 Cladow a. d. Havel S. 79.
 Clauert S. 200.
 Coepenick S. 18.
 Collin, Regenwürmer S. 22.
- Dahme, Rathaus S. 74.
 Darwin-Façon-Steine S. 218.
 Denkmalspflege S. 183.
 Dennewitz, zum Gedächtnis S. 143.
 Diersch S. 11.
 Dohme, Dr. Robert S. 186.
 Dolmen, Hünenbetten S. 31, 166.
 Donar S. 18.
 Donau, die „D.“ in der Mark Branden-
 burg S. 217.
- Eberesche S. 179.
 Eisenschmelzrückstände S. 79.
 Elektrizitätswerke, Berlin S. 263.
 Elsbeere S. 188.
 Emys lutaria S. 42 fig.
 Etat S. 26.
 Eulenspiegel S. 199.
 Euler, Prof. Dr. S. 9, 48.
- Façonsteine S. 218.
 Falschgeld S. 217.
 Fastnachtsgebräuche S. 14, 32.
 Ferge, der letzte F. von Berlin S. 90.
 Fickert S. 12.
 Fontane, Führer S. 47.
 v. Forekenbeck S. 25.
 Freienwalde S. 39, 219.
 Freytag, Josephine S. 47, 98, 156.
 Fria S. 18.
- Friedel S. 1, 4, 21, 25, 37, 42, 74, 82,
 90, 92, 93, 95, 113, 119, 124, 137,
 142, 143, 145, 146, 154, 156, 167,
 168, 174, 181, 182, 183, 186, 193,
 197, 199, 216, 221, 223, 227, 265.
 Friedhof a. D. S. 175.
 Friedrich der Grosse S. 203.
 Friedrich Karl S. 208.
 Friedrichshagen S. 63, 216.
 Friedrichsthal a. Havel S. 18.
 Fürstenberg a. O S. 19.
 Fürstenwalde a. S. S. 18, 119.
 Fuchs, canis vulpes S. 117.
- Galland S. 289.
 Gasner, S. 14, 32.
 Gatow a. H. S. 79.
 Gedenktafeln S. 141.
 Geologie und Geognosie S. 22, 66,
 187, 196, 221.
 Gesellschaft S. 1, 25, 63.
 Gesner S. 84.
 Giese S. 99.
 Gladenbeck S. 63.
 Glockenkunde S. 91.
 Goethe und die Markgrafensteine S. 147.
 Gottheil, W. S. 41, 159.
 Grabstätten, vorgeschichtliche S. 31.
 Graupe, Wanderbuch S. 77.
 Grunewald, S. 31, 199.
 Grunow, Glockenkunde S. 91.
 Guben, Fastnachtsgebräuche S. 19.
- Hänseln S. 20.
 Hagemeister, Der letzte Fährmann v.
 Berlin S. 90.
 Hamster S. 173, 181.
 Handtmann, E. Seedorf S. 45, 182, 198.
 Hartwig, W. S. 137, 187, 220, 222.
 Havelberg, Aussichtsturm S. 31.
 Heisswecken S. 19.
 Helix ericetorum S. 38.
 Helix draparnaldi S. 40.
 Henkershand S. 207.
 Hennings Algenflora S. 22.
 Hexengeschichte, der Möllerschen
 Chronik S. 88.
 Hönow S. 82.

- Hohenzollern in der Mythe S. 207.
 Holde S. 18.
 Holzapfel, Die Pfahlbauten S. 189.
 Holzbirne S. 188.
 Hornhecht S. 22.
 Huksche-Kröte S. 222.
 Humboldthain, geolog. Wand S. 66.
 Inlandeistheorie S. 121.
 Jagdwesen S. 112.
 Jazko S. 256.
 Jentsch, Prof. in Guben S. 194.
 Judenwiese S. 21.
 Julfest S. 17.
 Jungfern- u. Junggesellenkrone S. 81.
 Kälber-Werder S. 82.
 Kaffee-Ordnung S. 203.
 Kassen-Status 1892/93 S. 28.
 Kartenwerk v. Prof. Liebenow S. 144.
 Keilhack, Geologe S. 221.
 Kinderklappern, vorgesch. S. 193.
 Kirchner, Prof. Dr. O. S. 168.
 Klenze S. 73.
 Klöden S. 123, 147.
 Knödeln S. 188.
 Königsberg S. 217.
 Königserle S. 23.
 Köppe, Bürgermeister v. Fürstenwalde
 S. 125.
 Körner, Rixdorf S. 95.
 Kokosnus S. 145.
 Koschenberg S. 221.
 Krause, Prof. Dr. S. 22, 124.
 Krebspest S. 137.
 Krebstiere S. 136, 187.
 Kreuzberg S. 194.
 Kurfürstenbrücke S. 226.
 Kuhn S. 19, 20.
 Kunstgeschichte S. 22.
 Kunstammer d. Gr. Kurfürsten S. 145.
 Lacerta viridis S. 41.
 Landeskunde S. 30.
 Landsberg a. W. S. 20.
 Lebus S. 125.
 Lemke, Elisabeth S. 215, 275.
 Licht'sche Karte S. 137.
 Liebenow, Prof. S. 5, 120, 124, 144.
 Limax agrestis in Berlin S. 40.
 Limax tenellus, Brieselang S. 40.
 Limax variegatus in Berlin S. 40.
 Lippehne S. 45.
 Lithoglyphus S. 37.
 Löwenbruch S. 165.
 Lossen S. 13.
 Lübke, Wilhelm v. S. 94.
 Luise, Königin S. 22.
 Lutchen S. 48.
 Luther, Übersetzer S. 46.
 von Lynar S. 23.
 Märchen S. 41.
 Märk. Prov. Museum S. 1, 91, 140,
 159, 186, 190.
 Mammut S. 96.
 Markgrafensteine S. 121, 142, 146, 149,
 Marquardt, Techniker S. 155.
 Maupertuis S. 203.
 Maurer, H. S. 40, 144, 216, 289.
 Matzdorff S. 22, 139.
 von Medem S. 271.
 Mehlbeerbaum S. 189.
 Meierei, Bollesche S. 183.
 Messer von Bronze S. 192.
 Meyer, Ferdinand S. 7, 16, 24, 47,
 65, 98, 124, 153, 203, 254, 271.
 Mielke, R. S. 74, 88, 262.
 Mispel S. 188.
 Missgeburt, Berliner von S. 139.
 Mittwinternachtsfest S. 17.
 Möller'sche Chronik S. 88.
 Mordkreuze S. 140.
 Müggel S. 22, 65, 216, 218.
 Mühlenbeck Glockenkunde S. 91.
 Müllenhoff, Prof. Dr. K. S. 169.
 Müller, Buchhändler S. 6, 11.
 Münzfund, orientalischer S. 91.
 Muckel, Muckebold S. 141, 182.
 Muscheln S. 38.
 Mythenbildung S. 207.
 Nadeln von Bronze S. 192.
 Nehring, Prof. Dr. A. S. 173.

- Niederlausitz S. 19.
 Nixenspuk S. 257.
 Nixenwohnung S. 259.

 Obstarten S. 156, 187.
 Oderbruch S. 20.
 Oranienburg S. 18, 289.
 Osteocolla S. 219.
 Ostgermanen S. 17.

 Paarstein S. 188.
 Paludina diluviana S. 31.
 Pferderennen S. 271.
 Photographie d. Lutherbrücke S. 190.
 Pintsch, J., Fabrikbesitzer S. 119.
 Podratz, Archivar S. 30.
 Porzellan-Manufactur S. 154.
 Postwesen S. 23, 45.
 Potonié, Dr. S. 168.
 Prahm-Fund S. 94.
 Prunus S. 190.
 Pütz S. 31, 227.
 Pupa muscorum S. 37.
 Puppen S. 220.

 Rana arvalis und temporaria S. 41.
 Rathaus, Berliner S. 224.
 Rauen S. 121, 152.
 Regenwürmer S. 22.
 Reinhardt, Prof. Dr. Otto S. 36, 189.
 Reuter S. 42.
 Riesengrab bei Löwenbruch S. 165.
 Riesenhirsch S. 96.
 Riesenschale im Lustgarten S. 124.
 Rixdorf S. 95, 99.
 Ritter S. 29.
 Röm. Germ. Zentralmuseum S. 1.
 Rossopfer S. 20.
 Rückenberg S. 142.

 Sagan S. 181.
 Sandschliff S. 124, 153.
 Sanssouci S. 140.
 Schadow S. 31.
 Scharfenberg, Insel S. 189.
 Schellenweinglas S. 451.
 Schenk S. 40, 144.
 Scherben S. 21.

 Schild, E., Divisionspfarrer S. 194.
 Schildkröte S. 42, 82.
 Schimmelreiter S. 20, 294.
 Schlehe S. 190.
 Schlüsselbund S. 224.
 Schmidt-Neuhaus S. 22, 30.
 Schnecken S. 36, 38, 51, 220.
 Schneideck S. 41, 78.
 Schubart S. 9, 28, 98, 197.
 von Schulenburg S. 31, 48, 140.
 Schütz, C. S. 64.
 Schwartz, Prof. Dr. S. 92, 141, 181,
 207, 218.
 Schwedenschanze bei Hönow S. 87.
 von Schwerin S. 260.
 Seedorf bei Lenzen S. 198.
 Senftenberg S. 36.
 Sello S. 43.
 Sechellennuss aus der Spree in Berlin
 S. 145.
 Sitzungen S. 1, 4, 25, 47, 63, 95, 119, 143,
 154, 156, 183, 186, 199, 223, 263, 265.
 Sommerfrischen S. 78.
 Sorau S. 90.
 von Schack S. 271.
 Spandau S. 38, 79.
 Spinngeräte S. 275.
 Spreewald S. 24, 227.
 Sprengel S. 168.
 Städtebilder S. 158.
 Star S. 141, 180.
 Statistik S. 25.
 Steinbeil S. 194.
 Steinbeilagen S. 201.
 Steinkammer S. 167.
 Steinnuss S. 146.
 Steinzeit S. 31, 156, 187.
 Stiftungsfest S. 4.
 Strassburger, Prof. Dr. S. 169.
 Storkow S. 18.
 Sturnea S. 179.

 Taddel, Landgerichtsrat S. 186.
 Taufbecken S. 79, 198, 262.
 Telge, Photographieen S. 124, 147.
 Tempelvey, Lithographie S. 147.
 Teupitz S. 18.

- Thermometer, Das hundertteilige S. 90.
 Thomas-Christen S. 198.
 Thorea, Alge S. 22.
 Thüren (Dorfstelle) S. 216.
 Tiefbohrung S. 196.
 Tiergarten, Kleiner i. Moabit S. 137.
 Tierleben S. 36.
 Touristenklub S. 199.
 Triton S. 41.
 Trinkbär S. 224.
 Tschichertzig S. 94.
 Tuffstein S. 219.

 Unio batavus S. 38.

 Veneta S. 257.
 Vexierbecher S. 225.
 Victoria-Park S. 38, 156, 187.
 Virchow, Rudolf S. 167.
 Vogelbeeren S. 157.
 Voltaire S. 203.

 Wackenroder S. 24.
 Wahnschaffe, Prof. Dr. F. S. 196.
 Wanderbuch S. 77.
 Wanderfahrt S. 7.
 Wandgemälde d. Berl. Rathauses S. 3.
 Warnung (Gedicht) S. 260.

 Wassernuss S. 98.
 Wasserwerke, Müggelsee S. 265.
 Webegeräte S. 275.
 Weber S. 25.
 Weichsel-Kirsche S. 190.
 Weiden i. Berlin S. 266.
 Weihnachtsmarkt S. 197.
 Weissdorn S. 157.
 Wegely S. 155.
 Wendische Ansiedlung S. 21.
 Westgermanen S. 17.
 Weyergang, Frä. Wilhelmine S. 31, 98.
 Wildschwein S. 117, 118.
 Winss S. 88.
 Witz, Berliner S. 159.
 Wodan S. 20.
 Wölfe S. 115 flg.

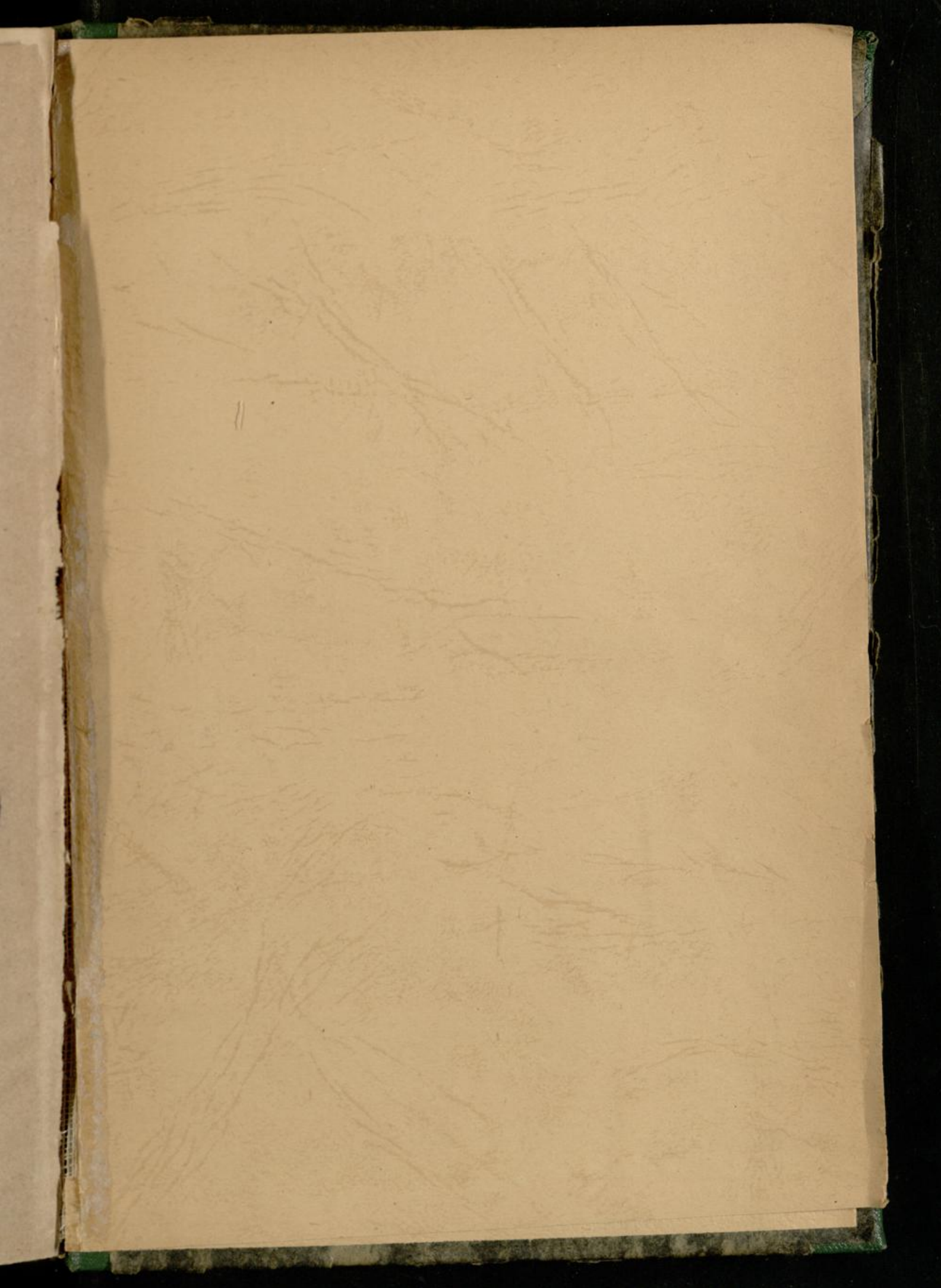
 Zache, Dr. E. S. 22, 66, 96, 121, 196,
 218, 221.
 Zampern S. 20.
 Zeit und Mass S. 90.
 Zigeuner S. 92.
 Zillessen, Pastor S. 98.
 Zschille, Maler S. 158.
 Zürgelbaum S. 157.
 Zwölften S. 92.

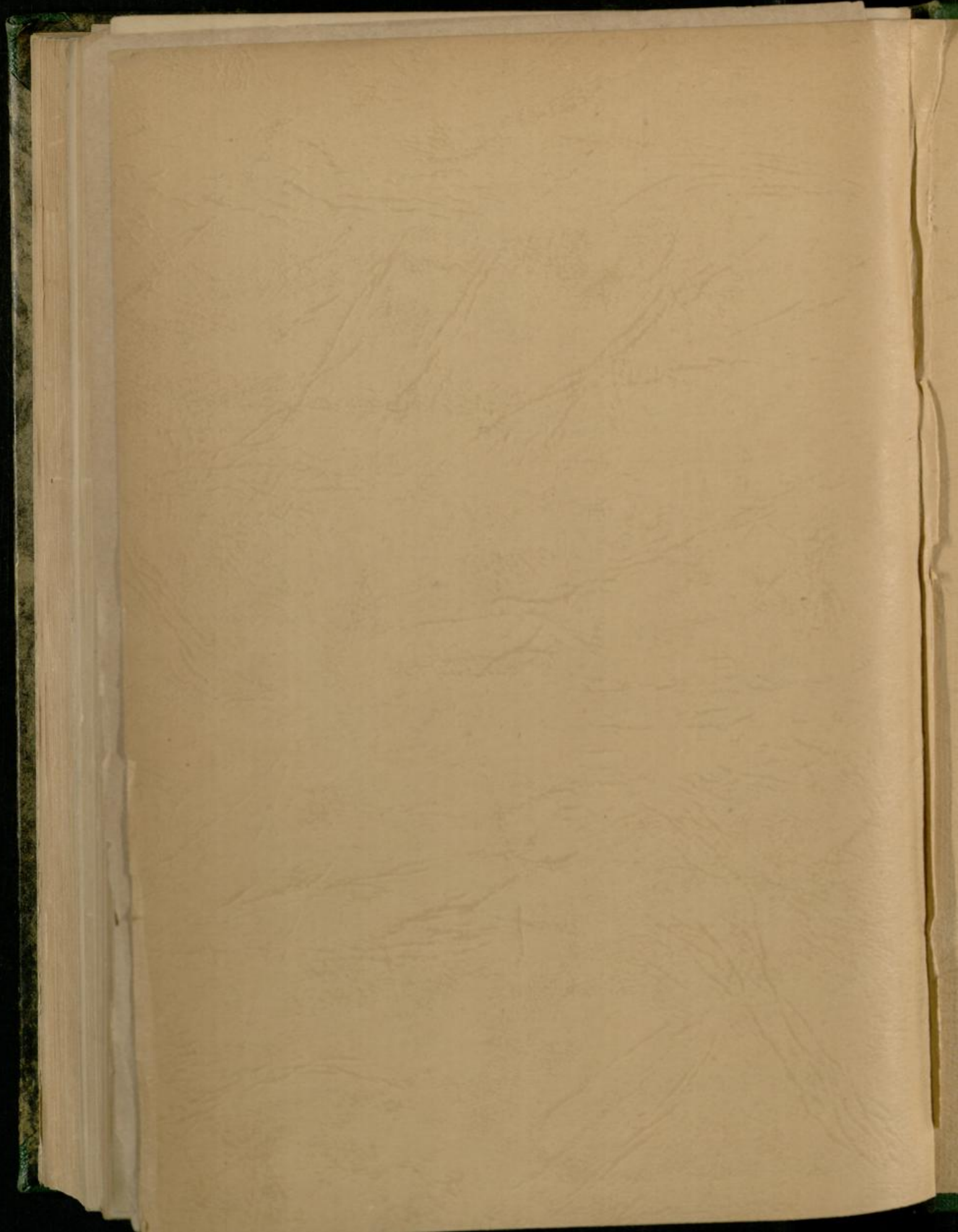
Fehlerberichtigungen.

- S. 19 statt Heetireggen lies: **Heetwekken**.
 S. 31 zu 5. Zeile 2 statt Lutschen lies: **Lutchen**.
 S. 37 zu 2. Zeile 3 v. u. statt Paledina lies: **Paludina**.
 S. 167 Zeile 21 statt Nachricht lies: **Ansicht**.
 S. 177 Zeile 1 v. u. statt Schliefen lies: **Schlieffen**.



Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender
 haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003285

